

Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 23

Samstag, 31. Januar 1976

Nr. 1

Beziehungen Ph. M. Hahns zu Onstmettingen nach seinem Wegzug

Von Alfred Munz, Onstmettingen

Im Jahr 1770 wurde Ph. M. Hahn von Onstmettingen nach Kornwestheim versetzt. Er blieb aber bis zu seinem Tod in mehrfacher Weise mit seinem einstigen Wirkungs-ort Onstmettingen verbunden. An erster Stelle steht hier seine Verbindung mit dem Schulmeister Ph. Gottfried Schaudt, der für ihn weiterhin Uhren und Rechenmaschinen baute. Dieses Verhältnis lockerte sich allerdings mit den Jahren, da Hahn sich neue Arbeiter heranzog und es mit Schaudt Schwierigkeiten wegen der Rückzahlung von Schulden gab. Zunächst aber war ein häufiges Hin und Her.

Im ersten Tagebuch Hahns, es beginnt im September 1772, finden wir am 27. Mai 1773 den Eintrag: „Kam aber der Schulmeister von Onstmettingen. Ging gestern noch mit ihm auf Ludwigsburg . . . Mittags wollte auf Solitude mit Schulmeister, wurden aber von einem starken Donnerwetter nach Stammheim getrieben, wohin sich der Herzog geflüchtet hatte.“ Das stellt sich indessen als günstig heraus, denn „es mußte alles zusammentreffen, Zeit, Wetter, Hindernisse, nur daß ich seine Durchlaucht sprechen und durch Nachricht von meiner Rechenmaschine präparieren konnte auf des Schulmeisters Gesuch wegen seinem Sohn.“ Der wurde später Pfarrer, und es scheint, als hätten sich da wegen des Studiums Schwierigkeiten ergeben. Genaueres ist nicht bekannt. Am andern Tag sind Hahn und Schaudt nochmals beim Herzog. „Zweimal mit Sr. Durchlaucht geredet, welcher sehr gnädig war und durch Regierung und Erleuchtung mehr versprach als Schulmeister begehren konnte.“

Am 14. Juli 1773 erhält Hahn einen Brief von Schaudt wegen der Rechenmaschine und reist am 1. August nach Onstmettingen. Unterwegs hält er sich einen Tag in Engstlatt, zwei in Frommern auf (vermutlich hält er dort jeweils Erbauungsstunden) und „kehrte in Zillhausen bei dem Brückenkonrad ein, aß zu Mittag eine gestandene Milch. Er ging mit mir auf Onstmettingen.“ Am selben Tag noch bespricht Hahn die Zeichnungen der Rechenmaschine mit dem Schulmeister. Am anderen Morgen, es ist Sonntag, ist er um 6 Uhr schon wieder bei Schaudt und bespricht mit ihm die Rechenmaschine bis zum Zusammenläuten, worauf er in die Kirche muß, denn er hat am Abend zuvor zugesagt, die Predigt zu übernehmen. Nach dem Mittagessen reist er ab, zu Pferd, denn Schaudt hat für ihn eines besorgt. „In Hechingen kehrten ich und Schulmeister bei H. Jauch ein, der uns höflich aufnahm und zwang, ein paar Gläser Wein zu trinken. Wir kamen spät auf Ofterdingen. Es war nacht, da ich nach Dußlingen kam. Schulmeister bezahlte die Zech wegen seinem Sohn und nahm das Roß zurück. Ich kam nachts um 10 Uhr in Tübingen zu Fuß an.“

Im Oktober 1773 erwähnt Hahn eine Bestellung, die er in Onstmettingen macht, und am 9. November „kam Schulmeister von Onstmettingen mit der Maschine“ (Rechenmaschine). Er bleibt 3 Tage, und die

beiden werden von Rechenmaschinen und Uhren, von gemeinsamen Bekannten und dem Geschehen in Onstmettingen geredet haben. Sie planen weitere gemeinsame Projekte. Am 1. 3. 1774 notiert Hahn: „Dachte der kleinen Maschine nach, welche der Schulmeister machen soll und spürte das Produkt auf“, und am 29. 3. „Riß gemacht. . . Brief aus Onstmettingen an Schulmeister“.

Am 19. 4. 1774 heißt es: „Von Hechingen ritt ich nach Onstmettingen. Da ich gemeint, ich werde laufen müssen, so schickte es Gott, daß man mir ein Pferd entgegenbrachte. In Onstmettingen logierte bei dem Schulmeister, um meine gewöhnliche Kost zu haben, wir mir's zuträglich ist, Donnerstags (am Vormittag) erklärte ich dem Schulmeister die erste Rechenmaschine und mittags die zweite.“ Hahn bleibt nun bis zum Sonntag. Anscheinend waren Hahn und Schaudt am Sonntagvormittag noch so in Konstruktionspläne vertieft, daß es dem Schulmeister nicht zum Gottesdienst reichte. Hahn erfährt nachher in einem Brief, „daß Pastor sehr böse über mich und den Schulmeister geworden, weil es einen Fehler gegeben in der Kirche, als Schulmeister sonntagmorgens abwesend war.“

Am Sonntagnachmittag reitet Hahn heimwärts. Der Dorfvoigt hat ihm sein Pferd angetragen bis Ofterdingen. „Schulmeister ging mit. Unterwegs erklärte Lavaters Sätze, woraus der Gefährte Eindrücke bekam.“

Die Rechenmaschine hat nun Hahn und Schaudt längere Zeit beschäftigt. Am 14. 5. 1774 ist im Tagebuch eingetragen: „Über die Rechenmaschine nachgedacht, weil ich den St. . . auf Onstmettingen mit einer Antwort schicken soll.“ Am 13. August 1774 ist Hahn zu Fuß von Hechingen her in Onstmettingen angelangt. Am andern Tag „mußte Schulmeister die Rechenmaschine ineinandertun“, denn mit ihr geht es nach Balingen. „Abends sah Herr Lavater (der berühmte Prediger am Großmünster zu Zürich, Anm. d. V.) die Rechenmaschine und gab den Rat, es (das Werk A. d. V.) durch die Physikalische Gesellschaft in Zürich der Welt kund zu tun.“ Am andern Tag reist Hahn wieder ab. „In Hechingen, da just Mariä Himmelfahrtstag war, konnten wir nicht durchs Tor. Ich ging deswegen zu dem Fürsten in die Kirche, der sehr gnädig war und mir eine Schokolade in der Post machen ließ.“

Bereits 2 Monate nach diesem Besuch erhält Hahn „gute Nachricht von Onstmettingen wegen der Rechenmaschine.“ Am 8. 3. 1775 reitet er dann wieder nach Onstmettingen und inspiziert die Maschine. Die Arbeit zog sich hin. Unter anderem erfährt er auch, daß ihn der Onstmettinger Pfarrer wegen seines Kinderlehrgottesdienst anlässlich seines letzten Besuches beim Dekan verklagt hat.

Wieder ein Jahr später, am 11. 8. 1775, erhält Hahn „verdrößliche Briefe von Onstmettingen, als ob Schulmeister mit Streichen umgehe wegen der Rechenmaschine und solche verkaufen wolle. Deswegen wurde ein Brief geschrieben, obschon ich solches nicht geglaubt.“ Ob an der Verdächtigung etwas Wahres war, wissen wir nicht. Zwei Monate später reist Schaudt zu Hahn nach Kornwestheim, vermutlich um die Verdächtigung zu bereinigen und weitere Rechenmaschinenprobleme zu besprechen. Erst ein Jahr später, am 19. 11. 1776 „kam Ziegler von Onstmettingen mit den Maschinen“. Aber da ist manches nicht klar. Am 22. 11. trägt Hahn ein: „Schrieb Briefe auf Onstmettingen dem Schulmeister“, und einen Tag später: „Noch einen Zettel auf Onstmettingen geschrieben und darüber nachgedacht, was ich wegen der überschickten Rechenmaschine tun soll“. Sie ist offensichtlich nicht fertig bzw. funktioniert nicht, denn am 20. 12. finden wir den Eintrag: „Rechenmaschine von Onstmettingen vollends ausmachen lassen.“

Von den Tagebüchern Hahns sind nun die Jahrgänge von 1777–1783 verschollen. Die Beziehungen zu Schaudt bestehen danach immer noch. Am 15. 11. 1783 ist eingetragen: „Brief an Schulmeister in Onstmettingen geschrieben und seinen beantwortet“. Am 22. 9. 1784 heißt es: „Der Andreas Schaudt, cand. von Tübingen, ließ seines Vaters Rechenmaschinen holen“, und am 17. 10. 1787: „Brief von Schaudt bekommen, der einen Brief von Graf Thun (?) beige-

Exkursionen 1976

- 6. und 7. Juni: Vorarlberg, Liechtenstein;
- Juni: Botanische Exkursion;
- 5. bis 12. Juli: Wallis;
- 22. August: Schorndorf, Welzheimer Wald, Murrhardt;
- 12. September: Donaueschingen, Breg- und Urachtal, St. Märgen, St. Peter, Kandel.

Anmeldungen bei Geschäftsführer Franz Bukenberger, Balingen, Schumannstraße 14, Telefon 2 11 29.

legt, daß er die Maschinen für 500 Gulden verkauft und nur 450 bekommen.“

Die meisten Briefe der letzten Jahre haben allerdings nicht mehr Maschinenprobleme zum Inhalt, sondern Geldsachen. Am 21. 9. 1784 empfängt Hahn Briefe vom Onstmettinger Pfarrer, „da ich gewarnt wurde wegen dem Schulmeister, weil man glaubt, er eigne sich meine Kapitalien zu, und seine Haushaltung sei nicht die beste. Diese Warnung muß ich doch als von oben annehmen und Vorsicht brauchen.“ Hahn schreibt Schaudt. Am 19. 4. 1785 „kam der Schulmeister von Onstmettingen und brachte etwas Geld“. Am andern Tag trägt Hahn ein: „Schulmeister hinderte mich morgens“. Das Verhältnis ist also nicht mehr wie früher. 1786 ist Hahn nochmals in Onstmettingen, mehr allerdings wegen der „Brüder“, der Gemeinschaftsleute also. Zum Schluß seiner Eintragungen heißt es dann nur: „Ging zum Schulmeister und besorgte meine Schulden.“ 1788 wird Hahn von seiner Schwägerin „wegen dem Schulmeister von Onstmettingen gewarnt, daß mein Geld gefährlich bei ihm stehe“.

Wir erfahren nun auch aus anderen Quellen, daß Schaudt mit dem Geld nicht zurechtkam. Er kann seine Schulden nicht bezahlen, an seine Söhne nicht und an Hahn nicht. Dieser wendet sich zum Schluß an den Oberamtmann in Balingen: „Da ich denn nicht wußte, was ich wegen dem Schulmeister anfangen sollte. Da ich so viel Geduld gehabt, so kann ich nicht anders als mich ans Oberamt wenden, weil er (Schaudt) mich nicht um Geduld bittet.“

So enden die Beziehungen Hahn/Schaudt mit Geldquerelen, und das ist schade nach so viel fruchtbarer Zusammenarbeit. Wir wissen nun, daß Hahn Geld nach Onstmettingen ausgeliehen hat. Wer einen großmütigen Geldgeber suchte, kam zu Hahn. Es fragten bei ihm auch Leute um Geld, die wegen ihrer zerrütteten Verhältnisse nirgends mehr Kredit hatten. Aus Onstmettingen waren es einige Bürger, die bei ihm Geld geliehen hatten. Schon 1772 heißt es bei den ersten Tagebucheinträgen: „Nachts Briefe nach Onstmettingen geschrieben wegen einer Schuld, die nicht eingehen wollte“. Oder 1773, als er in Onstmettingen war: „Ich kehrte bei meiner Schwester ein, ging meine Schulden (gemeint ist immer: meine ausstehenden Gelder, Anm. d. V.) mit dem Jörgle durch“.

Desweiteren erfahren wir: 1774 „Geld kam auch an von Onstmettingen“. 1776 „Ein Onstmettinger kam und wollte Geld entlehnen... Das Geld zum Ausleihen auf Onstmettingen zusammengepackt und geschrieben.“ „Ganzen Tag verhindert worden durch Kronenwirt von Onstmettingen.“ 1783 „Auch kam Kronenwirt von Onstmettingen und fragte bei mir wegen Vergleichsachen um Rat“. 1788 „Der Mann von Onstmettingen, Konrad Alber, kam und brachte vom Jakob Metzger Zins“. „Brief an den Dorfvogt wegen denen, die den Zins nicht zahlen, aufzukündigen. Hernach die Schuldner dem Konrad herausgeschrieben, daß er Zins einziehen soll“. „Konrad von Onstmettingen kam, brachte 3 Stühle und Zins. Veranlaßte mich, das Schuldbuch wegen den Onstmettingern zu berichtigen“. „Dem M. B., weil er keinen Zins zahlt, aufgekündigt“. „Briefe von Onstmettingen, von Herrn Pfarrer, der mein Verwalter sein will. Schrieb ihm wieder und legte einen Brief an Herrn Oberamtmann wegen Michel B., Ludwig Sch. und Paul M. bei.“

Nach dem Wegzug Hahns bestanden auch verwandtschaftliche Beziehungen Hahns zu Onstmettingen. Seine Schwester war hier mit einem Ziegler verheiratet. Besuche gingen hin und her, bis es 1783 heißt: „Mein Schwager kam von Onstmettingen und will nach Polen ziehen... in die Audörf(?)“. 6 Monate später erhält Hahn „Nachricht vom Ziegler, daß es ihm zu Galizien in der

Nähe von Sambor an dem karpathischen Gebirge wohl gehe. Richter sei ein württembergischer Dorfvogt, ein Tailfinger Provisor Schulmeister“.

Weitere persönliche Beziehungen waren durch das Dorle gegeben, die Magd der Hahn'schen Familie, die mit nach Kornwestheim gezogen war. Sie war Anlaufperson für manchen Onstmettinger, der im Raum Stuttgart zu tun hatte. Wir erfahren darüber: 1772 „Aus Onstmettingen Mann, meiner Magd Vetter, und meine Schwester, welche mir 60 Eier vom Sonnenwirt brachten.“ „Nachts mit meinen Onstmettingern geredet und in der vorderen Stube geblieben und erst um 12 Uhr ins Bett gekommen.“ 1774 „Abends die Buben von Onstmettingen gekommen.“ „Wollte auf Ludwigsburg z. H. M. wegen der Waagen von Hechingen und Onstmettingen, weil mich Onstmettinger deshalb gebeten.“ „Konrad von Onstmettingen war auch über Nacht.“ 1775 „Nachts kam Gottfried von Onstmettingen.“ „Magd ging auf Onstmettingen.“ 1784 „Margarethe von Onstmettingen gekommen.“ 1785 „Wein kam durch Kronenwirts Knecht von Onstmettingen gestern fort.“ 1788 „Abends kam der Köhlhofer von Onstmettingen.“

Wenn ein Pfarrer wie Ph. M. Hahn an einen neuen Wirkungsort zieht, würde es uns wundern, wenn nicht auch Beziehungen seelsorgerlicher Art zu einzelnen Familien oder Vereinigungen bestehen blieben. Hahn hat vermutlich den Anstoß zur Entstehung einer pietistischen Gemeinschaft im Ort gegeben, und es kann ihm nicht gleichgültig sein, was daraus wird. Wir erfahren: 2. 9. 1772 „Einen Brief von einer Onstmettingerin bekommen, da ich Pfarrer war. Schrieb einen Ermahnungs- und Stärkungsbrief dahin.“

30. 9. 1772 „Nachricht und Brief von Maria Agathe Fladin bekommen von Onstmettingen, darinnen ich die Gnade Gottes erkannt als eine Frucht des Wortes, so unter anderem auch von mir verkündigt worden. Trieb bekommen, nach Onstmettingen einen Ermahnungs- und Stärkungsbrief zu senden, welches ich morgen tun will.“

Die genannte Fladin hat seinerzeit eine Stiftung für arme Schulkinder gemacht, damit man ihnen Schulbüchlein kaufen konnte.

Als Hahn im August 1773 nach Onstmettingen kam, richtete er es so ein, daß er „gleich abends mit den Onstmettinger Gutsinnten reden konnte ins Paulus Haus, wohin ich alle berufen ließ. Sprachen mich an, morgen zu predigen, welches ich auch tat, da der Vater im Himmel es regierte, daß der Herr Pfarrer gleich accord war, als ich mich fürebot. Gott bewegte auch des Pfarrers Leut, daß sie Liebe zu mir hatten und gut Logis und Kost gerne gaben. Und war mir die Kost nur zu gut. Es würde mir

besser gewesen sein, wenn es nach meiner Gewohnheit gewesen wäre. Man gab mir auch den Hausschlüssel, daß ich heimkommen konnte, wann ich wollte.“

Damals hatte sich vor der Ankunft Hahns eine unguete Sache zugetragen. „Ehe wir hinkamen, erzählten mir alle Onstmettinger, die mir begegneten, daß der Jakob W. eine Kuh gestohlen habe, wodurch mein Geist sehr betrübt wurde.“ Hahn nimmt sich der Sache an. „Da aber der Oberamtmann kam, so ging hinüber ins Pfarrhaus, um des weiteren von ihm zu hören wegen dem W. Er sagte, nun wolle er ihn recht schlagen lassen, bis er gestehe. Ich sagte, es habe kein Oberamt kein Recht dazu, ein Landeskind zu schlagen, sondern nur die Vaganten, welches er auch eingestand.“ Was weiter geschah, erfahren wir nicht. „Nach dem Mittagessen ritt ich fort, kehrte aber auf Begehren noch bei dem Dorfvogt ein im Wirtshaus, da einige Richter versammelt waren, welche ihre Liebe zeigten.“ Hahn war also nach wie vor geschätzt in Onstmettingen.

Weiter erfahren wir aus dem Jahr 1774: „Kam ein Bote von Onstmettingen wegen der Ursula. Sie solle heiraten, wolle aber nicht wegen dem angefangenen Werk Gottes in ihrer Seele. Ich sehe, daß das Dorle wirksam ist für das Reich Gottes an der Magd und andern, und daß ohne Adjutanten in Flecken und Haus der Pfarrer nichts ausrichten kann.“

Schließlich heißt es im Jahr 1786: „War in Onstmettingen. Morgens 4 Uhr wachte auf. Dachte, jetzt mußt du dich beeilen. Du bist nicht vergebens so früh aufgewacht. Christus ging oft auch früh aus, um sein Werk zu vollenden. Ging ins Haus, wo man ehemals Stunden gehalten, und stärkte die Brüder.“

Erwähnt muß auch noch werden, daß Hahn mit seinem Namen und seinen Beziehungen Hilfen geben konnte in Angelegenheiten, denen man sich nicht gewachsen wußte. 1772 notiert er kurz, daß er in Stuttgart mit einem Geheimen Rat allerhand zu reden hatte, „auch von den Buben von Onstmettingen“. Im nächsten Jahr setzt er einem Onstmettinger ein Memorial (einen Antrag) auf wegen seiner Buben in Ludwigsburg. Um was es sich dabei handelt, erfahren wir nicht, vermutlich aber um den Militärdienst.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß Hahn sein Leben lang ein väterlicher Seelsorger und Berater für manchen Onstmettinger blieb. Da er auch in technischen und lebenspraktischen Dingen Rat geben, auch mit Krediten helfen und über seine Beziehungen zum Herzog und zum Hof Gutes vermitteln konnte, blieb ein vielgestaltiger, fruchtbarer Einfluß von Hahns Seite auf Onstmettingen auch nach seinem Wegzug erhalten. Ein Glücksfall für Onstmettingen.

Unsere kallenbergischen Orte im 14. Jahrhundert

Von Fritz Scheerer

Im tiefeingeschnittenen, felsigen Donautal steigt unterhalb Fridingen auf der linken Talseite der gewaltige Stiegefels senkrecht auf und rechts erhebt sich im Hochwald auf einer Felsenspitze die Ruine Kallenberg (788 m), von der noch eine stattliche Rundmauer und ein viereckiger Bergfried aus mächtigen Quadern erhalten sind. Eine entzückende Aussicht in das tiefe, wald- und felsumrahmte Donautal bietet sich von diesem Felsenriff. Die Anfänge der Burg sind nicht bekannt. 1294 ist ein H. de Winterlingen Zeuge für die Kallenberg. Die Hälfte der Burg und ihres Zubehörs besaßen zwischen 1287 und 1290 die Söhne Königs Rudolfs von Habsburg.

Die Herrschaft Kallenberg umfaßte die Feste Kallenberg, den Hof zu Gründelbuch, die Orte Nusplingen, Obernheim, Dormet-

tingen, Erlaheim und den Hof Bronnhaupten, „das ouch etwenne ein dorf gewesen ist“ (mon. Hohenb. Nr. 759). Sie war nicht zusammenhängend, bestand aus weiterstreuten Gebietsfetzen: vom Nordrand der

Erlaheimer Markung bis nach Gründelbuch rund 40 km, und wurde ursprünglich von der ungünstig und randlich gelegenen Burg Kallenberg aus beherrscht. Wie Kallenberg zu diesem Streubesitz kam, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden.

Zur Erleichterung der Verwaltung gründete man später eine Stadt gegenüber dem Dorf Nusplingen am anderen Ufer der Bära auf einem hochwasserfreien, kleinen Schwemmkegel am Ausgang des Autales. Sie sollte der Mittelpunkt der Herrschaft sein. Die Gründer der Stadt und die genaue Gründungszeit können urkundlich nicht nachgewiesen werden. 1334 erscheint Nusplingen erstmals als Stadt, die, wie ganz Kallenberg, damals den Grafen von Hohenberg gehörte. Doch kommen diese in diesem Fall nicht als Gründer in Frage, da das Stadtsiegel nicht den hohenbergischen Schild zeigt. Bekannt ist nur, daß die Burg und Herrschaft Kallenberg zwischen 1287 und 1290 je zur Hälfte durch die Söhne des Königs Rudolf von dem Grafen Hugo von Werdenberg erworben wurden, daß aber um 1300 diese Hälfte nicht mehr hohenbergisch war. Wahrscheinlich darf Graf Hugo von Werdenberg als Mitbegründer der Stadt gelten. Erst 1334 waren Kallenberg und Nusplingen hohenbergisch. Das Städtchen versprach nach seiner guten Straßenlage ein Aufblühen des städtischen Marktes.

Beim Verkauf der Herrschaft Hohenberg

am 26. Oktober 1381 durch Graf Rudolf von Hohenberg an Herzog Leopold von Österreich um 66 000 „schwere“ Goldgulden kam neben verschiedenen Städten, u. a. Schömberg, Binsdorf, Ebingen, Oberndorf usw., auch die Feste Kallenberg mit Zubehör (s. oben) an Österreich. Aber Herzog Leopold, selbst in Geldnöten, gab schon 1384 die erworbene Herrschaft Hohenberg dem Grafen Rudolf von Hohenberg zu lebenslänglicher Nutzung zurück. Doch Rudolf III. machte neue Schulden, so daß er 1388 Kallenberg mit Nusplingen für seine Lebenszeit an Graf Rudolf von Sulz verpfänden mußte. Erst nach Rudolfs Tod im Jahre 1389 wurde die Grafschaft österreichisches Eigentum (MH. Nr. 672, 706—709), die sulzische Pfandschaft für Kallenberg bestand jedoch weiter, bis 1401 Truchseß Hans von Waldburg, der Schwager des Grafen Rudolf von Sulz des Älteren, um 1745 rheinische Gulden das Pfand auslöste. Von nun an bis 1695 war Kallenberg eine Pfandherrschaft mit hohem und niederem Gericht in der Hand der Truchsess von Waldburg (von einigen kurzfristigen Weiterverpfändungen abgesehen: Tierberg 1445, Bubenhofen 1469). 1401 kam auch die Kallenberger Herrschaftsmühle bei Nusplingen vor dem oberen Tor, die 1388 aus der Verpfändung ausgenommen und Bannmühle für Nusplingen und Obernheim war, wieder zur Pfandschaft Kallenberg (MH. Nr. 807).

Gründelbuch der Ösch gehöret dahin mit Diensten und mit andern Rechten. Summe der Heller 22 lib und 100 lib h und 4 und 40 Malter Vesen und Haber.

Wir sehen: Auffallend ist, daß weder die Herrschaft Kallenberg noch Österreich-Hohenberg in diesen Orten Güter noch Gebäude besaßen. In Erlaheim hatten die Schenken von Andegg 1340 Güter inne, die 1347 an Hiltpilt Maier von Wurmlingen und von diesem 1348 an Kloster Beuron als zollerisches Lehen verkauft wurden. Es handelt sich dabei um 5 Beuroner Lehengüter von zusammen 81 Jauchert Äcker und 23 Mannsmahd Wiesen (Kreisbeschr. Bd. II S. 325). Zur Herrschaft Kallenberg gehörten Obrigkeit, Herrlichkeit, Geleit, Gerichte, Strafen, Bußen, Anteil an Frevel und Unrechtsstrafen, Fronen und andere Abgaben.

Ähnlich war es in Bronnhaupten (1140 „Brunnohoupten“ = Ort an einer Quelle), wo Kallenberg die Oberhoheit hatte. 1388 muß das Dorf, das vorher wenigstens 5 oder 6 Höfe umfaßte, schon verodet gewesen sein. 1327 zinst der Bronnhaupter Brühl an das Kloster Rottenmünster. Das Kloster Berau besaß 1365 hier einen Lehenhof mit 48 J. Äcker und 9 Tagwerk Wiesen. Einige Güter gehörten zum Geislinger Hof des Klosters Wittichen. Die Klaus Margrethausen kaufte 1345 eine Gült aus hiesigen Gütern von einem Rottenburger Bürger. Die Oberhoheit kam zu unbekannter Zeit an die Herrschaft Kallenberg, mit dieser an die Grafen von Hohenberg und 1381 an Österreich. In den andern kallenbergischen Orten liegen die Verhältnisse ähnlich. Nirgends Grundbesitz der Herrschaft! (Obernheim, Dormettingen, Nusplingen). Aus der auf der Notiz eingeschobenen Bemerkung bei Erlaheim geht hervor, daß die Herren von Bubenhofen um 1388 in Erlaheim und Dormettingen noch Einkünfte besaßen. Tatsächlich hatte auch Heinrich von Bubenhofen die beiden Dörfer inne, wie die Hohenberger Steuerlisten (von K. O. Müller herausgegeben) beweisen. Es handelt sich also hier um eine Afterverpfändung, die ohne Wissen Österreichs geschehen war. Heinrich von Bubenhofen konnte nachweisen, daß sie Graf Rudolf von Sulz ihm versetzt habe. Dies zeugt von der Geschäftstüchtigkeit Rudolfs und wirft ein bemerkenswertes Licht auf seine Finanzgeschäfte.

Dem Grafen von Sulz als klugem Rechner und Wirtschaftler lag sicher daran, daß die ihm verpfändeten Einkünfte auch wirklich dem Wert der dafür ausgeliehenen 945 rheinischen Gulden entsprechen. K. O. Müller rechnet (in Quellen zur Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte der Grafschaft Hohenberg) 1 Gulden zu 1 lb. h. 3 β. Die 44 Malter Vesen und Haber ergeben nach Stemmler 26 lb. 8 β h, so daß der gesamte jährliche Nutzen aus der Herrschaft 122 lb. h. (s. oben) + 26 lb. = 148 lb. h. beträgt. Bei der Umrechnung der Gulden ergibt sich so in unserem Fall 1086 lb. 15 β h, also etwa 13,6% Zins. „Graf Rudolf von Sulz konnte so hoffen, in stark 7 Jahren die ausgeliehene Summe an der Pfandschaft wieder einzunehmen“ (Stemmler). Nach des Grafen Rudolf III. Tod (1389) bestand die Verpfändung weiter, die Pfandschuld wurde aber auf 1745 Gulden erhöht. Um die nunmehrige Gesamtsumme löste 1401 der Truchseß Hans von Waldburg die Pfandschaft aus. Das Haus der Truchsess besaß dann die Herrschaft fast 300 Jahre. Die Truchsess von Waldburg erlebten jedoch wenig Freude an ihrem Besitz von Kallenberg. Ihre Untertanen empfanden die Herrschaft als zu hart, da sie im benachbarten Württembergischen und Österreichischen eine mildere Herrschaft sahen. Die Nusplinger wollten, als sie während des Dreißigjährigen Krieges für kurze Zeit württembergisch waren, nicht wieder zu den Truchsess zurückkehren, denn bei dem Würt-

Das Kallenberger Urbar von 1388

Das Kallenberger Urbar war lange Zeit verschollen. Erst bei der in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts begonnenen Neuordnung der vorder-österreichischen Regierungsakten im Staatsarchiv Ludwigsburg wurde es wieder entdeckt. Der Staatsarchivar Dr. Eugen Stemmler, einer der besten Kenner der hohenbergischen Geschichte, veröffentlichte es 1954 im ursprünglichen Wortlaut in der Zeitschrift für württembergische Geschichte. Die Urkunde von 1388 August 15 hat etwa 1½ Seiten. Mit ihr zusammen ließ Graf Rudolf von Sulz auch die Abgaben weiterer Herrschaften aufschreiben (Herrschaften Wehingen und Neckarburg, Rechte zu Ependorf und Dornhan, Nutzen zu Irslingen). Uns soll hier vor allem die Herrschaft Kallenberg interessieren, um Aufschlüsse zur Verwaltung und Wirtschaftsgeschichte auf dem Heuberg und seinem Vorland zu Ende des 14. Jahrhunderts zu gewinnen. Das Urbar soll daher in heutiges Deutsch übertragen hier stehen:

In dem 88. Jahr von 1300 auf unserer Frauentag, als sie gen Himmel fuhr (Mariä Himmelfahrt, 15. August), ist dies die Pfandschaft, die zu Kallenberg gehört:

Erstens **Nusplingen** gültet jährlich 29 lib h (Liber Heller). Ferner 4½ Malter Haber (1 M. Rauhfrucht Kallenberger Maß 1680 = 127,91 l, 1 M. Glattfrucht Kallenberger Maß = 124,32 l) und 3 Scheffel Vesen (ungegerbten Dinkel, 1 Sch. = ¼ Malter) und das Gericht dazu. Desgleichen **Obernheim** („obernhain“) gibt zu den zwei Steuern im Mai und im Herbst 20 lib h und gültet 1 lib h und 4 β (Schillinge, 20 β = 1 lb, Pfund) zu „friching zins“ (ursprünglich 1 Frischling, ein Schwein im 1. Lebensjahr, als Speisung für den Vogt). Ferner 4 M. Vesen und 4 M. Haber.

In Klammer durchgestrichen: Desgleichen zu **Dormettingen** („dormatingen“) zu der Maiensteuer.

Ferner Hans Egen von Obernheim hat vorgeschlossen als Bürgschaft 100 lib h und ist darum Bürge für „Woeli“ (Willi?) und Wernher („werher“) Aberrat und Hans von Schörzingen („serchzingen“) und Aberlin Egerer.

Ferner zu **Dormettingen** zur Maiensteuer

und zur Herbststeuer 7 lib h und von des Grafen Leuten zu Herbst gibt man 30 β h und auf den Maitag 20 β h und 1 lib h von der Viehweide auch auf den Maienitag und 14½ β h zu „friching zins“ auf den Maitag und 10 β h von einem Baumgarten auf den Herbst und 6 Sch. Vesen und 6 Sch. Haber und 3 β h von den Hirten Amt zum Herbst.

Desgleichen zu **Erlaheim** („Erlnhain“) zur Maiensteuer 6 lib h und 6 lib h auf den Herbst. Die Freien Güter (auch „Freie Lehen genannt, die keine grundherrschaftlichen Gütern, dafür aber besondere Abgaben an die Herrschaft entrichteten) geben zur Steuer auf den Maien 29 β h und dieselben Freien Güter (auch „Freie Lehen genannt, die keine grundherrschaftlichen Gütern, dafür aber besondere Abgaben an die Herrschaft entrichteten) geben zur Steuer auf den Maien 29 β h und geben auf St. Martinstag 29 β h und dieselben Freien Güter geben auf Pfingsten 1 lib h und 8 β h und 4½ M. Vesen und 2 Sch. Haber und zu Vogthaber geben sie insgesamt 6 M. Haber (es war also ein geschlossener Komplex, der auch an andere Herren entrichtete).

Ferner zu **Bronnhaupten** („brunhopten“), der Hof, gültet jährlich 10 lib h und das Gericht voraus, das in den Hof gehört.

Dergleichen ist zu den Bubenhofen angeschlagen in Erlaheim an Malter Vesen 14 β h und Haber 10 β h und zu Dormettingen auch Haber und Vesen (s. unten Bubenhofen).

Ferner so gehöret aus **Fridingen** dem Städtlein und was „Nutzen“ dazu gehöret all Jahr auf St. Martinstag aus allen Nutzen 20 lib h und 20 M. Korn zur Burg Kallenberg und geben Nutzen aus den nachgeschriebenen Gütern. Die Fischenz (Fischwasser) zu Fridingen gültet jährlich 12 lib h, die Mühle, die da heißt „bukenstern“ gültet 2½ lib h Zins und 10 β von dem Maier Amt, und von Stainers Lehen 5 β h und 2 β von einem Garten und zu Vogtrecht 6 lib h und 14 M. Korn Gült und 5 M. von dem Zehnten.

Ferner ist vorgeschrieben von der Feste **Kallenberg**, da verleiht man jährlich die Wiese und die Fischenz um 12 lib h und die Landgarbe von den Äckern gültet jährlich 5 M. mindestens oder mehr, und der Hof zu

temberger „dürften sie das ganze Jahr über Fleisch essen“. Andauernd beklagten sich die kaltenbergischen Untertanen über ihren Ortsherrn wegen verschiedener Eigenmächtigkeiten. Von den Truchsessern wurde dies als Meuterei angesehen. Das Städtchen Nusplingen nahm beispielsweise in der Frage der Lokalleibenshaft nicht wie die anderen Städte eine Sonderstellung ein. Die Truchsessern behandelten den Ort wie ein Dorf.

Auch die Dormettinger standen mit der

Herrschaft dauernd auf „Kriegsfuß“ wegen der zu großen Beschwerden und weil sich die Herrschaft nach ihrer Ansicht zu große Rechte anmaßte. In Oberheim waren die meisten Einwohner kaltenbergische Leibeigene. Sie mußten der Herrschaft Leibhennen und den Hauptfall, der Mann das Besthaupt, d. h. das beste Roß oder den besten Stier, die Frau die beste Kuh, beim Tode entrichten und zwar jeweils von sämtlichen Einwohnern, auch von solchen, die keinen Leibherrn hatten.

Eines Tages wird der überhängende Koloß das Übergewicht bekommen und mit Getöse zu Tal gehen.

Unser Weg führt nun unmittelbar am „Trauf“ (Rand) an den Abbrüchen entlang und über tiefe, lange Spalten, die uns verdeutlichen, wie unerbittlich die Kräfte der Abtragung dem Albtrauf zusetzen. Links, wo die Ebene in Hügelland übergeht, ist der Rand des Zollergrabens. Auf dem „Trauffelsen“ sind wir von der Weite des Ausblicks überrascht, der aber auf dem hinter einer Baumgruppe versteckten „Backofen-Felsen“ noch umfassender ist. Ganz beherrschend ist jetzt der Hohenzoller ins Bild getreten. Wir kehren zurück zur Höhe, dem „Schölleralbühl“ mit seinen schönen Wacholderbüschen und Wasenbuchen, der einer Schölleralb-Anna oder einem Schölleralb-Andel gehört haben mag. Schon im 16. Jahrhundert wird er Schölleralbühl genannt. Die Äcker und Wiesen in der südöstlichen Mulde dürften ebenso nach einem früheren Besitz Sigel oder Sigling benannt worden sein, daher „Sigling“.

(Fortsetzung folgt)

Flurnamen um den Raichberg

Von Fritz Scheerer

Eine Wanderung über den grünen Rücken des Raichbergs bietet uns ein höchst wechselvolles und bewegtes Landschaftsbild, das zu den eindrucksvollsten und schönsten der Hochalpe gehört. Über den blumenreichen Weiden mit herrlichen Wacholderbeständen und prächtigen Weidbüschen, geschlossenen Flächen von Hochwiesen mit seltenen Pflanzenkleinodien, auf Höhen, in Nischen, Wannern und an flachen, der Sonne zugekehrten Hängen mit weiten Ackerfluren, am scharf zugeschnittenen „Trauf“ und seinem schutterfüllten Grund vom Kohlwinkel und Hangenden Stein über den Backofenfelsen, Schölleralbühl zum Zellerhorn, Zollersteighof, Blasenberg, Heiligenkopf, bis zum Paß vom Stichwirthaus und den jenseitigen Höhen, mit immer einzigartigen Ausblicken, und auf schöngeformten Kuppen mit reichem Steppen- und Bergwald liegt zu allen Jahreszeiten ein geheimer Zauber.

Zwei landschaftlich ganz verschiedene Generationen liegen in seltener Klarheit vor uns. Sie zeigen uns noch einen ursprünglichen Zustand des Alpkörpers, aus dem im Norden und Westen nach Ablösung des Donausystems durch das Neckars der „Trauf“, das Zellerhorn und der Zoller hervorgingen. Auf den am Irrenberg, Heiligenkopf und Blasenberg mit glatter Stirn ins Vorland hineinschauenden steil abbrechenden, 50 m mächtigen Wohlgeschichteten Kalken des unteren Weißjuras säumt in einem 5 bis 7 km langen breiten Streifen eine langsam nach Südosten fallende Schichtfläche den Rand der Albhochfläche, in die das Tal der zur Donau fließenden Schmiecha tief eingeschnitten ist und deren Seitentälchen die Platte in flache Berg Rücken gliedern. Ganz anders das Einzugsgebiet des Neckars mit den zur Eyach und Starzel eilenden Bächen: kräftig eingetieft, großes Gefälle, steile Hänge, Felswände und mächtige Rutschen. Aber außer dem Wasser und der Verwitterung haben noch andere Kräfte mitgewirkt. Um dies zu erkennen, wollen wir auf den Raichberg steigen, der einen guten Überblick ermöglicht.

Ganz aus der Reihe fallen die südöstlich anschließenden Waldkuppen und das aussichtsreiche Zellerhorn, wo Kuppen mit höheren Gliedern von Weißjura, Massen- und Felsenkalke, bis an den Albrand vordringen, die normalerweise erst weiter abwärts einsetzen. Sie liegen im Hohenzollerngraben, der bei Weilheim bei Hechingen beginnt und in südöstlicher Richtung bis in die Gegend von Veringenstadt in einem 750—1500 m breiten Streifen durch das Albvorland und Albhochfläche verläuft. Die Höhen um das Nägelehaus sind gegenüber der Umgebung stellenweise rund 100 m eingesunken.

Im Hohenzollerngraben

Der Blick vom Raichbergturm veranschaulicht uns den Verlauf des Grabens in seltener Eindringlichkeit. An seiner nordöstlichen Verwerfung stoßen die Hochwiesen des „Heufeldes“, die Ährenfelderflächen des „Ehresfeldes“ und „Schnaits“ (Durchhieb durch den Wald, also an einer Waldgrenze) an ein hügeliges, höher gelegenes, waldiges Gebiet, das sich in den Flurnamen ausdrückt, die auf Wald („Loh“, „Loch“ gleich kleiner, vielfach offener Wald; „Hardt“, „Hart“ gleich Weidewald) oder „Bühl“ endigen. Mit 911 m ragt gegen die

1113 genannte, aber abgegangene Siedlung Weiler (Wiler) und die einstige Weilersburg der „Weilerbühl“ auf. Wie ein Bettkissen (Pfulben) erhebt sich „Pfulleshart“, und in der waldigen Stelle außerhalb des Grabens (nordöstlich) „Bremelhardt“ war das Weidevieh vor den „Breamen“ (Bremen) geschützt. Der „Brunnenbühl“, an dem weit und breit kein Brunnen ist, wird im Güterbuch von 1560 „verbronnener Bühl“, verbrannter Bühl genannt. Entweder wurde er wie auch der „Sandbühl“, hinter dem die feuchten Wiesen „Ozenried“, früher „Atzengried“, liegen, nach seiner trockenen Lage benannt oder weil er gerodet wurde. An eine umgestülpte „Benne“ (gleich trufenförmiger Wagenaufbau) erinnert der „Bennenbühl“, wie der „Schuhbühl“ an die Form eines Schuhs. Der „Schneckenbuckel“, hinter dem der einst tieferliegende Wiesenplatz „Wörnlesried“ genannt wurde, wird von Versteinerungen oder aber von einer Schneckenzucht, wie sie auch anderwärts (Killertal) öfters betrieben wurde, seinen Namen haben (Name „Schneckenhaus“!). Frei erhebt sich über dem Wiesengrund der „Gockeler“ (951 m) mit seinem Felsenkamm und der „Schopfenbühl“ (Schopflocher Bühl) mit seinem Waldschopf. 1560 wird der „Linkenbohl“ mit der Linkenboldshöhle (Sage vom Linkenbold) „Glunkenbohl“ (Gluken gleich Trottel, Quaste, Bohl gleich rundliche Erhebung) genannt.

In früheren Zeiten waren Bären bei uns wohlbekannte Jagdtiere. 1565 wurde der letzte Bär in Württemberg geschossen. An diese erinnert „Bernloch“. Am „Hohlen Fels“ stehen die harten Massenkalken (Weißjura δ) 100 m zu tief und wenige Schritte neben ihm in gleicher Höhe die „Wohlgeschichteten Kalke“ (Weißjura β). Ein beredtes Beispiel für den Verlauf des Hohenzollerngrabens.

Vom „Kohlwinkel“, wo wie auf der „Kohlplatte“ Holzkohlen u. a. für die zahlreichen Nagelschmiede in Onstmettingen gewonnen wurden und noch Löcher vom früheren Bohnerzabbau vorhanden sind (auch an Bernloch und am Gockeler), nimmt das „Bärentäle“ seinen Anfang, durch das ein Fußweg von der „Bärgaß“ durch die „Bärdelle“ (Dalle) hinab ins Schammattal bis an den Schammathof, jetzt Friedrichsthalhof, führte (schamm von skamm gleich kurz). Über dieser Schlucht steigt die Felsenmauer des „Hangenden Steins“ auf.

Lesefrucht

(Nachtrag zur Fahrt der Heimatkundlichen Vereinigung nach Tirol)

„Zwei Jahre nach der großen Innsbrucker Ausstellung zum Gedächtnis des Todes Maximilians I. vor 450 Jahren legte E. Egg einen Prachtband über die Münzen des Kaisers vor (Erich Egg, Die Münzen Kaiser Maximilians I. Innsbruck. Tiroler Münzhandlung 1971). Die reiche Silberausbeute von Schwaz — „aller Bergwerke Mutter“ — war die Basis habsburgischer Währungspolitik, die das Geldwesen des Deutschen Reiches von Grund auf veränderte. Hier schlug unter Erzherzog Sigmund in der benachbarten Salzstadt und Münzstätte Hall während der Jahre 1484—86 die Geburtsstunde des Talers — damals Guldiner genannt — und aus den Inntaler Silberschätzen stand seit Maximilian die Habsburgische Weltmonarchie auf. Diesen weltpolitischen Aspekt hat der Verfasser hervorgehoben, als Kunsthistoriker besonders auch die materielle Kostbarkeit und den künstlerischen Höhepunkt herausgearbeitet, der hier am Schnittpunkt deutscher Spätgotik und italienischer Renaissance erklimmen wurde und dem die luxuriöse Ausstattung des Buches gerecht wird. Die Generosität und Leutseligkeit des „Letzten Ritters“ und ersten Renaissance-Kaisers, dessen Kunstsinn und Repräsentationsbedürfnis die herrlichen Münzen und Medaillen von der Hand der besten Stempelschneider ihrer Zeit wie Benedikt Burkhart, Gian Marco Cavalli und Ulrich Ursenthaler ihre Entstehung verdanken, mit deren freigebiger Verteilung er — selbst bis an den Hals in Schuhen steckend — Kaiserglanz um sich verbreitete, wird hier schlagartig offenbar und charakterisiert den Esprit einer Epoche, die die Geburtsstunde der im 16. und 17. Jahrhundert weltumspannenden Habsburger Monarchie war.“

(Dr. Elisabeth Nau, Numismatik und Geldgeschichte, in Blätter für deutsche Landesgeschichte 109. Jahrgang 1973, S. 435 ff.)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 23

28. Februar 1976

Nr. 2

Johann Gottfried Rau

Sohn des Ebinger Stiftungsverwalters - ein Studienfreund
von Eduard Mörike

Von Martin Jehle, Ebingen

In Ebingen gab es bis zum Jahr 1813 fünf Pflegen: die Martins-, die Spital-, die Frauen-, die Siechen- und die Stefanspflege. Diese fünf Pflegen, die von je zwei Pflegern nebenamtlich — manchmal mehr schlecht als recht — verwaltet wurden, sind im Jahr 1813 in einer einzigen Stiftungspflege zusammengefaßt worden, zu deren Verwaltung man einen hauptamtlichen Verwaltungsfachmann benötigte. Man fand ihn in Johann David Rau, geboren am 13. 11. 1769, Stadt- und Amtsschreiber in Geislingen an der Steige, der „von der Krone Baiern überwiesen“ worden war (Geislingen war 1803—10 bayrisch gewesen). Rau hat sein Amt am 1. September 1813 angetreten und ist bis zu seinem Tod am 17. 1. 1840 Stiftungspfleger in Ebingen geblieben, wenn auch ungerne, da er eine geringe Besoldung bezog. Aber 1828 wurde seine nachgesuchte Versetzung von der Regierung abgelehnt, „da Stiftungsverwalter Rau seinen Kräften nicht mehr zutraue, sich die erforderliche Fertigkeit in Notariatsgeschäften zu erwerben und da er die mit einem Notariat verknüpfte Verantwortlichkeit für seine und seiner Gehilfen Geschäfte nicht zu übernehmen willens sei“.

Sein Sohn Johann Gottfried Rau, geb. am 7. Februar 1804 in Lonsee (zwischen Geislingen und Ulm), kam mit dem Vater 1813 nach Ebingen, wo er seine Schulzeit verbrachte. Er bereitete sich hier auf das sogenannte Landexamen vor und kam im Oktober 1818 in die neuerrichtete Klosterschule nach Urach, denn schon frühzeitig wurde er zum Theologen bestimmt. Das war naheliegend, sein Großvater war Pfarrer. Außerdem gab es in Württemberg nach bestandenen Landexamen keine billigere Möglichkeit, in einen akademischen Beruf zu kommen, als über die evangelischen Seminare.

Im Herbst 1822 kam Rau mit der Uracher Promotion (Jahrgang) ins Tübinger Stift. Im Promotions-Verzeichnis finden sich viele Namen von später berühmt gewordenen Männern. So die Theologieprofessoren Tobias Beck, dessen Vater Seifensieder in Balingen war und Matthias Schneckenbürger, der Berner Theologe, dessen Bruder das Gedicht „Die Wacht am Rhein“ geschaffen hat.

Für uns sind die interessantesten Namen der unter Nr. 34 stehende Eduard Mörike, Sohn des Oberamtsarztes in Ludwigsburg, und der unter Nr. 23 stehende Johann Gottfried Rau, Sohn des Stiftungsverwalters Rau in Ebingen.

Im Tübinger Stift beschäftigte sich der vielseitig begabte Student neben den vorgeschriebenen philologischen, philosophischen und theologischen Fächern auch mit geschichtlichen Studien. Zu seiner gesellschaftlichen Ausbildung trat er mit einigen seiner Seminarfreunde der Burschenschaft bei, wobei seine kraftvolle Persönlichkeit bald den Beinamen „Rüpel“ erhielt.

Der Ephorus bezeichnet Rau 1924 wegen Teilnahme an einem nächtlichen Unfug als „minder geordnet“. Auch mußte er im Sommer 1826 mit 92 Bundesbrüdern, die von der Polizei des Kommissärs Hofacker bei der Waterloofeier in der Schmiedel betroffen wurden, eine Karzerstrafe absitzen. Am Ende dieses Semesters machte er mit be-

stem Erfolg das erste theologische Dienstexamen.

Wie eng Raus Freundschaft mit Mörike während der gemeinsamen Uracher und Tübinger Jahre war, konnte ich nicht feststellen. Es war Gewohnheit, daß in den einzelnen Zimmern des Stifts jeweils Studenten aus verschiedenen Promotionen zusammen lebten. Mörikes frühe Gedichte, etwa der „Feuerreiter“, wurden gewiß in allen Zimmern diskutiert und kritisiert.

1825 kamen David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer in das Stift nach Tübingen. Diese bedeutenden Mörikefreunde waren auch Raus Freunde.

Ende der zwanziger Jahre finden wir Rau als Repetenden am Seminar in Maulbronn. Eduard Zeller, der dort sein Schüler war, sagt von ihm: „Ein hochgewachsener, kräftig gebauter Mann von naturwüchsiger Frische, der uns mehr wie jüngere Kommilitonen behandelte und deshalb allgemein beliebt war.“ Unter Raus Maulbronner Schülern war auch Hermann Kurz. Letzterer nennt ihn „den freundlichsten und treuerherzigsten Lehrer, dem jemals die Aufsicht über junge Geister übergeben war.“

D. F. Strauß war nach einer wissenschaftlichen Reise im Mai 1832 in Tübingen als Stiftsrepetent eingetreten und begeisterte in zahlreichen Vorlesungen die Studenten für die Philosophie Hegels. Raus Bitte um sein Kollegheft lehnte Strauß ab unter Berufung auf die Mangelhaftigkeit seiner Notizen.

Daß Rau Ebingen und sein Elternhaus nicht vergessen hat, bezeugt folgender Brief von Strauß, der nach Ebingen adressiert werden mußte:

„Seiner Hohehrwürden Herrn Repetent Rau, abzugeben bei Herrn Stiftungsverwalter Rau, Ebingen.“

Lieber Freund! Daß ich an Dich schreibe, geschieht eigentlich diesmal wegen einer Mahnung des Bibliothekariats, welches die Zurückgabe von Henkes Kirchengeschichte, die ich Dir zu Anfang dieses Semesters

schicken ließ, verlangt, da mit dem Schluß des Semesters alle ausgeliehenen Bücher abgeliefert werden sollen. Sei daher so gut, und sende mir die gedachten Bücher baldigst zu; wenn sie auch nicht mehr vor Anfang der Ferien ankommen, so ist's doch noch recht, da ich auch während der Ferien hier bleibe. Solltest Du die Bücher noch einmal wollen, so kann ich Dir dieselben dann später wieder zusenden. . . . Mach nur, Du Dich mit dem Frühling recht auskurierst, denn nun kannst Du bald Pfarrer werden, wo Hals und Brust gut bestellt sein müssen. Truchteltingen nämlich, das Du schon lang auf dem Korn hattest, ist ja ausgeschrieben und ohne Zweifel hast Du Dich bereits darum gemeldet, wozu ich von Herzen Glück und Gedeihen wünsche. Freundlichst grüßend Dein D. F. Strauß, Tübingen 15. März 1834.“

Rau ging nicht als Pfarrer nach Truchteltingen. In Maulbronn lernte er die Tochter des dortigen Kameralverwalters Gock kennen. Er verlobte sich mit Mathilde Gock und schloß mit ihr am 13. Januar 1835 in Stuttgart die Ehe, nachdem ihm Ende 1834 die Pfarrei Wittendorf bei Freudenstadt übertragen worden war. Das Pfarramt führte er mit Eifer und persönlicher Hingabe an die Gemeindeglieder, denen seine volkstümliche Art imponierte.

F. T. Vischer war nach glänzendem Abgangsexamen und kurzer Vikarszeit im Herbst 1831 in Maulbronn Repetent geworden, wo er die Freundschaft mit Rau ver-

Exkursionen 1976

- 6. und 7. Juni: Vorarlberg, Liechtenstein;
- Juni: Botanische Exkursion;
- 5. bis 12. Juli: Wallis;
- 22. August: Schorndorf, Welzheimer Wald, Murrhardt;
- 12. September: Donaueschingen, Breg- und Urachtal, St. Märgen, St. Peter, Kandel.

Anmeldungen bei Geschäftsführer Franz Bukenberger, Balingen, Schumannstraße 14, Telefon 2 11 29.

tiefte. Mit Vischer bestand eine noch lebhaftere Korrespondenz als mit Strauß, doch habe ich keinen Brief gefunden, der nach Ebingen gegangen wäre.

Die feine Briefstelle aus einem Schreiben von F. T. Vischer an J. G. Rau, aus dem Jahre 1845, soll nicht vorenthalten sein. „Wir erinnern uns sehr gern an Dein freundliches Haus, dessen stiller und guter Geist uns in diesen Tagen besonders wohl tat. Du bist eigentlich ein äußerst glücklich organisierter Kerl. Du hast keine Launen. Du leidest nicht an der krankhaften Innerlichkeit unserer Zeit. Du bist gebildet und wissenschaftlich und doch nicht unzufrieden. Du strebst aus Deinem Stand hinaus und er macht Dich doch nicht unglücklich. Du

bist städtisch und doch gern auf dem Lande. Du bist modern und doch ein Stück Urgebirge. Du bist grundgescheit und doch naiv. Hols der Teufel, was bin ich für ein grimmiges verbißenes Tier dagegen . . .“

Die Töchter Adelheid und Amalie wurden 1836 und 1838 in Wittendorf geboren. 1845 wurde Rau Pfarrer in Rietenau bei Backnang.

Von Raus glücklicher Ehe konnten sich die Freunde bei ihren zahlreichen Besuchen immer wieder überzeugen. Mathilde Rau

ist 1859 gestorben. J. G. Rau am 7. Mai 1862 in Rietenau.

Uns bleibt die Genugtuung, Zeugnisse eines Freundeskreises zu besitzen, in dessen Mittelpunkt, wie Strauß einmal schreibt, Raus — des ehemaligen Ebinger Lateinschülers — „erfrischende Persönlichkeit“ stand.

Quellen: Stadtarchiv Ebingen
Schiller-Nationalmuseum Marbach
Georg Schmidgall in
Schwäbisches Tagblatt Tübingen

Vom Sinn des närrischen Treibens

Von Guido Henne, Obernheim

Wieder ist die „Hohezeit“ der Narretei angebrochen. Landauf, landab rüsten sich die Narrenzünfte, um ihr heimisches Fasnetbrauchtum in vielfältiger Gestaltung zur Schau zu tragen. Jung und alt hat seine Freude daran, vor allem dann, wenn diese Narrenschaue in geordneten Bahnen verläuft. Doch soll hier die Frage gestellt werden? Ob denn all die Leute die diese Narretei so oft im Munde führen, ja selbst mitgestalten auch wissen und innerlich miterleben, was sie tun und wo der Ursprung für Fasnet, Fastnacht, Fasching oder Karneval überhaupt liegt. Weil man all diese Ausdrücke miteinander verquickt und damit jeweils dasselbe sagen will, scheint es doch notwendig, diese Begriffe einmal ins rechte Licht zu rücken.

Fastnacht, Fasnet, Fasnacht kommt von „fasten“, got. „fastan“ = „an sich halten“, eine (religiöse) Vorschrift beobachten, dann volkstümlich erweitert, was soviel wie „närrisch sein“ bedeutet. Die angehängte Nacht will besagen, daß dieses „Närrischsein“ in die Nacht und den Vorabend vor den Fasten fällt. Die eigentliche Fasnet umfaßt hauptsächlich die letzte Woche vor der Fastenzeit und wird in der Regel vom „schmutzigen oder schmotzigen“ Donnerstags eingeleitet.

Was soll nun all die Maskierung, der Mummenschanz, dabei? — Ursprünglich war die Fasnet ein Frühlingsfest, es war der Ausdruck der „närrischen“ Freude über den vergangenen Winter, denn in früheren Zeiten, ja bis in die Gegenwart, kann der Winter manchmal ein garstiger und drangvoller Geselle sein. Die vergangene Gene-

ration fand Muse und Zeit, ihn mit dem Mostkrug auf dem Tisch, in der warmen Stube am Kachelofen, beim Karten- und Würfelspiel und Erzählen von schrulligen Spuk- und Geistergeschichten zu überleben, während die heutige Generation dem Winter am Fernseher, oder bei den stimmungsvollen Weihnachts- und Neujahrsfeiern und nicht zuletzt beim Wintersport manche echte und innere Freude abgewinnen kann.

Die Maskierung und die Lärmgeräte (Schellen, Peitschenknallen usw.), die je nach Landstrich und Brauch verschieden sind, dienten dazu, den Zauber der bösen und dunklen Dämonen des Winters von der erwachenden Vegetation fernzuhalten. Außerdem sollten die unguten Geister durch ihre eigene Darstellung erschreckt, gebannt und vertrieben werden. Besonders treten hier die meist aus Holz geschnitzten Masken und Larven des schwäbisch-alemannischen Raumes hervor. Ähnliche Bedeutung hat auch der in manchen Gegenden noch lebendige Funkensonntag, der mit Feuern und Scheibenschlagen begangen wird und auf den ersten Fastensonntag fällt. So haben unsere „Altvorderen“ von den Bergen brennende Scheiben und Räder, die mit Stroh und Reisig ausgeflochten waren, zu Tal rollen lassen. Dieser Brauch soll den Fruchtbarkeitszauber vermitteln. Als Abschluß wird mancherorts die Fasnet in Gestalt einer alten Hexe verbrannt oder vergraben. In all diesen überkommenen Sitten ist antikes, germanisches und christliches Brauchtum miteinander verwoben, das sonst in überwiegend bäuerlichen Gemeinden beheimatet ist.

Das Wort Karneval hat jedoch im Grundsätzlichen einen anderen Sinn. Er stammt aus der Antike und leitet sich von „carrus navalis“, dem zur Feier der im beginn-

den Frühjahr wieder eröffneten Schifffahrt herumgeführten „Schiffswagen“ ab. Diese Sinndeutung ist ja heute im Zeitalter des Motor- und Atomtriebsschiffes nicht mehr am Platze, denn Schiffe sind während des ganzen Jahres, ungeachtet der Winterstürme, auf allen Weltmeeren. Aber in der oft benützten Form des „Narrenschiiffs“ (besonders im Rheinland) läßt sich diese ursprüngliche Sinndeutung noch klar erkennen. Dieser Brauch unterscheidet sich also wesentlich in seinem Ursprung von den alten Bräuchen der ländlich bäuerlichen Fasnet. Der Karneval ist bei den alten romanischen Schifffahrtsvölkern (Römer, Venezianer, Florentiner) aus obigem Grund gefeiert worden und ist bei uns heute hauptsächlich im Rheinland und mit der Abwandlung des „Fasching“ in München beheimatet. Eine spätere, volkstümlichere Deutung des Wortes Karneval leitet sich ebenfalls aus dem Lateinischen, nämlich von „carne vale“ ab, was soviel bedeutet wie „Fleisch lebe wohl“. Hierin ist also ganz klar und deutlich auf die sich anschließende Fastenzeit hingewiesen, vor deren Beginn die frohen Lebensgeister noch einmal zu Wort kommen sollen.

Warum haben wir uns nun die trockene Mühe der Begriffserklärung gemacht? Deshalb, um dem weit verbreiteten Brauchtum in den Fasnetstagen seinen Sinn zurückzugeben und daraus die richtige Einstellung zu ihm zu finden. Denn gerade daran fehlt es heute vielerorten, weil man um die eigentliche Bedeutung nicht mehr weiß. Ob Fasnet oder Karneval, es herrscht jeweils eitel Freude und Jubel im Lande, es wird gefestet und gefeiert und Leib und Seele geben sich der Freude, diesem Götterfunken hin. Die Wogen des Feierns dürfen ruhig einmal höher schlagen als in den vergangenen besinnlichen Wochen zuvor, und dann auch in der nachfolgenden Fastenzeit. Ein jeder, der Lust daran hat, soll sich in die ererbte Fasnachtstracht, Hexenhäs oder in ein selbst geschneidertes Kostüm verstecken, um seine Scherze besser und spannender treiben zu können. Aber diese Verkleidung, die ja nicht mehr der Schreckung böser Dämonen gilt, sollte auf keinen Fall so gedeutet werden, daß wir nicht nur unser Äußeres hinter ihr verstecken, sondern unser ganzes Wesen in ihr verbergen, um die dunklen, hintergründigen Schichten, die nun einmal jeder Mensch in seiner Brust trägt, ungehemmt auswirken und uns eine Woche lang von ihnen lenken zu lassen. Denken wir doch daran, daß die Fastnacht ein Fest der Freude über das Frühlingserwachen, über den Sieg des heraufkommenden Lichtes, über das Verschwinden der dunklen Dämonen des Winters ist. Ja, freuen wir uns, aber freuen wir uns an der wachsenden Fülle des Lichts und feiern und tanzen wir mit unbeschwerten Herzen in diesen Tagen. Sorgen wir, daß unsere mitgemachte Fasnet heiter, licht und froh und nicht von Abwegen beschwert, dunkel und süchtig unseren Lebensweg begleitet.



Oberheimer Hexe.

Foto: Gerd Schneider

Namen von Weg und Steg

Von Fritz Scheerer

Im frühen Mittelalter ging die Besiedlung den alten Volks- und Heerstraßen nach. An ihnen wurden später Städte gegründet, von denen sich solche an den wichtigsten Verkehrsknotenpunkten zu Handelsmetropolen entwickeln konnten (Ulm, Ravensburg usw.). Über Verkehrswege unserer Heimat wurde schon 1971 berichtet und ihre Bedeutung für Handel und Verkehr herausgestellt. Die folgenden Untersuchungen wollen sich mehr mit den ländlichen

Wegen beschäftigen, die vor allem den wirtschaftlichen Erfordernissen des mittelalterlichen Dorfes dienen.

Bevor wir auf die einzelnen Wegarten zu sprechen kommen, muß eine Scheidung, eine Trennung von Straße und Weg vorgenommen werden. Dabei ist aus Urkunden festzustellen, daß oft ein Weg Straße benannt oder umgekehrt eine Straße als Weg bezeichnet wird. Doch besteht nach mittelalterlicher Auffassung von der Sache her

ein Unterschied zwischen beiden Begriffen. In der Dorfmark diente die Straße in den seltensten Fällen der Flurbebauung. An ihr übte die Gemeinde keine hoheitsrechtlichen Funktionen aus. Sie stand nicht nur den betreffenden Dorfbewohnern, sondern „jedem ehrlichen Mann offen“ (Bader), „jeder kann auf ihr fahren“. Der Weg dagegen dient der Bebauung der Flur und den sonstigen wirtschaftlichen Bedürfnissen des Dorfes und ist eine Einrichtung der Dorfgemeinschaft oder des Dorfherrn.

Heerstraßen und Heerwege

Im Mittelalter konnte die Straße sowohl dem Handel als auch dem Heerzug dienen. Sie wird daher häufig als Heerstraße bezeichnet. Meist hatten sie eine gerade Linienführung und vermieden meistens die Berührung der zwischen weiteren Zielen liegenden Ortschaften und Siedlungen (Weller, Reichsstraßen S. 2). Ihre Überwachung oblag, selbst wenn die Baupflicht an einzelne Gemeinden oder sogar an die Anlieger verteilt war, dem Landgericht und nicht dem Dorfgericht oder der Zwing- und Banngewalt der Dorfgemeinde.

In unserer Gegend war eine ganze Reihe solcher Straßen vorhanden, die zum Teil auf römischen Straßenkörpern verliefen. So führte von Binsdorf 1699 eine Heerstraße nach Südosten auf die Römerstraße zu. Die 1588 auf der Markung Erzingen erwähnte Heerstraße dürfte mit der Römerstraße identisch sein. Die südlich Endingen vorbeiführende Römerstraße führte 1471 und 1508 den Namen „Heerweg“, während die Römerstraße nördlich Ringingen beim „Bernhardtskreuz“ heute noch in einem Weg den Namen Römerstraße führt. Die Römerstraße Laiz-Burladingen wird auf Winterlinger Markung „Heerstraß“, südlich davon heute noch „Hochstraß“ genannt, wie auch die Straße von Geislingen nach Rosenfeld (bei Hofstetten).

Auf Tailfanger Markung wird 1437 auf dem Degerfeld eine „Heerstraß“ erwähnt. Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß die einstigen Römerstraßen teilweise bis ins Mittelalter herein als Verkehrswege benutzt wurden. Es gelingt zwar selten, solche Teilstücke von Heerstraßen zu fortlaufenden Fernstraßen miteinander in Verbindung zu bringen. 1320, 1551, 1555 und 1699 wird ein Weg von Dormettingen zur Schlichem hinab als Heerstraße bezeichnet (Kreisbeschreibung I S 352). Eine andere Heerstraße verlief im Süden der Ostdorfer Markung in West-Ost-Richtung vermutlich auf der „Schlechtenfurt“ an der Eyach bei der einstigen Oberen Ostdorfer Mühle zu und dürfte in der Heerstraße am Zimmerbach nordwestlich Wessingen ihre Fortsetzung gehabt haben. Bei der Wirtschaft zum „Kreuz“ (heute „Blume“) bei Balingen kreuzte sich eine Heerstraße von Endingen her mit einem „Heerweg“ (1543), der vom Oberen Tor der Stadt Balingen ausging. 1434 wird die Straße von Onstmettingen nach Ebingen „Heerweg“ genannt (1457 auf Tailfanger Markung „an dem Heerweg“). Der 1320 erwähnte „Heerweg“ zwischen Straßberg und Winterlingen war wahrscheinlich die alte Verbindungsstraße zwischen beiden Orten und dürfte die einstige Römerstraße gewesen sein. Südlich an Meßstetten vorbei führte ein „Heerweg“ durch die Gewanne „Wachtbühl“, „Steinrinne“, „Erpfenschwang“ und „Jmmishofen“, dem aber schon im Spätmittelalter keine Bedeutung mehr zukam.

Die Römerstraße beim Häsenbühl führte den Namen „Herchenweg“ und setzte sich auf Markung Täbingen als Heerstraße fort, denn dort gab es den Flurnamen „Herchenstein an die Heerstraß stoßend“ (1630). Weiteres über den Herchenweg siehe die Ausführungen des Verfassers in Heimatkundliche Blätter 1961, S. 354.

Die Königsstraße ist stets eine Landstraße. Ihr Name ist ein Hinweis auf das Eigentumsverhältnis. Nach mittelalterlicher Rechtsanschauung steht die Land durchgehende, Heereszwecken dienende Straße im Eigentum des Königs, sie „ist daher eine Reichsstraße“ (Weller). Die Straße von Balingen über Lautlingen nach Ebingen wird 1547 als freie königliche Straße erwähnt. Sie wird sich in die Riedlinger Gegend fortgesetzt haben, wo 1449 die freie Königsstraße zu Andelfingen genannt wird. In Hechingen wird schon 1342 „des Reiches Straße“ (auch in Rottweil) erwähnt, so daß die Straße Rottweil — Balingen — Hechingen als Reichsstraße gelten kann. Dies sind Straßen, wo Geleit gegeben und auf denen Zoll erhoben wurde. Im Ulmer Vertrag von 1490 wurde Württemberg das Geleit von Balingen und Ebingen nach Zwiefalten, Riedlingen, Sigmaringen bestätigt, im Vertrag von 1475 das Geleit nach Rottweil. Der Ebinger Vogt gewährte nach einer Nachricht von 1456 seit alters im Namen der Grafen von Württemberg den Städten Konstanz, Überlingen, Lindau und Pfullendorf Geleit (Kreisbeschr. I S. 356). 1403 befreite Graf Friedrich Mülli von Zollern-Schalksburg das Kloster Stetten bei Hechingen von der Entrichtung des Zolles zu Laufen. Die Straße war also mit einem Wegzoll belegt. Diese Beispiele, die vermehrt werden könnten, mögen genügen. Mit dem Aufkommen der Städte verschoben sich die Straßenverhältnisse. Alte Straßen gingen ab und neue Führungen, die sich auf die Städte ausrichteten, kamen auf.

Dietweg und Dietstaig

Bei Winterlingen wird um 1320 ein Dietweg erwähnt, der aber nicht näher bestimmt werden kann. Die Heerstraße von Dormettingen zur Schlichem (s. oben) wird wahrscheinlich die dortige „Dietfurt“ benutzt haben. Die auf der Ostdorfer Markung genannte „Dietfurt“ dürfte die „Schlechtenfurt“ (schlecht hier = schlicht = eben) bei der Oberen Mühle gewesen sein, die die dortige Heerstraße über die Eyach benützte.

Schon 1309 wird zwischen Frommern und Balingen eine Mühle „Dietumstaige“ (Dietensteig) beim heutigen Überlandwerk Eppeler erwähnt. Hier überquerte der „Dietensteig“ die Eyach und bildete bis zur Reformation die Dekanatsgrenze, im frühen Mittelalter sogar die Grenze zur Scherragrafschaft. Von der Dietensteig wurden Steinsätze oberhalb des Balinger Schwimmbades gefunden.

Eine Siedlung Dietsteig bei Nusplingen wird durch in Nusplingen ansässige „Dietstaiger“ 1394 und 1437 bestätigt. Der Weiler dürfte aber um diese Zeit schon abgegangen gewesen sein. Er umfaßte einen Sonderbezirk. Die heute bestehende Siedlung Dietsteig nahm 1826 durch die Anlegung der ersten Höfe ihren Anfang.

Mit der formelhaften Bezeichnung Weg und Steg, die in Quellen immer wieder vorkommt, wird die Gesamtheit der in der dörflichen Mark verlaufenden Wege der verschiedensten Art zusammengefaßt. Der Ursprung der Formel ist nicht bekannt. Unter „Steg“ ist hier aber sicher nicht der heute gebräuchliche Namen für den brückenartigen Übergang über ein Gewässer gemeint. Es wird sich (nach Grimm, Rechtsaltertümer) um das Althochdeutsche *stigilla* (mhd. stieg) handeln. Der „Steg“ bedeutete damals soviel wie ein schmalerer Fußweg. Wir haben so in „Weg und Steg“ eine typische mittelalterliche Wortbildung wie in „Tritt und Trapp“, „Wunn und Weid“ oder „Zwing und Bann“. Erst später wurde das Wort Steg für den Übergang über einen Wasserlauf verwendet. So bedeutet das in Flurnamen häufig vorkommende „die Stieg“ oder „der Steig“ (mit schwäbischem ei) einen Fußpfad für Menschen und Vieh (Zollersteig, Hærtsteig,

Hühnersteig). Steile treppenartige Wege heißen „Katzensteig“ (ebenfalls mit schwäbischem ei) nach der Klettergewandtheit der Katze. So heißt der Steilanstieg von Thanheim zum Blasenberg „Katzensteig“. Bei Tailfingen wird 1429 „bei den stigeln“ („Stiegel“) erwähnt.

Ansteigende Wege aus den engen Tälern der Eyach, Schlichem, Bära und Schmiecha spielen im Aufstieg zur Hochfläche eine große Rolle. Selbst in Ortsteilnamen, wie in Truchteltingen („An der Steige“) findet sich die Bezeichnung (die) Steige (mit schwäbischem ai). Solche ansteigenden Fahrstraßen sind die Meßstetter Steige, die Bitzer Steige, der Steigenweg von Tailfingen auf den „Heuberg“, die Heusteig in Tailfingen auf die Höhe oder bei Erzingen zum Waldhof, die Alte Steige von Unterdigisheim nach Hartheim. Schon 1454 wurden in Tailfingen „ain äckerli in der alten staig“) erwähnt. Auf Oberdigisheimer Markung führten vom tiefeingeschnittenen Bäratal auf die Höhen die „Ebinger Steig“ (1738), „Geierbadsteig“, „Mühlensteig“ und „Hochsteig“ (1758). Besonders steil muß sich die „Krummensteig“ in Kehren bei Heselwangen in die Höhe winden.

Die „Erntsteig“ bei Onstmettingen am Zellerhorn wird bereits 1336 und 1354 erwähnt. Auf ihr wurde ursprünglich die Ernte von den Äckern um das Zellerhorn hinab nach (Maria-)Zell gebracht. Diese steile Steige diente zeitweise nicht nur dem Nahverkehr. Sie muß im Mittelalter Anschluß an den Fernverkehr gehabt haben, denn 1596 wird sie „Ländstraß“ genannt. Ähnlich steil waren die „Heristaig“, die um 1400 von Margrethausen, und die „Pfeffinger Steig“, die 1496 von Pfeffingen aus nach Bürgfelden hinaufführten (Kellerreilagerbuch Balingen). Die Fahrstraße durch das Eschenbachtal wurde erst im 19. Jahrhundert gebaut. Oben an den Steigen entstanden manchmal Häuser (Steighaus bei Oberdigisheim, Steighaus an der Hardtsteige über Nusplingen). Besonders steil waren die „Katzensteig“ bei Tieringen und Erzingen.

Zum Teil wurden die Steigen auch viel zu Fuß begangen, hauptsächlich wenn sie Kirchwege waren. Der Kirchweg mußte so breit sein, daß ihrer zwei eine Braut geleiten und ihrer vier einen „toten Leichnam“ tragen können. Kirchweg, Leichenweg und Totenweg sind zumeist identisch, da der Friedhof regelmäßig um die Pfarrkirche (Kirchhof) herum angelegt wurde. So führte der Kirchweg für die Heselwanger bis 1830 die „Neige“ herab, für die Bronnhaupt über die „Kilchsteige“ nach Erzingen, von Bitz der „Kilstaig“ (1356) nach Ebingen hinab. Die Hartheimer benützten bis 1695 die „Kilstaig“ nach Heinstetten, da sie von dem dortigen Pfarrer versorgt wurden. Auf dem „Heufeld“ bei Ringingen verlief der „Schlatte Kirchweg“.

Von großer Bedeutung waren die Mühlenwege. Die Bannung der Dörfer in eine bestimmte Mühle bedingte zwangsläufig, daß alle Dorfbewohner einen Zugang zur Mühle hatten. Den Müller, der den größten Nutzen von der Mühle hatte, trafen zum Teil die Pflichten des Straßenbaus. Der Mühlweg mußte mindestens so breit sein, daß „ein Esel mit einem Sack durchzugehen vermag“, denn bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden die Lasten auf den Steigen nicht gefahren, sondern von Eseln und Maultieren getragen. Die Bürgfelder waren in die Laufener Mühle, die Ratshäuser in die Delkhofer Mühle gebannt. Die Ratshäuser durften nicht die nahe gelegene Mühle in Holzheim (abgegangen, oberhalb Schömberg) benutzen, sondern mußten die steile „Mühlsteig“, wie die Bewohner von Weilen, hinauf nach Deilingen. Zur Oberen Mühle im Eyachtal führte für die Ostdorfer der „Mühlweg“. Tailfingen hatte eine „Mühlgasse“.

Fortsetzung folgt

Flurnamen um den Raichberg

Von Fritz Scheerer

Wir steigen hinab zu der schon 1336 und 1359 erwähnten „Ernststaig“, die vom Zellerhorn (912 m) nach Zell (652 m) hinunterführte (heute Mariazell), auf der die Ernte auf der beschwerlichen Steige zu dem vom Kloster St. Gallen im 9. Jahrhundert angelegten Pfarrdorf Zell gebracht wurde, denn der heutige Onstmettinger Markungsteil um das Zellerhorn zählte bis etwa 1500 dorthin. Die Siedlung ging ab, und die Pfarrei wurde 1488 nach Boll verlegt. Bis zur Ablösung der Grundlasten im 19. Jahrhundert mußten daher die Onstmettinger Zehnten und grundherrschaftliche Gefälle an die Pfarrkirche in Boll entrichten. Die einst sonnigen Wiesen von „Schönegart“ auf der hornartig vorspringenden Spitze des Zellerhorns sind heute größtenteils wegen der weit entfernten Lage und des steinigen Grundes bewaldet, zum Teil mit Schwarzkiefern und Lärchen. Die am Westabhang des Zellerhorns tiefer liegende Wiesenplatte, „Zellerhornwiese“, die sich oberhalb des „Rübenteichs“ und „Brunnenteichs“ bis zur Ernststeig hinzieht, ist eines der interessantesten Naturschutzgebiete mit einer einmaligen Pflanzenwelt. Der „Rübenteich“ scheint seine Bezeichnung einem Flurnamen zu verdanken, der sich viel weiter unten auf der Markung Zimmern findet. Der Name „Zollersteig“ (Flurname „ob dem Zollersteig“) bezieht sich auf den Steig, der durch das Rübenteich heraufkommt, dürfte aber nicht aus alter Zeit stammen, wie es von der Ernststeig als Urweg anzunehmen ist. Als die Ernststeig wegen Forststreitigkeiten von Graf Eitel Friedrich von Zollern eingeworfen und vermacht wurde, kam 1596 ein Vergleich über die „Lantstraße, Ernststeig genannt“ zustande. Der Zollersteighof wurde erst 1864 als „Aussiedlerhof“ erbaut.

Im Zollerngraben überragt der „Raichberg“ (956 m) mit Aussichtsturm, Nägelehaus (1928 erbaut) und Sendern alle Höhen. Sein Namen bedeutet nichts anderes als Rechberg, nämlich Rehberg, und erinnert an die alten Pirsch- und Jagdverhältnisse. In geologischem Sinn stehen wir hier nicht auf einem Berg, sondern in einem Graben.

Im Süden zieht sich der Zollerngraben vom Zollersteighof bis zur „Burg“ südöstlich Onstmettingen, so daß sich ein flaches Gebiet, das durch die Schmiecha gegliedert ist, ein unregelmäßiges, buckliges Gelände anschließt. Dieses muß schon früher gerodet worden sein, wie zahlreiche Flurnamen ausweisen. Rechts des Weges zum Zollersteighof liegen die Äcker „Stocken“ und „Boll“. Stocken wird die Stelle sein, wo Stumpfen oder Stöcke zunächst noch im Boden blieben, oder aber erinnert der Namen an einen früheren Bildstock, der auf der Höhe stand. Auch der Name „Lauen“ bezeichnet einen früheren kleineren Wald. Die Flurnamen „Alter“ und „Neubenland“ scheinen in einem gewissen Zusammenhang zu stehen, falls „Alter“ etwa „Althart“ ist, während dann Neubenland ein Hinweis auf Neuland wäre, das durch Rodung dem Anbau erschlossen wurde; nur liegen die letzteren Fluren mehr Onstmettingen zu. In dem Tälchen erinnert der „Agdenbrunnen“ vermutlich an eine frühmittelalterliche Agathenkapelle. Das „Bödemele“ ist ein bebauter, freies Gelände mit gutem Boden. Durch das „Längental“, über dem das „Hart“ liegt, verläuft das Sträßchen nach Hausen. Für die Unterhofener Bürger führte der Weg durch das „Brunnental“ zu den fruchtbaren „Schmalzäckern“ und zur Mulde „des Schüssel“ und „Hinter Eichen“ durch die „Lucke“ (Lücke). Die Äcker auf „Hebsack“ könnten alles Herrngut sein, wie „Brühl“

und „Breite“ und dürfte nichts mit dem Aufheben eines Sackes zu tun haben.

Das Schmiechatal und seine Höhen

Wandern wir von Onstmettingen das sanft ansteigende Schmiechatal aufwärts, so schaut beim Stichwirthshaus der blaue Himmel herein, denn die Schmiecha ist am „Stich“ (827 m) durch den gefällstarken Klingenbach aus dem Thanheimer Tal heraus seines einst erheblich längeren Oberlaufes beraubt worden. In vielen Kehren windet sich seit 1879 die Straße von Thanheim auf die Höhe der Wasserscheide beim Stich. Der jähe, steile Anstieg mit seinen abschüssigen Stellen trägt daher den Namen „Stich“. Bevor diese Straße ausgebaut wurde, sollen Frachtfuhren am Stich oft tagelang steckengeblieben sein. Noch beschwerlicher war der Weg vom Blasenberg hinunter nach Zimmern, der „Katzensteig“ (Name nach der Klettergewandtheit der Katze). Das starke Gefälle des Klingenbachs wurde bis 1910 in der Talmühle genützt, die aber in den zur Rutschung neigenden Ornatentonen angelegt war und daher wegen ihrer unsicheren Fundamente abgebrochen werden mußte.

Als kleines Rinnsal entspringt heute die Schmiecha in der Mulde der „Geifitze“ (= Kiebitz, schwäbisch Geifitz), nur 300 m vom Albrauf entfernt. Diese von Berghängen eingerahmte Quellmulde (845 m) ist in den Mergeln versumpft und zum Flachmoor geworden, weil das kleine Rinnsal den Hangschutt am Ausgang der Mulde nicht mehr wegschaffen konnte. 1560 wird die Geifitze als „gemeines Ried“ in Gemeindeeigentum erwähnt. Erst später wurde sie aufgeteilt und ging in Privatbesitz über. 1831 begann Balthas Wißmann im Moor Torf zu stechen, Hechinger und Ebinger errichteten Torfhütten, 1833 wurde der Hof von Jakob Metzger erstellt. In den folgenden Jahren wechselte der Hof öfters seinen Besitzer, einer ließ auch sein Torfmagazin im Feuer auf.

Weitere Riede lagen im „Gieß“ (anschwellendes Wasser) unterhalb des Ruchtalbrunnens und „vorne unter Lengenloch“, durch das vom „Hauxrain“ ein Weg führte. Um in der Heuernte durchfahren zu können, warf man jedes Jahr Holz hinein (Knüppeldamm). In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts sah das der Oberamtmann als Holzverschwendung an und schlug einen Steindamm vor. Ein drittes Ried lag unter den „Maah-wiesen“ (von Mahd, nur einmal gemäht). Dann kam der „Weiher“ (1909 verschwunden). In dem sumpfigen Gelände der heutigen Fabrik Ammann und Drescher vereinigte sich die Westschmiecha mit der viel wasserreicheren Ostschmiecha, die ihre stärkste Quelle beim Rathaus hat (Namen Riedstraße, Riedschule). Die Trokenlegung der Riede von der Geifitze bis zum Ortsried, die heute zum größten Teil überbaut sind, wurde schon vom 17. Jahrhundert an betrieben, um 1900 vollendet. Auch die zahlreichen Mühlen-(Ried-, Dorf-, Zweifelmühle usw.) sind verschwunden. Als letzte wurde die Untere Mühle am Ausgang vom „Hessental“ 1960 abgebrochen (hessel aus mhd. heselin = was reich an Stauden ist, zu Hasel, wie in Heselwangen). Wassermenge und Gefälle reichten nicht mehr aus. Die Schmiecha wurde reguliert und tiefer und damit die Riede trockengelegt.

Die junge, geköpfte Schmiecha, deren Tal viel zu weit ist, konnte bei der geringen Wassermenge und dem schwachen Gefälle sich selbst in den Mergeln nicht eintiefen und den mitgeführten Schutt verfrachten. Er wurde abgelagert und das Tal ver-

sumpfte. Man stößt daher auf Kies und Moorboden und erst in 4 m Tiefe auf die undurchlässigen Impressamergel.

Die begleitenden Hänge der Schmiecha, wie die „Ortshalde“ (mhd. Ort = Spitze, äußerstes Gebiet), die „Gstadäcker“ (mit Weiden und Erlen bestandenes Flußufer) und „Zaislen“ sind mit Jurashutt überdeckt. Über der Ortshalde und „Stettenhalde“ (1445 „uf Stethalden“) bis zum „Bühl“ und „Geschliffenen Rain“ dehnt sich der „Heuberg“ (wo nur geheut wurde) aus, heute mit den neuen Heuberghöfen. Wo die „Rauhe Halde“ mit den Nachbargemeinden zusammenstößt, heißt es 1716: „Etwas schräg Linkhs hinauf, ob der langen Staig im Höfflin, zu dem Zwölften unbezeichneten Drey Markhungs-Schaidstein, ist ein langlicht braiter Kalchstein. Dabei befindet sich ein aichne Saul mit drey Creutzen und dreyen Löchern, und stehet in Martin Thomanns Erben, von Onstmettingen Wüsen, und schaidet Theilfingen, Pfeffingen und Onstmettingen“. Der Flurnamen „Im äußeren Höfle“ (1496 „uff Heuberg am Höfflin“) dürfte auf einen auf dem Heuberg abgegangenen Hof hinweisen.

Über den „Kälberteich“ und am Stichwirthshaus vorbei gelangen wir zum „Längenloch“ (Form!) mit seinem schönen Steppenheidewald am Fuß und den darüber liegenden Äckern. Wir ersteigen den „Hailenkopf“ (Heiligenkopf), der einst eine Kapelle trug. Ihre Grundmauern wurden 1869 aufgedeckt. Sie gehörte dem Hl. Blasius geweiht gewesen sein, da sie in der Nähe des „Blasenberges“ lag. Die Wälder am Steilhang unterhalb der Kapelle, in „Hinterloch“, dürften zu ihr gehört haben. Der „Eck“ zu folgt der „Beutenberg“ und in der Senke zum „Roschberg“ (Rosßberg) der „Ritterstall“. Das „Ruchtal“ ist wohl das rauhe Tal. Am Steilabfall stehen wir auf „Ringwaldskamm“ und in der Senkung vom „Rosßwang“ gegen das Rübenteich. Die weiten Ackerflächen vom „Allenberg“ waren früher Allmend.

Die Straße von Onstmettingen nach Tailfingen, die bis um 1800 sehr schlecht war, führt unter dem „Hochberg“ am „Heurain“ vorbei. Durch das „Machtal“ (von Mark = Grenze) (1429 „in marchtal“) gelangen wir in das „Waldstetter Tal“ (1454 „vor Walsstetter Tal“). Der Name dürfte auf eine Siedlung Walahstetten (= Welschstetten, wie Waldstetten bei Weilstetten) zurückgehen. Viele zehntfreie Güter lagen hinter dem Hohenberg. Es hebt sich deutlich der Sonderbezirk einer Siedlung ab, zu der eine Mühle (die „Zweifelmühle“ an der Grenze Onstmettingen-Tailfingen) und eine Burg gehörte. Obwohl von letzteren keine Überreste zu entdecken sind, muß sie auf der „Burg“ gestanden sein (1560 „an der Burg uff Hohenberg“). Das „Buchtal“ unter dem Hohenberg hieß 1454 „Burchtal“, 1531 „Burchtal vor Walstettertal“. Über die Burginhaber ist nichts bekannt. Auch knüpft sich an die „Fräulesbuche“ eine Sage von einem Ritterfräulein. Die schöngestaltige Kuppe der „Burg“ mit ihren 975 Metern ist die höchste Erhebung der ganzen Umgebung und erhebt sich als losgelöster Zeugenberg (wie der Braunhardsberg) vor dem Stufenrand der weiter zurückliegenden Kuppenalb 70 m über die breite Schichtfläche der Wohlgeschichteten Kalke, so daß sie überall vor den Balingen Bergen als stattlicher, hochragender Kegel durch die beherrschende Lage auffällt und sicher eine Burg getragen haben wird.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 23

31. März 1976

Nr. 3

Von den Anfängen des Christentums im süddeutschen Raum

von Kurt Wedler

Die aufragenden Kirchtürme in unseren Dörfern und Städten, die besonderen Akzente der Dome und Münster, die Gotteshäuser und Kapellen, von denen es in früheren Jahrhunderten weit mehr gab, die oft einsam liegenden Klöster, aber auch die Kreuze aus Holz und Stein an Wegrändern und nicht zuletzt unsre Grabkreuze sind Glaubenszeugen des Christentums, das schon vor rund 1400 Jahren bei uns Eingang gefunden hat. Allerdings haben in den römischen Städten nördlich der Alpen schon im 2. Jahrhundert Christen gelebt. So soll Eucharius in Trier eine Bildsäule der Venus umgestürzt haben, wie die Trierer Chronik erzählt. Diese Begebenheit ist am Portal zum Friedhof von St. Matthias in Trier festgehalten. Eucharius soll auch der erste Bischof von Trier gewesen sein, vermutlich am Ende des 2. Jahrhunderts.

Bei Ausgrabungen um die Kirche St. Paulin in Trier entdeckte man ein ausgedehntes christliches Gräberfeld des 2. Jahrhunderts, so daß man auf eine starke Christengemeinde um 200 in Trier schließen kann. Auch die andern Römerstädte wie Mainz, Straßburg und Basel hatten schon sehr früh Bischofssitze, und im kleinen Zurzach am Hochrhein hat man Reste einer Kirche an der Kastellmauer aus römischer Zeit freigelegt. Die Verenakirche in Zurzach wurde erst später über dem Grab der hl. Verena errichtet. Hausen ob Verena deutet auf eine abgegangene Verenakapelle unter dem Dorf hin. In Dautmergen ist sie Schutzpatronin der Kirche.

Die hl. Verena

Die Legende berichtet von ihr, daß sie als Ägypterin und als Gesippin des Mauritius um 300 der thebaischen Legion bis Mailand folgte, um dort gefangene Christen zu nähren und zu bestatten. Als die Legion wegen Übertrittes zum Christentum bei Augunum (St. Maurice) in der Nähe des Genfer Sees von den Römern niedergemacht wurde (um 302), zog sie dorthin, um bei der Bestattung ihrer Stammesgenossen mitzuhelfen. Auch Kandidus (Patron von Kentheim bei Calw) gehörte zu ihnen. — So hatten die Christen in den römischen Städten nördlich der Alpen, zu den auch Kelten (Gallier) und Germanen (Franken) gehörten, unter der letzten großen Verfolgung der Kaiser Maximilian und Diokletian zu leiden. Sie gingen deshalb bis zum Jahr 313 in der Regel in den „Untergrund“. Verena kam nach einer abenteuerlichen Wanderfahrt über Solothurn und die nach ihr benannte Verenaschlucht nach Zurzach, wo sie bei einem Priester als Schafnerin tätig war und 344 starb. — Auch Mauritius (Moritz) ist Patron vieler Kirchen im süddeutschen Raum geworden (Moritzkirche in Ehingen/Rottenburg).

In den Anfängen der Alemannenzeit

Als die Alemannen im Jahr 260 den Limes überrannten und die Römer hinter den Rhein vertrieben, trat eine andere Lage ein. Alles, was keltisch und römisch war, machten sie dem Erdboden gleich,

und wo irgendwo Plätze christlicher Glaubensausübung gewesen waren, verschwanden sie ebenso. Die Germanen hielten zäh an ihrem Götterglauben fest, am längsten die Alemannen und die Sachsen. Im rätischen Raum, südlich der Donau, der erst im 5. Jahrhundert von den Alemannen erobert wurde, konnte die christianisierte, rätio-romanische Bevölkerung deshalb bestehen, weil sie sich in einsame Gebirgstäler zurückzog (Vorarlberg, Tirol).

Christentum am Lech

Der erste christlich-römische Bischof in Augsburg war Narcissus aus Geron, der auf der Flucht vor Diokletians Verfolgern Anfang des 4. Jahrhunderts hier Aufnahme fand. Er bekehrte die römische Dirne Afra, die Tochter des Königs von Zypern, die dann 304 als Märtyrerin auf einer Insel im Lech verbrannt wurde. So die Legende. (Ulrich-Afrakirche in Augsburg). Eine frühchristliche Basilika dieser Zeit ist unter der Galluskapelle in Augsburg bezeugt. — Aber das alte Augusta Vindelicum verschwand in den Stürmen der Völkerwanderung, und erst in fränkischer Zeit, Anfang des 8. Jahrhunderts (739), entstand unter den Alemannen ein neues christliches Zentrum mit einem Bischofssitz. Bedeutendster Bischof des Mittelalters war in Augsburg Ulrich (924—973), der die Stadt Augsburg 955 gegen die Ungarn verteidigte, bis Kaiser Otto I. seine Heerschaaren beisammen hatte, um die Ungarn auf dem Lechfeld endgültig zu schlagen.

Arianismus

Unter den Römern trat das Christentum öfter in arianischer Gestalt auf und beeinflusste auch die germanischen Stämme. Der Presbyter Arius in Alexandrien (um 260—336) ließ Christus nicht als gleichgestellt mit Gott, sondern nur als Geschöpf Gottes gelten. Das Konzil in Nicäa (325) stellte dann die Gleichheit beider und das Konzil von Konstantinopel (381) die Trinität mit dem hl. Geist als einzig gültige Lehre auf, die sich auch durchsetzte.

Die Goten unter ihrem Bischof Wulfila wurden um 350, als sie schon auf Wanderung nach Süden waren, Arianer und hiel-

ten bis ins 7. Jahrhundert an diesem Glauben fest, die Langobarden sogar noch länger. Auch Alemannen gab es, die Arianer waren.

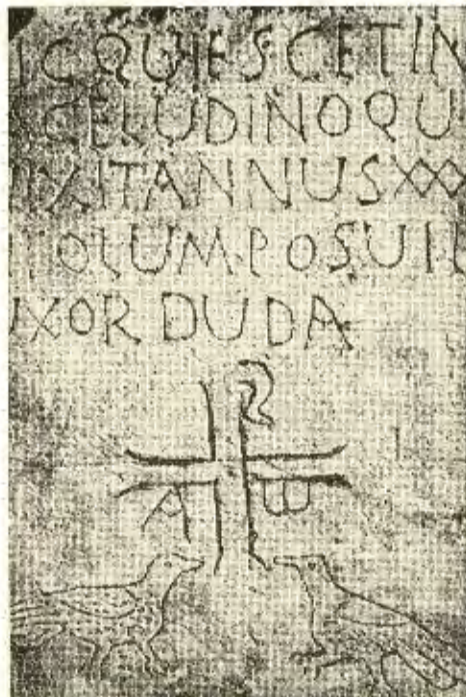
Christentum bei den Franken

Als der Frankenkönig Chlodwig nach der siegreichen Schlacht bei Zülpich (?) im Jahr 496 sich von Remigius in Reims taufen ließ, war eine Entscheidung getroffen, die der des Konstantin für das Christentum im Römischen Reich ähnlich war. Von den Herrscherhäusern und dann von den Adelsfamilien ging die Christianisierung weiter, und die Franken sind es in erster Linie auch gewesen, die bestrebt waren, daß die Alemannen zum Christentum übertraten, so vor allem nach der „Abrechnung“ von Cannstatt im Jahr 746.

Sehr oft liegen die ersten Kirchen bei Adelsitzen (Burgheim bei Lahr um 700, Burgfelden St. Michael mit Stiftergrab im 8. Jahrhundert). Die Adligen sind als Stifter dieser Kirchen anzusehen, die damals noch keine eigentlichen Pfarreien waren.

Im alemannischen Raum

Die Christianisierung bei den zähen, bedächtigen und verschlossenen Alemannen ging aber langsam voran. Es sind uns zwar

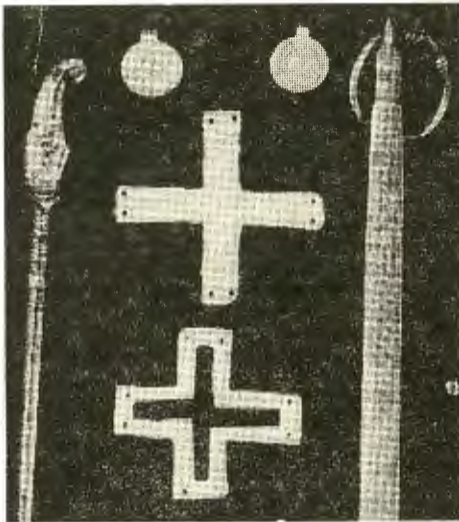


Grabstein aus Worms mit Alpha, Omega und Tauben (5. Jahrhundert).



Einfaches (Hofham) und mit antiken Münzen geprägtes (Feldkirchen) Goldblattkreuz (7. Jahrhundert).

aus dem 5.—7. Jahrhundert Grabbeigaben mit christlichen Symbolen bekannt wie Alpha und Omega, die Taube, der Pfau, die Fische usw., die mindestens auf Sympathie für das Christentum schließen lassen. Hierher gehören auch die Goldblattkreuze von Burgfelden, Dotternhausen und Lautlingen — über 200 im alemannischen Raum —,



Zwei Goldblattkreuze, Alemannenfriedhof bei Weingarten (7. Jahrhundert).

ebenso die im langobardischen Gebiet. Im Fränkischen sind nur wenige bekannt. Auf einem Schwert von Gutenstein sind heidnische und christliche Symbole verquickt. Dasselbe findet man auf Gürtelschnallen und Gewandfibeln. Dies deutet auf die Unsicherheit in der Glaubenshaltung in dieser Zeit hin. Vertrauen und Mißtrauen zu beiden Religionen erzeugten diese Zwierspältigkeit.

In Weilheim (Weilstetten) wurde in einem Grab des 7. Jahrhunderts eine Riemenzunge gefunden mit einer lateinischen Inschrift des Psalmverses 91,11: „(ANG)ELIS SUIS MANDAVIT DE TE UT COSTOTIAM TE I OMIBOS VI(IS)“ = „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“

Man darf wohl annehmen, daß von den Franken und hier von den herrschenden Häuptern, wie wir es von Karl Martell wissen, die Anregung zur Missionierung in den noch vorwiegend heidnischen Gebieten der Franken östlich des Rheins, der Alemannen und Bayern ausging. Dafür spricht auch die Vorliebe, fränkisch-gallische Heilige als Patrone vieler Kirchen in Süddeutschland zu wählen: Dionys (Weilheim),

Martin (Dotternhausen, Ebingen, Isingen), Medardus (Ostdorf), Gertraud (Winterlingen), Leodegar, Remigius (Oberndorf, Epfendorf, Bergfelden, Nagold).

Die Verkünder der neuen Lehre waren sicher zunächst Wanderprediger, die von Ort zu Ort zogen und unter freiem Himmel sprachen. Dabei mag es oft zu unliebsamen Auseinandersetzungen gekommen sein. Sie hatten zum Teil auch in einsamen Gegenden, so wie Gallus, ihre Zellen gebaut, um dort in der Abgeschiedenheit einen Ort der inneren Sammlung zu haben, von dem aus sie ihre Tätigkeit aufnahmen. Manche Zellorte deuten noch auf diese frühe Zeit des Christentums hin, so Zell am Harmersbach, Zell bei Riedlingen, Zell im Wiesental, Zell in der Pfalz usw.

Iro-schottische und angelsächsische Missionare

Für die intensivere Missionierung waren vor allem die glaubenseifrigen irischen Mönche geeignet, harte, mutige, glaubensstarke Männer. Irland war, wie auch schon Schottland und die Westküste Englands, von 350 bis um 600 ganz christlich geworden. Der Apostel der Iren war der hl. Patrik, der die Christianisierung des Bi-



Irishes Hochkreuz von Muiredach mit Jüngstem Gericht.

schofs Paladius im 5. Jahrhundert mit besonderem Eifer fortsetzte. Er wird auch bei uns in den Kirchen von Hohenstadt (Aalen) und Eggenroth (Ellwangen) besonders verehrt.

Als erster uns bekannter irischer Missionar kam Fridolin von Gallien her in den Raum von Säckingen und baute sich auf der ehemaligen Rheininsel eine Zelle, aus der dann später das bedeutende Frauenstift hervorging. Fridolin wirkte auch in den Vogesen und in der Schweiz (Schutzpatron des Kantons Glarus). Der Fridolinschrein in Säckingen (Reliquienschrein aus dem 18. Jh.) ist eine besondere Kostbarkeit.

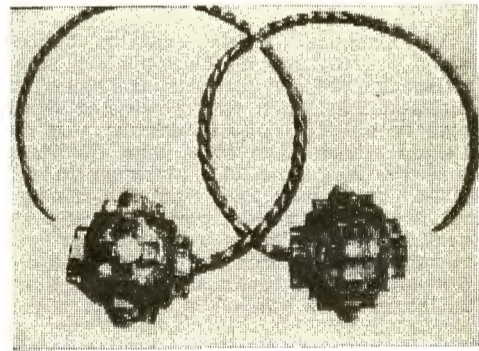
Später kommt Kolomban mit seinen Schülern Gallus und Eustasius. Letzterer wird als Abt in Luxueil zurückgelassen, missioniert aber später in Bayern. Kolomban und Gallus lassen sich um 610, nachdem sie vorher am Zürichsee gewirkt haben, in Bregenz nieder. Schon im 4. oder 5. Jahrhundert stand hier in römischer Zeit (Brigantium) eine Aureliuskirche, die im

6. Jahrhundert von den Alemannen entweiht wurde. Kolomban und Gallus weihten sie aufs neue, und sie wurde zur Urkirche, später unter dem Namen Galluskirche, für das ganze östliche Bodenseegebiet. Kolomban zog weiter nach Oberitalien, Gallus baute sich (der Legende nach mit Hilfe eines Bären) in der Steinachschlucht oberhalb St. Gallens um 613 eine Zelle, aus der später das Kloster St. Gallen hervorging. Er starb 641. (Siehe Heimatk. Blätter 1965, S. 570).

Das Bistum Konstanz (siehe Karte)

In der Mitte des 6. Jahrhunderts erfolgte die Gründung des Bistums Konstanz. Der Bischof von Vindonissa (Windisch bei Brugg an der Aare), zu dem das alemannische Gebiet gehörte, zog sich vor den über den Rhein vordringenden Alemannen im 5. Jahrhundert zurück, erst nach Avenches (in der Nähe des Murtensees) und dann nach Lausanne. Es mußte deshalb für diesen weiten Raum vom Berner Oberland bis in die Gegend von Heilbronn, und vom Oberrhein bis an die Iller ein neues Bistum gegründet werden. Im Jahr 615 fand in Konstanz ein Konzil statt — das Herzog Gunzo von Überlingen einberief —, an dem die Bischöfe von Augst (bei Basel) und Speyer, viele Geistliche und schwäbische Fürsten teilnahmen, um Johannes, einen Schüler des Gallus, der selbst die Wahl ablehnte, nach dem Tod des Bischofs Martiae zu wählen. Über die ersten Bischöfe von der Mitte des 6. Jahrhunderts an ist nichts bekannt. Der bedeutendste Bischof in Konstanz war Konrad (934—975), der 1123 kanonisiert wurde.

Nach dem Jahr 600 wird die christliche Kirche im süddeutschen Raum als etwas Feststehendes angesehen. In einem alemannischen Gesetz des 7. Jahrhunderts wird die Glaubensfreiheit der Hörigen (Unfreie) ihrem Herrn gegenüber gesichert. Es werden hohe Strafen für Sonntagsentheiligung festgesetzt, die Diener der Kirche werden geschützt vor Überfall und Raub, und für ihre Tötung sind hohe Geldstrafen genannt. Auch das Asylrecht der Kirche ist in diesem Gesetz genannt, und der Eid ist nach ihm nicht mehr auf die Waffen, son-



Ohringe mit Kreuz z. Hälfte 6. Jh., Pfahlheim bei Aalen.

dern auf die Reliquien zu leisten. Das sind alles Zeichen dafür, daß die neue Lehre noch nicht endgültig im Herzen des Volkes heimisch war, daß es noch viele Donargläubige gab und manche in ihrem konservativen Wesen noch zäh am Alten festhielten.

Kilian — Pirmin — Bonifatius — Magnus

Im fränkischen Raum, in der Hauptsache um Würzburg herum, wirkte der Iroschotte Kilian mit seinen Schülern Kolonat und Totnan. Sie lebten nach der strengen Regel des Kolomban und hatten viele Erfolge in der Ausbreitung des neuen Glaubens, so daß sich schließlich auch Herzog Gozbert



Kreuzanhänger, 7. Jh. Bayern

taufen ließ. Als Kilian die Trennung von dessen unrechtmäßiger Ehefrau Geilana verlangte, läßt diese in Abwesenheit des Herzogs Kilian und seine Gefährten beim nächtlichen Gebet überfallen und enthaupten (689). Als Märtyrer und Schutzpatrone verehrt, sind sie heute noch lebendig im Glauben der Katholiken (Kilianskirche in Heilbronn).

Im Auftrag Karl Martells kam Pirmin, der sehr wahrscheinlich auch Ire oder Schotte war, mit seinen Peregrinimönchen (Wandermönche) im Jahr 724 auf die Reichenau, um dort ein Kloster zu gründen, das neben dem Bistum Konstanz zentral im alemannischen Raum lag. Durch große Schenkungen und Stiftungen hatte das Kloster die wirtschaftliche Voraussetzung, sich schon bald zu behaupten und in kirchlicher, politischer und kultureller Hinsicht ein bedeutender und bestimmender Faktor zu werden neben der nicht unwichtigen



Bonifatius als Erzbischof, Renaissanceplastik im Dom zu Mainz.



Missionstätigkeit. Aber schon 727 mußte Pirmin auf Drängen des Bischofs Audoin und des Stammesherzogs Theotbald die Insel verlassen. Doch er wirkte weiter und gründete nachher die Klöster Pirminsberg bei Pfäfers in der Schweiz (730), Amorbach mit seinem Schüler Amor (734) und Schuttern im Schwarzwald (734). Von seinen Schülern wurden Murbach in den Vogesen (um 727), Neuweiler im Elsaß (um 731) und Gengenbach an der Kinzig (um 746) gegründet. Schließlich baute Pirmin noch das Kloster Hornbach bei Pirmasens (um 740) und starb dort 753 als Abt, wo er auch seine Grabstätte fand. (Siehe Heimatk. Blätter 1970, S. 818).

Zur selben Zeit wirkte der Apostel der Deutschen, Winfried-Bonifatius, der aus Angelsachsen stammte, in Hessen, Thüringen und bei den Friesen. Er ist wohl jedermann aus der Geschichte bekannt. Zwischen Pirmin und Bonifatius bestanden wahrscheinlich Absprachen über den Raum ihrer Tätigkeit, denn Bonifatius war nie im alemannischen Raum wirksam. Eine Begegnung der beiden ist überliefert. 722

wird Bonifatius Bischof, 732 Erzbischof und päpstlicher Vikar für das deutsche Missionsgebiet und 747 Erzbischof von Mainz. Es wird berichtet, daß er zu Karl Martell, Karlmann und Pippin dem Kleinen Beziehungen hatte. Auf einer Missionsreise zu den Friesen wird er am Pfingstfest 754 im 80. Lebensjahr überfallen und erschlagen. Seine Grabstätte in Fulda ist noch heute bedeutender Wallfahrtsort.

Willibald, ein angelsächsischer Königssohn, der um 700 geboren wurde, kam auf Bitten des Bonifatius beim Papst, von Montecassino, wo er zehn Jahre als Mönch lebte, 739 nach Eichstätt. Dort gründete er ein Kloster und wurde 741 von Bonifatius zum Bischof geweiht. Er missionierte im Gebiet zwischen Donau und Regnitz sehr erfolgreich. Seine Geschwister waren Wunibald und Walburga. Alle drei sind heute noch die Schutzheiligen der Waldburger.

Magnus, St. Mang genannt, war Mönch in St. Gallen und wirkte im 8. Jahrhundert im Allgäu und gründete in Füssen eine klösterliche Gemeinschaft, die später die Benediktinische Tradition von St. Gallen



Willibald, Bischof v. Eichstätt, v. Loy Hering.

Im Kloster St. Mang weiterführte. In seinem Missionsgebiet haben ihn viele Kirchen zu ihrem Schutzheiligen erwählt (Waldburg, Kempten u. a.). In Schussenried und Wangen wird er besonders verehrt. Magnus starb am 6. 9. 772.

Um 800 ist wohl im süddeutschen Raum die Missionierung abgeschlossen. Das heißt aber nicht, daß es damals keine „Heiden“ mehr gab. Der magische Zauber der germanischen Götterwelt, der Gnomen und Elfen war in vielen Herzen, teilweise bis in die Gegenwart, noch lebendig.

Namen von Weg und Steg

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Von Ehestetten stieg die „Rottweiler Steig“ auf die Alb, die als Rottweiler Weg über Meßstetten, Unterdigisheim, Obernheim, Tanneck, Deilingen nach Rottweil führte. Der steile Aufstieg vom Schmiechtal zum Degerfeld heißt seit dem 18. Jahrhundert „Menesteig“, das auf eine „Stoag“ für ein Gespann deuten würde. In manchen Dörfern heißt es heute noch „Mene treiben“ (mhd. mene = Gespann) und gab es einen „Menehub“, der das Gespann, vor allem Ochsen, an dem langen Pflug trieb. Allerdings wird der Name „Menesteig“ in den ältesten Urkunden anders geschrieben: 1437 ennistig und enisteig. Erst später wurde ein „m“ hinzugefügt. Ähnlich ist es mit dem benachbarten Waldnamen „Minnespoch“. Auch der dürfte dasselbe Grundwort haben, denn 1601 heißt er noch „Eninspoch“.

Der steile Aufstieg von Thanheim durch das Klingebachtal nach Onstmettingen heißt „Stich“. Er war in älterer Zeit bis in die neueste Zeit herein durch seine Rutschungen im oberen Braunen Jura bekannt. Fuhrwerke blieben oft tagelang an ihm stecken. Erst um 1880 wurde die gefähr-

liche Steig wesentlich verbessert und in Kehren zur Wasserscheide hinaufgeführt.

Von gewisser Bedeutung war der steile Weg von Balingen und Weilheim zur Lochen, die Lochensteige, zwischen Schafberg und Lochen nach Tieringen, dann über die Alte Steige nach Hartheim oder über Nusplinger zur Albhochfläche und weiter gegen Südosten zur Donaufurt. Erst 1847 erbaute die Amtskörperschaft in Notstandsarbeit die Lochenstraße, die in weit ausholenden Kurven zur Höhe führt. Die Straße ist seither, erst in den letzten Jahren wieder verbessert worden. Der alte Weg geht wahrscheinlich auf einen vorgeschichtlichen Weg zurück. Er war vielleicht identisch mit dem 1691 für die Markung Weilstetten erwähnten „Wahlensteig“ und führte wohl von Ostdorf her, wo es ebenfalls einen „Wahlensteig“ gab. Von Weilheim und Waldstetten führten auch „Kirchwege“ nach Frommern, da die beiden Orte von etwa 1350 ab bis 1928 vom Frommerner Pfarrer versehen wurden.

Wege in die Fluren

Die überwiegenden Flurwege des mittelalterlichen Dorfes waren Bauwege, da sie der örtlichen Bebauung der ländlichen Flur dienten. Sie mußten von den Anliegern und der Gemeinde unterhalten und beaufsichtigt werden. In Urkunden, Lagerbüchern usw. sind massenhaft Wege zu den Flurstücken, auf die Felder und zur Weide verzeichnet. So finden wir in der mittelalterlichen Mark manchmal Wege, die einer Grenze entlang gingen, wie beim Waldhof an der Markungsgrenze Geisingen-Isingen. In Geisingen/Donau führt noch heute ein Weg der Gemarkungsgrenze im ganzen Waldgebiet gegen Amtshausen entlang. An der Grenze zwischen Straßberg und Winterlingen verläuft ein „Schiedweg“.

Ein „Heuweg“ führte vom Zitterhof nach Margrethausen. Wege zur Weide in Wald und Heide werden „Herdweg“ genannt (Onstmettingen, Winterlingen). Auf der „Ebergasse“ (Balingen) wurden die Schweine zur Weide getrieben, auf „Trieb“, dem „Triebweg“, „Viehweg“ das Vieh, wie es von Tailfingen, Truchteltingen und anderen Alortorten bezeugt ist. 1738 ist zu Truchteltingen das „Trieb“ zu einem Viehtrieb auf „Bronnenstaig“ und „Mennisboch“ gerichtet worden. Auf die Allmend kam man auf dem „Allmendweg“. Auf dem „Holzweg“ wurde das Holz aus dem Wald geführt, auf dem „Schlafweg“ wurde es geschleift.

Konkreten Zwecken dienten innerhalb der Dörfer und ihrer Wirtschaft Wege, die auf eine bestimmte Einrichtung hinführen. Wie zur Mühle unterhielten die Bauern auch einen Weg zur Schmiede als der wichtigsten Handwerksstätte des Dorfes (Oberdigisheim 1747 „Schmittengasse“). Zur Viehbegräbnisstätte führte der „Schelmenweg“; er war ein Allmendweg, da die Verlochung der verendeten Tiere auf dem Gemeinlandboden stattfinden mußte.

Auch die Benützer und Erbauer der Wege sind in den Namen öfters herausgestellt. Der heute abwärtsführende Albvereinsweg vom „Bremelhardt“ Markung Onstmettingen nach Jungingen wurde von den Fürsten von Hechingen angelegt und heißt so heute noch „Fürstenwegle“. Vom einstigen Kloster Stetten führt das „Nonnenwegle“ die Steig herauf über den Roschberg. Der Weg, wo im Brittheimer Wald Sand (im Stubensandstein) geholt wurde, heißt „Sandweg“.

Wege in die Nachbarschaft hießen einst mit Vorliebe „Straße“ oder „Sträßle“ (Ortsnamen Straßberg!). Dabei werden die Namen benachbarter Siedlungen, zu denen

die Wege hinführen, im dörflichen und örtlichen Gebrauch oft vereinfacht und abgeschliffen („Lustnauer Wegle“, entstellt aus „Nusplinger Wegle“). Derselbe Weg wird oft doppelt benannt, je mit dem Blick auf den Nachbarort. Auch Namen abgegangener Siedlungen sind manchmal in Wegennamen enthalten („Hofener Sträßle). Wegkreuzungen werden oft „Kreuz“ (Balingen) genannt.

Wechselblättriges

Milzkraut

Chrysplenium alternifolium



An schattigen Quellen und in feuchten Schluchten, vor allem des untersten und obersten Braunjura blüht bei uns schon Ende März und dann im April ein feuchtigkeitsliebendes, schmächtiges (mit nur 5–15 cm Höhe), aber zierliches Pflänzchen vorwiegend im Schatten von Erlen und Eschen, das Wechselblättrige Milzkraut. Es hat seinen Namen (auch den lateinischen) von den goldgelben Blüten und der Verwendung gegen Milzkrankheiten. Die nierenförmigen, bleichgrünen, feingekerbten Blätter an dem dreikantigen, teilweise behaarten Stengel sind wechselständig, im Gegensatz zum Gegenblättrigen Milzkraut, das teilweise im Schwarzwald verbreitet ist und dessen Blätter halbkreisförmig gegenständig sind. An den Standorten des Milzkrautes herrscht jahraus, jahrein Windstille. Durch den Ausschluß der Sonnenstrahlen und der Luftbewegung ist die Wasserverdunstung stark eingeschränkt. Dazu kommt noch, daß Luft und Boden an seinem Standort stets feucht sind. Das satte Grün anderer Schluchtpflanzen fehlt dem Pflänzlein. Als nordische Waldpflanze, bis an die Grenze der Tundra vordringend, vermögen die kleinen Samen der Kapsel Früchte, versehen mit reichlichem Nährgewebe und winzigen Keimen, selbst im Schatten zu sprossen. Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 23

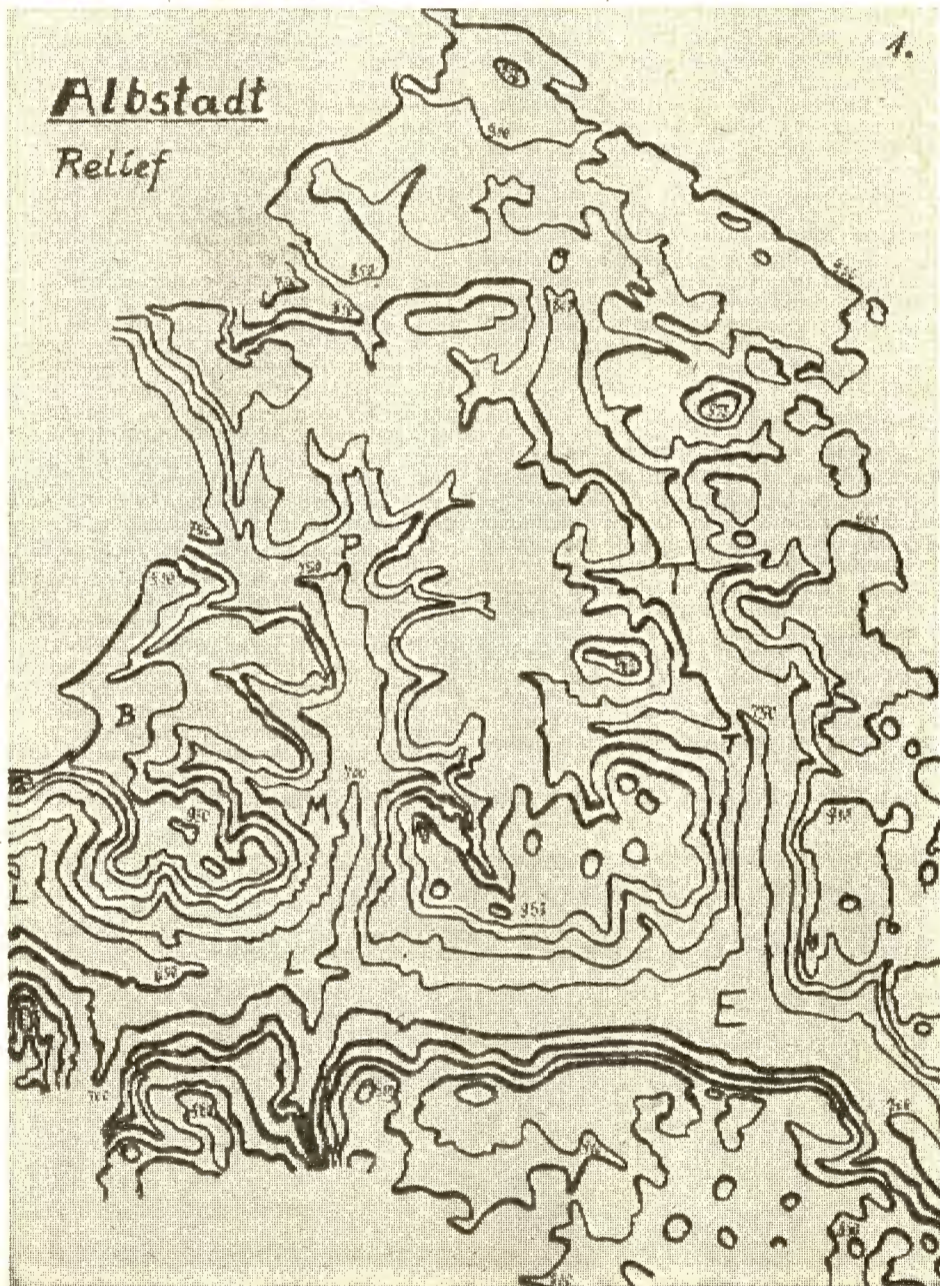
30. April 1976

Nr. 4

Gemarkung der Albstadt: Reliefenergie

Von Hans Müller

Wir wohnen im Gebirge. Das hat mancherlei Folgen für das Auf und Ab der Landschaft, allerlei Steilheiten der Aufstiege, dadurch Verlängerung der Geh- und Fahrstrecken, mehr Verbrauch an Muskel- und Treibstoffenergie, Einfluß auf Straßenführung und Straßenbau. Abflußverhältnisse, Erosion, Wasserversorgung und Abwasserentsorgung. Klima, Bodennutzung, Besiedlung, Industrie, Sonneneinstrahlung und deren Folgen und vieles mehr. Es gibt überhaupt nichts, das nicht vom Untergrund und seinem Relief abhängig wäre. Selbst die sogenannte Geistesgeschichte des Menschen gedeiht nicht im luftleeren Raum. Die exakten Höhenlinienkarten des Landesvermessungsamtes (Skizze 1) lassen das Landschaftsrelief plastisch erscheinen, besonders wenn man es schräg beleuchtet denkt und schattiert. Für die Skizze ist ein Wintertag in der Mittagszeit angenommen. Die Linien sind Höhenabstände von 50 zu 50 m.



Der tiefste Punkt der Gemarkung Albstadt liegt 1,5 km westlich Laufen an der Eyach mit 575 m über dem Meeresspiegel. Das ist die Reliefbasis für alles übrige. Der höchste Punkt ist nicht der Raichberg, sondern mit 982 m der Obere Tierberg bei Lautlingen. Es ergibt sich also eine größte Höhendifferenz von 407 m. Die längste Erstreckung der Gemarkung ist 16 km. Darauf bezogen, erheben sich die Berge (man möchte es fast nicht glauben) nur bis zu 2,5 Prozent über die Täler! Das gesamte Relief der Landschaft ist so vielgestaltig, daß sich im einzelnen die verschiedensten Steigungen und damit Gefälle aufsuchen und berechnen lassen. Das betrifft nicht nur Straßen und Wege, wie sich noch herausstellen wird. Drei angenommene, zahlenmäßig einfachste Beispiele zeigt Skizze 2.

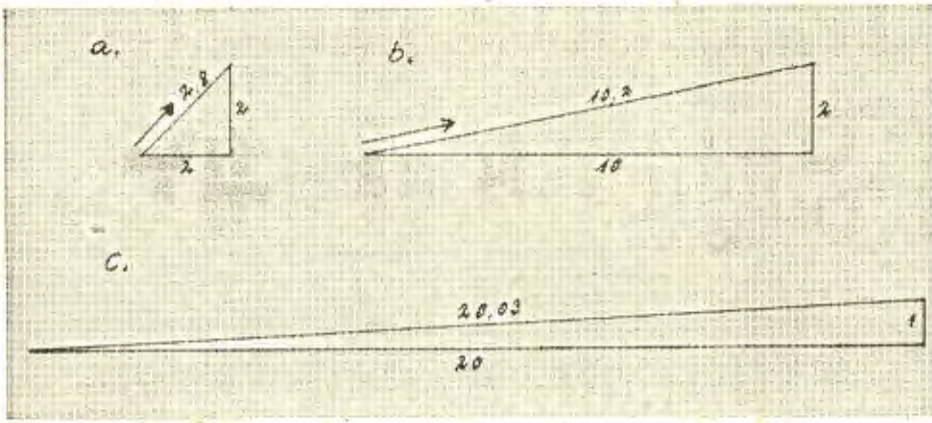
Bei 2a ist eine Steigung dargestellt, wie wir sie etwa am pfadlosen oberen Anstieg zum Böllat haben. Die Entfernung auf der Karte (horizontal wie alle Kartenangaben) ist gleich der Höhe; die Steigung also 1:1. Die Gehstrecke indessen ist sichtbar viel größer. Man kann sie genau berechnen als Hypotenuse: Kartenentfernung im Quadrat plus Höhe im Quadrat und daraus die Quadratwurzel. Ergebnis: 2,8. Die Gehstrecke ist damit 140 Prozent der Kartenablesung. Das gilt natürlich auch für den Abstieg. Liegen etwa auf einer beliebigen horizontalen Strecke drei derartige Anstiege, dann verlängern sie den Kartenweg um dreimal 40 Prozent ihres Grundchnitts. Ein lebhaftes Relief muß also nicht aus wenigen hohen Bergen bestehen; es können auch mehrere kleinere sein! Das trifft auf unsere Landschaft zu. Ein schnurgerader Weg vom Gräbelesberg zum Raichberg würde siebenmal auf und ab gehen.

2b gibt eine immer noch steile Straße wieder. Kartenentfernung 10, Höhe 2. Die Geh- oder Fahrstrecke verlängert sich von 10 zu 10,2 und somit auf 102 Prozent. Man könnte an das Raidental in Ebingen denken (Heimatkundliche Blätter Dez. 57).

3c zeigt eine flachere Straße, etwa durch das Rossental bei Truchteltingen. Kartenstrecke 20 zu Steigungshöhe 1. Die Verlängerung beträgt nur noch 0,03, also 20,03 oder 100,15 Prozent. Gar keinen Unterschied zwischen Karten und Fahrtstrecke haben geradlinige horizontale Straßen; aber schon die geringen Steigungen etwa unter 20:1 haben zunehmend vernachlässigbare Differenzen zwischen Karte und Wirklichkeit.

Nun gehen wir an das eigentliche Straßennetz heran.

1. Die neue **Meßstetter Steige**. Von der Postschule (untere Kehre) bis zum Schopfloch (obere Kehre) sind es 1200 m Luftlinie auf der Karte und 178 m Höhendifferenz. Daraus errechnet sich eine Verlängerung der Strecke auf 1220 m oder 101,7 Prozent. Das ist nicht viel. Und doch spürt es der Wanderer beträchtlich, wenn er die fast



geradlinige alte Steige hinaufgeht. Diese „unerträgliche“ Steigung (6,7:1) vermeidet der motorisierte Verkehr durch Einbau von Kurven und Serpentin. Rädelt man mit einem Kilometerzähler auf der Karte die neue Meßstetter Steige zwischen den beiden oben genannten Kurven aus, so kommt man auf 3000 m. Das sind 250 Prozent der Ausgangsstrecke auf der Karte. Dafür ist die Steigung auf 17:1 gefallen. Serpentin mildern die praktische Steigung auf Kosten der Verlängerung der Fahrstrecke. Serpentin sind aber reliefbedingte Kurven und müssen in die Steigungsrechnung einbezogen werden.

2. Die **Winterlinger Steige** liegt zwar nicht auf der Albstadt-Gemarkung, ist aber der Aufstieg der wichtigsten Verkehrsstraße der Stadt auf die Hochalb. Bei nur 93 m Höhendifferenz und nur 550 m Luftlinie auf der Karte ergibt sich zunächst nur eine Verlängerung auf 575 m. Aber infolge der seltsamen Linienführung an der Lehrhalde kommen wir auf 2000 m und somit einen Umweg auf 360 Prozent.

3. Die **Bitzer Steige** (Heim. Bl. Mai 67) ist bei Firma Fischbach 718 m; an der Einmündung des oberen Waldheimwegs 856 m; also 138 m Höhendifferenz. Kartenluftlinie bis dahin 1450 m. Mit dem „Pythagoras“ kommen wir auf 1456 m Raum-Luftlinie oder 100,4 Prozent. Mit den Kurven und einer Serpentine unten sind es 2300 m und somit eine auf 158 Prozent verlängerte Fahrstrecke.

Das sind die größeren Durchgangsstraßen (Fernstraßen); soweit sie beträchtliche Anstiege zu bewältigen haben. Die übrigen Straßen sind hauptsächlich Ortsverbindungen wie: Tobeltal von Laufen auf die Höhe von Hossingen-Tieringen, Meßstetter Tal von Lautlingen nach Meßstetten, Tiefental von der Spitalmühle zur Bitzer Straße, Holdertalstraße von Truchteltingen nach Bitz, Straße Tailfingen (Schalkenbergle) — Neuweiler, Onstmettingen (Langental) — Hausen, Tailfingen (Heutal) — Pfeffingen, Pfeffingen (Eschenbachtal) — Burgfelden. Die Verbindung von der Meßstetter Steige zum Gasthaus Sandgrube hat wegen des Truppenübungsplatzes keine Fortsetzung.

Bedeutend verkehrsgünstiger als alle schon genannten sind die durch die Täler gelegten Fernstraßen.

4. **Laufen — Pfeffingen**, mit geringfügigen Kurven 11 km, Steigung von 614 bis 765 m gibt 151 m Höhenunterschied und damit eine Verlängerung der Kartenstrecke auf nur 100,4 Prozent.

5. **Ebingen (Wasserscheide)** 742 m — **Onstmettingen** (Stichwirthshaus) 827 m, Höhendifferenz 85 m, Kartenstrecke mit Kurven 14 km, Verlängerung auf 100,6 Prozent.

Die verkehrsgünstigen Straßen in unsern wenig gewundenen Tälern zeigen deutlich den Wert der Pässe einer Gebirgslandschaft: Westerbach„tal“ (Ur-Eyach), Riedbach„tal“ (Ur-Schmiecha), oberes Schmie-

chatal beim Stichwirthshaus, unteres Schmiechatal bis Kaiseringen. Auch die Eisenbahn nützt natürlich die Pässe aus. Sie sogar besonders (Heim. Bl. Aug. 73). Als einmal die Gebirgsbahn Spaichingen — Reichenbach (Bära) nach Ebingen verlängert werden sollte, scheiterte dies mit der Steigung und dem Gefälle zwischen Unterdigisheim und Ebingen. Die Straßen (auch Handelswege) gingen noch im vorigen Jahrhundert ohne Serpentin und mit wenig Kurven, also sehr steil, einfach bergan. Oft sind noch mehrere ausgefahrene Geleise nebeneinander zu sehen (Heim. Bl. Nov. 66). Das Griesenbachtal war Teil einer Fernstraße Heiligkreuztal — Winterlingen — Dellingen — Rottweil. Der lebensgefährliche Siebenkreuzlesweg teilte sich auf den Kühbuch in einen Stettener und einen Schwenninger Weg, als es noch keinen Truppenübungsplatz gab. Der Pfeffinger Weg begann mit der Bühlgasse und nahm das obere Raidental als Aufstieg. Die heutigen neuen Steige nach Meßstetten und nach Bitz, aber auch die Holdersteige, die Neuweiler Steige und die Langentalsteige waren einst kürzere Aufstiege. Den Vogel schießt die Hossinger Leiter mit ihrer senkrechten Richtung ab.

Eigentliche Reliefenergie

Bis hierher ist erst die Verlängerung von Kartenstrecken durch das Relief betrachtet worden. Aber beim Steigen erhöht sich natürlich auch die Energie, die ein Fußgänger oder ein Fahrzeug bei seiner Bewegung aufwenden muß. Damit kommen wir auf die eigentliche Reliefenergie: Je steiler bergan, um so mehr Energie hat das Relief in sich, die überwunden werden muß. Wie kommt sie da hinein? Unterirdische Kräfte haben das Gebirge gehoben und damit Energie der Lage geschaffen. Ein Bergsteiger an senkrechter Wand hat den Gegenwert seines **gesamten** Gewichts zu bewältigen (Skizze 3a).

Ist bei einer Steigung die Höhe h (bei-

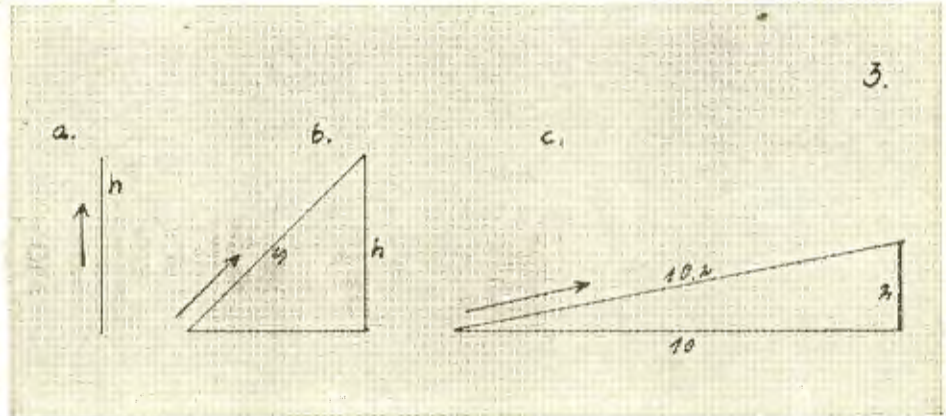
spielsweise) gleich der Grundlinie (3b), dann ist die Steigungsenergie h:s nur noch 1:Wurzel aus 2. Das geht so zu: s = Wurzel aus $h^2 + h^2$ also Wurzel aus $2h^2$ = Wurzel aus 2 · h:h Wurzel aus 2 = 1:Wurzel aus 2 = 1:1,4 = 0,7. Nehmen wir ein Beförderungsgewicht von 1000 kg an, so sind nur $1000 \times 0,7 = 700$ kp Energie aufzuwenden; das übrige trägt der Untergrund.

Bei einer Steigung von 2 auf Grundlinie 10 (Skizze 3c) errechnet sich die Steigungsstrecke s auf 10,2 und die Steigungsenergie auf $h:s = 2:10,2 = 1:5,1$. Hier müssen 1000 kg Gewicht nur noch mit $1000:5,1 = 196$ kp bewegt werden. Je spitzer der Steigungswinkel (Pfeile), um so geringer die Steigungsenergie und damit die aufzuwendende Zug- oder Schubkraft.

Die **Meßstetter Steige** hat 178 m Höhendifferenz (h) und 3000 m Straßenlänge (s). Die aufzubringende Energie, ist somit für 1000 kg $1000 \times 178:3000 = 59$ kp. Bei der **Winterlinger Steige** lautet die Rechnung: $1000 \times 93:2000 = 46$ kp Energie. Die **Bitzer Steige** erfordert $1000 \times 138:2300 = 60$ kp. Diese Ergebnisse erscheinen niedrig. Sehen wir uns aber die Ergebnisse auf den Talstraßen an, dann glauben wir nicht richtig gerechnet zu haben: **Lautlingen — Pfeffingen** $1000 \times 151:11000 = 13,7$ kp Antriebsenergie für 1000 kg Last. Bei **Ebingen — Onstmettingen** sind es sogar nur $1000 \times 85:14000 = 6$ kp.

Was ist da los? Sollte ich eine Tonne Last mit einer Hand spielend zum Stichwirthshaus schieben können, während ich nach Meßstetten 59kp (entsprechend 1,18 Zentner) aufwenden müßte? Genau so ist es. Die Physik belehrt mich sogar, daß ich für eine horizontale Strecke gar keine Energie brauche, gleichgültig wie hoch das Gewicht der Transportlast ist. Natürlich brauche ich sie doch, aber für andere Widerstände, die auch zu überwinden sind: Für die Verwandlung der Trägheit der Ruhe (beim Anschieben) in Trägheit der Bewegung (Schwung). Und für die Überwindung der Reibung, nämlich der äußeren Reibung (Straßendecke, Aquaplaning, Fahrtwind, Sog, Gegenwind) und der inneren Reibung im Getriebe, den Lagern, Zylindern usw. Anschub und Reibung nehmen bei ebenen Straßen den größeren Energiebetrag in Anspruch. Bei Steigungszunahme überwiegt zunehmend der Anteil der Steigungsenergie der schiefen Ebene.

Jede Steigung ist in der Gegenrichtung ein **Gefälle**. Im gesamten Relief sind sie also einander gleich. Das Gefälle „tötet“ der Bergabwanderer auf einfache Weise: er fängt es mit jedem Schritt ab, und weg ist es. Gleitende Bewegungsmittel wie Schlitten, Schlittschuhe und Ski mögen hier beiseite bleiben. Hingegen sind Fahrzeuge mit Rädern wirtschaftswichtig. Sie müssen bergab verlangsamt, also gebremst werden. Die Bremskraft ist eine Energie; sie müßte insgesamt so groß sein wie die



Steigerungsergie. Die Physik hat die Aufgabe gelöst: Steigungsenergie größer oder kleiner als Bremsenergie = Reliefenergie. Die Technik ist hingegen noch völlig im Rückstand. Bremsen ist eine „saudumme“ Energieverschwendung. Könnte man den Bergabschwung abfangen, speichern und bergauf wieder verwenden, so könnte man mit der Energie für das Anfahren und die Reibung auskommen. Stattdessen wird die Energie an den Bremsbacken in nutzlose Wärme umgewandelt und entweicht. Hier bleibt der Technik eine große Aufgabe für die Zukunft. Aber zunächst ist die Bewegung im Bergland noch langsamer und kostspieliger als in der Ebene, das Leben also schwerer.

Wasser

Auch das Wasser (Heim. Bl. Febr.-Juli 56) richtet sich nach dem Relief. Am Gebirgsrand, der im Eyachtal bis nach Lautlingen, im Roschbachtal bis nach Pfeffingen, im Klingebachtal bis zum Stich reicht und natürlich die Burgfelder Ebene, den Zollersteighof, Raichberg und Himberg berührt, steigen die Wolken in die Höhe, kühlen ab und geben Regen oder Schnee. Diese „Steigungsniederschläge“ machen sich noch eine Strecke weit abwärts bemerkbar, etwa

bis ins obere Schmiechatal. Eyach und Schmiecha haben dauernd fließendes Wasser, dazu noch ein paar Bäche. Aber deren Aufzählung hätte wenig statistischen Wert, weil fast überall Quelfassungen das Wasser wegnehmen. Ein ganz bedeutender Anteil des Gesamtwassers (Heim. Bl. Aug. 63) verdunstet in der Luft oder versickert und gibt dicht unter der Erdoberfläche das Grundwasser. Dieses hält sich noch an die Täler, „ernährt“ die Flüsse von unten und ist mit deren Einzugsgebiet identisch. Die Wasserscheide Eyach/Schmiecha ist aus der Skizze 1 leicht ablesbar. Eine weniger bekannte Wasserscheide läuft am vordersten Rand von Gräbelesberg, Oberer Tierberg, Reuthalde, Fehlhalde, Holzhalde, Riedhalde entlang und entwässert südwärts zur Donau, wenn auch da vorn nur sehr schwach und nur zeitweise (temporär). Tief unter dem Grundwasser sammelt sich im Weißjura das Karstwasser (Heim. Bl. Febr. 70) und sucht sich im selbstgeschaffenen Höhlensystem seinen Weg zur Donau. Diese tiefgelegenen Wasserwege haben mit dem Kleinrelief an der Oberfläche nichts mehr zu tun. Die Reibung des Wassers am Gestein bremst die Fließgeschwindigkeit des Wassers ganz enorm.

Fortsetzung folgt

Die Haimburg

Von Fritz Scheerer

Drei Kilometer westlich Grosselfingen schaut von einer vorspringenden, widerstandsfähigen Stubensandsteinterrasse die Ruine Haimburg (auch Hainburg geschrieben) auf die alte, aus dem 12. Jahrhundert stammende Weilerkirche des einstigen Dorfes Oberowingin im breiten Eyachtal herab. Die Ruine zeigt, daß die einstige Burg nicht sehr umfangreich gewesen ist, daß sie auch keinen Turm besessen hat, aber die Lage geschickt nützte. Zwischen zwei kleinen Nebenbächlein der Eyach ist ein Vorsprung an der Steilkante des untersten Lias beim Unteren Homburger Hof herausgeschnitten. Nach drei Seiten fällt dieser Vorsprung steil ab. Die vierte Seite wurde vom Hinterland durch einen künstlichen Einschnitt, einen Halsgraben, getrennt.

Die Burg bildete mit dem „Homburger Hof“ der Name Hainburg hat sich über Haimburg zu Homburg entwickelt) als zollerisches Eigen eine eigene Markung, die 1543 beschrieben ist (FHDA Sigm. R 75 K 10) und umfaßte 1559 141 Jauchert Äcker und 64 Jauchert Wiesen. Urkundlich erscheint die Haimburg erstmals 1344 im Erbverteilungsvertrag der Zollern (MZ I Nr. 302), in dem sich ein Graf Friedrich von Zollern „der alt des Hainburg ist“ nennt. Nach dieser Teilung erhielt Graf Ostertag, Chorherr zu Straßburg und Augsburg, Stetten bei Haigerloch, Owingen, Grosselfingen, Weilheim und Hausen bei Weilheim (heute Hausener Hof). In das übrige Erbe teilten sich die zwei andern Brüder, Friedrich der alte Schwarzgraf und Friedrich, genannt Straßburger. Es führten also oft zwei oder mehrere Brüder den Namen Friedrich, daher zur Unterscheidung ein Beinamen. Die genannten Orte gingen 1362 mit der Haimburg, aber ohne Weilheim und Hausen, an den Schwarzgrafen über (MZ I Nr. 340).

Graf Friedrich, der „Hainburger“, war der zweite Sohn des Grafen Friedrich von Zollern, genannt der Ritter (gest. 1298); sein Großvater väterlicherseits war Graf Friedrich der Erlauchte (1248—1289), der Balingen und Hechingen um 1255 Stadtrechte verlieh. Der eine Bruder seines Vaters, Friedrich, war Dompropst zu Augsburg und der andere wurde Friedrich der Merkenberger genannt. Dieser erhielt bei der Teilung der alten Grafschaft Zollern 1288 die Herrschaft Schalksburg mit Balingen und wurde dadurch der Begründer der Linie Zollern—Schalksburg, die 1408 ausstarb, nachdem 1403 die Herrschaft Schalksburg an Württemberg verkauft

worden war. Von der auf der Stammburg Zoller sitzenden Linie nannte sich am 15. April 1350 erstmals ein „Graf Friedrich von der hohen Zolr“ (MZ I Nr. 318) („Hohenzoller“). Diese Bezeichnung kam aber dann rund 150 Jahre lang nach dem Aussterben der Schalksburger wieder ab.

Graf Friedrich auf der Haimburg, der nach 1280 geboren sein muß, da er bei dem Tode seines Vaters 1298 noch unmündig war, besaß zwei Brüder, den Grafen Friedrich, Tochtermann des Minnesängers Albrecht von Hohenberg und Schwager König Rudolfs von Habsburg, und den Grafen Friedrich, genannt Ostertag. Seine beiden Schwestern wurden Klosterfrauen. Seine Kinderjahre fielen in die Zeit der heftigen Kämpfe zwischen den verwandten Geschlechtern der Hohenberger und Zollern, die in der Schlacht bei Balingen am 23. Oktober 1286 ihren Höhepunkt erreichten. König Rudolf vermittelte bei einem Besuch auf dem Oberhohenberg zwischen den streitenden Parteien und eine Ehe zwischen einem Zollerngrafen und einer Hohenberger Tochter (s. oben) wurde geschlossen (Friedrich — Euphemia).

Die schweren Kämpfe, die zwischen 1267 und 1288 zwischen den Zollern und Hohenbergern tobten, bei denen es sich vermutlich auch um die Herrschaft Schalksburg und um Balingen gedreht hat, fanden um 1290 in einem Kompromißfrieden ihren Abschluß. Die erweiterte zollerische Herrschaft Schalksburg entstand, die sich zwischen die hohenbergischen (Haigerloch und Ebingen) und zollerischen Territorien schob. Dabei dürfte auch das Gebiet um die Haimburg mit Grosselfingen, Owingen und Stetten als hohenbergisches Lehen an die

Zollern gekommen sein, denn von den hohenbergischen Lehen heißt es noch im 14. Jahrhundert „Hainburg ist die die Zolre inne hat, ist von mir lehen“ (Mon. Hohenbergica II Nr. 889).

Nun wird vermutet (Michael Walter), daß sich ein Zollerngraf Friedrich („der Alt“) im wildreichen Keupergebiet zunächst eine Jagdburg, unsere Hainburg, erbaut hat. 1360 heißt es dann: „Fridericus comes de Zolr, senior, quodam vicedominus canonie maioris ecclesie Augustenis (Vitzum zu Augsburg), nunc dominus in castro Hainburg“ (Codex dipt. Salemitanus S. 289). Anscheinend hat sich der Graf auf die Hainburg zurückgezogen.

Dieser Graf Friedrich erscheint in vier Stellungen: 1. als Kirchherr zu Pfullingen (1313—1360), 2. als Vitzum des Gotteshauses Augsburg, wo ihm die Vermögens- und Finanzverwaltung des Bistums unterstand; 3. als Vormund dreier Neffen und Verwalter der Grafschaft Zollern (1342) und 4. als Herr der Herrschaft Hainburg, wie 1344 im Erbverteilungsvertrag bezeugt ist: „Bi disen taedingen sint gewesen vnd sind gezinge: vnser lieber Vetter (= Oheim) von Zolr der alt des Hainburg ist“ (MZ I Nr. 302).

Der Umfang der Herrschaft Haimburg ist nicht genau bekannt. Anscheinend ist mancher Besitz mit den Brüdern und Neffen gemeinsam gewesen. Bei der Teilung der Herrschaft 1362 unter seine Neffen erhielt dann der Schwarzgraf „Hainburg düburg, Groselungen, Owingen vnd Stetten bi Haigerloch, dü dörfer . . .“ (s. oben!). Diese Dörfer dürften zuletzt den geschlossenen Bestand der Herrschaft Haimburg ausgemacht haben, die 200 Jahre lang eine wechselvolle Geschichte hatte.

Schon 1412, als die Brüder Graf Friedrich der Öttinger und Graf Eitelfriedrich das Erbe des Schwarzgrafen teilten, herrschten Spannungen. Zum Ausbruch des Streites kam es erst 1415, als Friedrich der Öttinger seinen Besitz an den Grafen Eberhard von Württemberg verpfändete. Der Zwist führte schließlich mit der Einnahme und Zerstörung der Stammburg Zoller durch die schwäbischen Reichsstädte am 8. Mai 1423 zur Katastrophe. Der Herrschaft Hainburg, die 1362 noch in zollerischem Besitz war, ging in diesen Bruderkämpfen den Grafen verloren. 1428 war die Herrschaft in Händen der Bubenhofen. Diese kauften 1438 in Stetten und Owingen den großen Grundbesitz des Schwarzwaldklosters St. Georgen und erwarben schon 1402 von Österreich (Herren der Herrschaft Haigerloch seit 1381) die Haigerlocher Grundherrschaft in Owingen.

Im Jahr 1522 verkaufte dann Matheus von Bubenhofen Haimburg das Schloß und Grosselfingen den Markt an Hans von Weitingen. Um diese Zeit wird auch Stetten und Owingen an die Herren von Weitingen übergegangen sein. 1534 teilten Hans von Weitingen und Fritz Jakob von Anweil, die die beiden Dörfer gemeinsam besessen hatten, diese Orte so, daß Fritz Jakob von Anweil, der auch den Freihof in Engstatt besaß, das Dorf Owingen und Hans von Weitingen Stetten erhielt. 1539 gelang nun dem Zollerngrafen Jos Niclas II., von Fritz Jakob von Anweil das Schloß Haimburg mit seinem Hof und das Dorf Owingen zu erwerben, und 1542 konnte er auch Grosselfingen und Stetten kaufen. Dieser Gebietserwerb wurde nun der unmittelbare Anlaß zur Anlage des Hagenschen Lagerbuches, denn kurze Zeit später begann der ehemalige Vogt des württembergischen Dornhan, Berthold Hagen, von Graf Niclas zum Renovator ernannt, in Grosselfingen mit der großen Erneuerung der ganzen Grafschaft Zollern, die 1545 in 13 Bänden abgeschlossen werden konnte.

Nachdem schon 1497 die Herrschaft Rätzün im Oberengadin von Graf Eitelfried-

rich, die durch Verheiratung seines Großvaters mit Ursula von Rätzin an Zollern gekommen war, gegen die Herrschaft Haigerloch von König Maximilian eingetauscht worden war, wurde nun die zollerische Herrschaft durch die Hainburg mit Grosselfingen, Owingen und Stetten, die einst in den Wirren des Bruderkrieges verloren gegangen waren, abgerundet.

Es sei noch kurz auf den Grundbesitz in den Dörfern eingegangen. In Grosselfingen verkaufte schon 1342 Cun der Truchseß von Urach als Erbe der Walger von Bisingen seinen Grundbesitz an die Grafen von Zollern. Vorübergehend kam später dieser Besitz an die Herren von Bubenhofen und dann an die Herren von Weitingen. Erst 1542 war das Dorf wieder in den Händen der Zollern. Ähnlich war es in Owingen. Dort hatten aber die Klöster Kirchberg und Alpirsbach im 16. Jahrhundert noch Besitz.

Sehr früh hatte in Owingen und Stetten das Kloster St. Georgen Besitz erworben, in Owingen schon 1132 erwähnt. Ein großer Teil von Stetten war grundherrlich an das Kloster gebunden, im Kayhof hatte das Kloster ein eigenes grundherrliches Gericht. Die Rechte des Klosters wurden auch im Bickelsperger Lagerbuch von 1435 nachgetragen, und die sehr strengen Bestimmungen über die Leibeigenschaft wirkten weiter und haben im Hagenschen Leibeigenverzeichnis ihren Niederschlag gefunden. Auch die Entrichtung des Hochzeitsalzes, das in Stetten, Owingen und Grosselfingen gereicht wurde, geht vielleicht auf die Bestimmungen des Schwarzwaldklosters zurück.

Am 17. Oktober 1438 verkauften Abt Heinrich und der Konvent des Klosters für 1700 Gulden ihre gesamten Rechte und Besitzungen in Owingen, Stetten und Weildorf, ohne den Kirchensatz, an Konrad von Bubenhofen und seine Erben (s. unten), die den gesamten Besitz 1522 an Hans von Weitingen veräußerten (s. oben), und erst 1539 bzw. 1542 kamen die Zollern wieder in

den Besitz der einstigen Herrschaft Hainburg. Die Burg war kirchliche Filiale der unter Konrad von Bubenhofen 1471 errichteten Pfarrei Grosselfingen. Die Pfarreien Owingen und Stetten werden schon 1275 im Liber decima tionis genannt.

Von der Burg wird 1589 letztmals ein zollerischer Burgvogt erwähnt. Heute ist der Bergvorsprung wie die Umgebung bewaldet. Im Wald sind aber noch Reste der einst mindestens bis 12 m hohen Ringmauer erhalten, die 3 m stark war und aus schöngefügtten Bossenquadern bestand. Sie umschloß einen Hof von 18 bis 19 m Seitenlänge, in den man durch ein 2,60 m weites Tor gelangte. Neben dem Burgtor war der Brunnen, wie eine schachtartige Vertiefung beweist. Die Wohnräume lagen auf der Südseite. Die Burg muß auch eine Kapelle besessen haben, denn 1523 bewilligte Hugo I. von Hohenlandenber, Bischof von Konstanz, daß in dem Schlosse zu Hainburg Messe gelesen werden darf. In nächster Nähe der Ruine liegt der fürstliche Pacht- hof, der sog. Untere Homburger Hof.

× N. B.: Pergamenturkunde im Archiv Sigmaringen: 1438 Oktober 17: „Abt Heinrich und der Konvent des Klosters St. Georgen auf dem Schwarzwald verkaufen Konrad von Bubenhofen und dessen Erben um 1700 fl ihren Teil an den beiden Dörfern Owingen und Stetten, den Kayhoff in Stettener Bann, einen Hof zu Wildorff (Weildorf), ihre (namentlich aufgeführten) zu Grosselfingen und auf den anderen Gütern gesessenen Eigenleute, endlich jährliche Gülten an Korn, Hellern, Schweinen, Hühnern und Eiern aus (unter Angabe der Lage und des Bebauers) genannten Gütern.“ Siegl.: 1) und 2) die Aussteller mit den Siegeln der Abtei und des Konvents, 3) Herzog Reinold von Vrßlingen (Irslingen), ihr gnediger Herr, 4) und 5) die Brüder Junker Egloff und Junker Erhart von Falkenstein, Herrn zu Ramstein (bei Schramberg), 6) Junker Konrad, Herr zu Falkenstein, 7) Hans von Haulfingen (Hailfingen), derzeit Vogt zu Rosenfeld.

Württemberg und den Dotternhauser Rittergutsbesitzern.

Zum Schluß sei noch vermerkt, daß bei den aufgeführten Wegarten, die zu Weg und Steg zählen, nur in Form einer summarischen Zusammenstellung eingegangen werden konnte. Der Wegenamen sind es noch viel mehr; sehr häufig wechseln sie von Ort zu Ort und lehnen sich öfters an Flurnamen an. Mit großer Gestaltungskraft gaben unsere Vorfahren den Feldwegen die verschiedensten Namen, wie die ländlichen Rechtsquellen zur Genüge be- weisen.

Das Bergtäschelkraut

Thlaspi montanum



Auf dem Scheitel und an den Flanken der altersgrauen Felsen unserer Berge, auf ihren Bändern und Vorsprüngen wohnt eine Pflanzengesellschaft, die durch die sinnreiche Ausrüstung, mit der sie sich der schwierigen Lebenslage anzupassen versteht, und durch ihre Schönheit und den Reichtum ihrer Formen und Farbe unsere Liebe und Bewunderung verdient. Schon im April blühen hier auf Felsen und Felschutt in lichten Gebüsch die lebhaft gelben Frühlings-Fingerkräuter, denen sich die üppigen Sträucher des Steinkrauts ganze Felsen vergoldend und die weißen Blüten- trauben des Bergtäschelkrauts beigesellen. Das Bergtäschelkraut, verwandt mit dem Hirtentäschelkraut unserer Äcker (*Th. arvense*), denen die Form der Samenschötchen den Namen gegeben haben, ist auf der danubischen Straße donauaufwärts bei uns bis in die Baar eingewandert. Es ist also ein Kind des Südostens, das durch seine volle Trockenschutz- und Lichtschutzeinrichtungen auf den windumwehten Standorten wundervoll gegen zu starke Verdunstung geschützt ist. Seine Blätter, am Stengel kleiner und ungestielt, am Grunde gestielt und spatelförmig, sind blau-grün überlaufen. Die bläuliche Färbung rührt von einer Wachausscheidung, einem lichtdämpfenden, wasserdichten Verschuß, der die Verdunstung noch weiter herabsetzt. Eine verstärkte Oberhaut der dicklichen bis fleischigen Blätter (Verkleinerung der verdunstenden Oberfläche) und ihre Stellung spitz nach oben schützen sie vor senkrechter Bestrahlung. Vertragen kann die Pflanze kalkreichen Boden, der ihr auf unseren Höhen gut bekommt. Wir finden das Kind der Steppenheide nie auf kalkarmen Böden des unteren Braunen Jura.

Fritz Scheerer

Namen von Weg und Steg

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Wegeschutz und Wegebau

Die Gemeinde, die aus wirtschaftlichen Gründen auf Erhaltung des Wegnetzes Wert legen mußte, übernahm den Schutz der Flurwege. Neben den Strafvorschriften, die die Weistümer, Öffnungen und Ordnungen, Weg und Luckenbücher (Streichen) usw. enthalten, dienten der Erhaltung der Wege in der ländlichen Mark die Einrichtungen, die eine vorbeugende Wegesicherung darstellten. So ist uns aus dem Jahre 1568 eine Dorfordnung, die Weg- und Mistordnung, von Erzingen erhalten (Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 315 Bü 6):

„Ein sehr nützlich anordnung des flecken Erzingen, wie ein jedweder ohne merklichen schaden der güter möge mit mist und garben fahren.“ Darnach herrschten in Erzingen sehr komplizierte Rechtsverhältnisse. Manche Ackerinhaber mußten wegen Fehlens eines Fahrweges die Überfahrt mit Mist zulassen, während sie die mit Garben, d. h. mit Erntewagen nicht zu dulden brauchten. In der Ordnung wird betont, daß die Bestimmungen auf altem Herkommen beruhen, doch dürfte dies nur relativ zu verstehen sein, es können 50 oder 100 und auch mehr Jahre sein. Bei dem Mangel an Wegen waren Trepp- und Über-

fahrtsrechte entweder nach Übereinkommen oder aber vom Inhaber des Zwing und Banns angeordnet. Sie werden zunächst mündlich gegolten haben; später aber schriftlich in den Urbaren, Dorfordnungen usw. festgelegt worden sein.

Über die Offenhaltung, Richtung und Bebauung der Flurwege traf die dörfliche Einung allgemeine Bestimmungen, deren Einhaltung von der Dorfgemeinde streng überwacht wurde. Die Unterhaltung von Weg und Steg hinaus in die Fluren gehörte zu den Aufgaben der Gemeinde. Meist war dazu ein Fronmeister aufgestellt.

Innerhalb der einzelnen Gemeinde wurde die Natur der Wegbaupflicht als Gemeinfron vor allem dadurch betont, daß alle Dorfgemeinschaften ohne Unterschied von Stand und Besitz für baupflichtig erklärt wurden. So heißt es 1786 von Oberdigrisheim: „Von der Fron ist niemand frey zu halten als der Dorfvogt und der Schulmeister. Sofern sie aber eigenes Fuhrwerk haben, mit dem Söhne und Knechte fahren, so sind sie zur Fron heranzuziehen. Der Dorfvogt als Frondirektor und die Richter haben abwechselnd das Kommando“. Erst in der Neuzeit wandelte sich die Gemeinfron mehr und mehr zu einer Beitragsleistung.

Eine Art Wegegeld, den Jochhaber, zahlten die Bauern des „Großen Maierhofes“ in Erzingen an die Dotternhauser Herrschaft, weil sie über Dotternhauser und Roßwanger Markung fahren mußten, um in ihre Wälder (1732 154 Morgen auf Dotternhauser Markung) zu kommen. Trotz eines Vergleichs 1557 entstanden wegen dieser Abgabe immer wieder Streitigkeiten zwischen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 23

31. Mai 1976

Nr. 5

Die Schweizer Straße und die Reichspoststationen Hechingen und Balingen

von Rudolf Töpfer

Vorbemerkung:

In der nächsten Zeit wird das neue Postamt Balingen an der Robert-Wahl-Straße die Aufgaben des alten Postamts übernehmen. Die Post war bis 1866 in der „Schwane“, dann im „Weißen Ochsen“, ab 1874 im Rathaus und ab November 1899 in dem älteren Postgebäude beim Bahnhof, zu dem 1926/27, nach kaum 30 Jahren, ein weiterer Bau in einem ganz anderen Stil hinzukam. Es dürfte nun angebracht sein, die Balingen und auch die Hechinger Postverhältnisse in früherer Zeit kennenzulernen. Herr Postoberamtmann Töpfer hat freundlicherweise hierzu einen entsprechenden Beitrag zur Verfügung gestellt.

Auf Anordnung des Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis unternahm der Postkommissarius Karl Ritter von Pauerspach in den Jahren 1782/83 im süd- und südwestdeutschen Raum „nicht nur zur besseren Befähigung des Postkommissars, sondern auch zur Abstellung von bei den Reichspostexpeditionen und Stationen sich zeigenden Mängeln und Gebrechen“ außerordentliche Visitationen, bei denen er fast 170 Postorte erfaßte. Pauerspach nahm sich dabei eine Postroute nach der anderen vor und stellte in seinen Visitationsberichten die Verhältnisse der einzelnen Postorte anhand eines vorgegebenen Fragenkataloges so umfassend dar, daß es an dieser Stelle zu weit führen würde, die Fragestellungen im einzelnen zu betrachten.

Nach Probst dürfte Karl Ritter v. Pauerspach etwa 1735 geboren sein. Er hat Rechts- und Kameralwissenschaften studiert. Während des Siebenjährigen Krieges (1756—1763) wirkte er als Feld-Kriegskommissariats-Offizier; weiterhin sei er als Legations-Konzipist und amtierender Hofsekretär tätig gewesen. Pauerspach hat sich wohl schon während seiner Zeit in kaiserlich-königlichen (österreichischen) Diensten um eine Anstellung im fürstlichen Thurn und Taxisschen Postdienst bemüht. Tatsächlich wurde ihm 1781 ein fürstliches Expektanzdekret erteilt. Seine Visitationsreisen fanden 1782/83 statt. Dabei benutzte er eine Extra-Kalesche. In den folgenden Jahren bis 1785 dürfte Pauerspach weiterhin in Regensburg gearbeitet haben. Ab 1. Januar 1786 amtierte er dann in Nürnberg, wo ihm die Verwaltung der fahrenden Posten oblag, die ja im Gegensatz zur Reitpost eigenen Verwaltungsbehörden, den Postkommissariaten, unterstellt waren, von denen es vier gab, nämlich die Postkommissariate Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und Köln, die sich flächenmäßig nicht mit den Oberpostamtsdistrikten deckten. von Pauerspach verstarb im Jahre 1802.

Die Pauerspach-Berichte von 1782/83 sind eine Hauptquelle zur Geschichte der Thurn

und Taxis-Pöst im süddeutschen Raum. Zehn Jahre später wurden sie gewissermaßen ergänzt durch ein „Verzeichnis der Kaiserlichen Reichs Ober- und dirigierenden Postämtern untergeordneten Stationen und Expeditionen“, das von J. G. C. Hendschel im Jahre 1793 in Regensburg „nach den Postamtlichen Direktions-Bezirken“ entworfen, mit feinem Kunstverständnis zeichnerisch ausgeschmückt und dem Erbprinzen Karl Alexander von Thurn und Taxis gewidmet worden ist (sogenannter Hendschel-Atlas von 1793). Dieses zweckmäßig eingerichtete Verzeichnis besteht aus einzelnen Postkarten und enthält anhangsweise alphabetische Verzeichnisse der den Postämtern untergeordneten Stationen, sowie ein Gesamtregister derselben. Die Poststation Balingen gehörte damals zum Augsburger Ober-Post-Amts-Distrikt. Dieser erscheint, wegen des dazwischen liegenden Ulmer Ober-Post-Amts-Distrikts, in zwei ungleiche Hälften geteilt. Sein großer Umfang ergibt sich daraus, daß zu den Augsburg unterstellten westlichsten Poststationen damals Kehl und Karlsruhe gehörten und dem Ober-Post-Amt Augsburg nach Osten hin die ganze Route Augsburg—Waldmünchen unterstellt war. Die „Post-Carte von Südwest-

deutschland“ aus dem Hendschel-Atlas hat dem „Archiv für Deutsche Postgeschichte“ Heft 1/1968 beigelegt und könnte dort eingesehen werden. Im übrigen hat Pauerspach im Vergleich zum Hendschel-Atlas 45,5 Prozent der bei Hendschel erwähnten Orte im Bereich des Ober-Post-Amts Augsburg ausführlich behandelt.

Was die Postroute von Stuttgart über Tübingen und Balingen nach Schaffhausen betrifft, so ergeben sich für uns aus Johann Peter Eckermanns Bearbeitung der Aufzeichnungen Johann Wolfgang Goethes über dessen dritte Reise in die Schweiz im Jahre 1797 weitere wichtige Hinweise, etwa über Land und Leute, Städte und Dörfer, vor allem aber über den genauen Verlauf der Straße in die Schweiz, jener Poststraße also, an der auch die Poststation Balingen lag und noch liegt.

Wir können mithin die „Post-Carte von Südwestdeutschland“ aus dem Hendschel-Atlas von 1793 betrachten, den Straßenverlauf nach Goethes Reisebeschreibung von 1797 genau verfolgen und uns über die speziellen Verhältnisse der an der Route von Stuttgart nach Schaffhausen gelegenen Poststationen anhand des Pauerspach-Berichtes von 1783 orientieren, wobei die zwischen diesen Jahren etwa eingetre-



Goethes Reisewagen (aus Deutsche Straßenfibel)

tenen Veränderungen zu berücksichtigen wären.

Im Rahmen dieser Ausarbeitung, die sich mit der Entwicklung der Poststation **Balingen** befaßt, soll lediglich die benachbarte Poststation **Hechingen** einer vergleichweisen Mitbetrachtung unterzogen werden.

Die Poststation Hechingen

Goethe war vom 7. bis 16. September 1797 in Tübingen Gast von Johann Friedrich Cotta, dem damals größten Verleger Deutschlands, gewesen und hatte bei ihm in dessen Haus in der Münzgasse, gegenüber der Stiftskirche, logiert. Am 16. September 1797 war Goethe in Tübingen abgereist. Er beschreibt den Reiseweg genau: „Früh vier Uhr aus Tübingen. Im Grunde der Steinlach, welche rechts blieb. **Dußlingen** im Grunde, auf den Höhen Feldbau. Durch ein Ende von Dußlingen geht die Chaussee, links **Nehren**, rechts **Offertdingen**, in einiger Entfernung links höhere, mit Wald bewachsene Berge, mehr Wieswachs. Links ein altes Schloß, Wiesen und Weide. Sobald man aus dem Württembergischen (ins Hohenzollerische) kommt, schlechter Weg, links auf dem ganzen Wege hat man Berge, an deren Fuß sich ein Tal bildet, in welchem die Steinlach hinfließt. **Hechingen** zum Teil im Grunde, ein Teil der Stadt mit dem Schlosse auf der Anhöhe. Links weiter unten zwischen Wiesen und Feldern ein Kloster (Stetten-Gnadenthal), hinter dem Zwischenraume **Hohenzollern** auf dem Berge, die Ansicht bei der Einfahrt in Hechingen sehr schön. Auf der Brücke seit langem der erste heilige Nepomuk; war aber auch wegen der schlechten Wege nötig. Ich kam um sieben einhalb Uhr an. Sehr schöne Kirche.“ - Während auf der **Hendschel-Charte** die Städtenamen Tübingen und Hechingen lediglich als Poststationen ausgewiesen und durch das Zeichen für „Felleisen-Courier und Postwagen Cours“ mit der Entfernungsangabe „fünf viertel Post“ versehen sind, schildert Goethe reportagehaft den genauen Verlauf der Chaussee und die Landschaft. Er gibt auch seine Reisezeit von Tübingen bis Hechingen an: dreieinhalb Stunden. Hier wäre wichtig, zu wissen, daß Goethe einen von Herzog Karl August zur Verfügung gestellten Reisewagen benutzte (Böhmische Chaise), der jedoch Postillon- und Pferdewechsel bei jeder Poststation nötig hatte, also als sogenannte fahrende Extrapost verkehrte. Im übrigen reiste Goethe an einem Samstag tagsüber und auch etwas schneller als die fahrende Post, die hier jeweils in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag verkehrte.

Nach **Pauerspach** hieß 1783 der Kaiserliche Reichs-Posthalter in Hechingen **Joseph Blumenstätter**. Er versah dieses Amt seit der erstmaligen Einrichtung einer Kaiserlich Thurn und Taxisschen Poststation in der Stadt Hechingen im Jahre 1756. Blumenstätter war hohenzollerisches Landekind und Bürger in Hechingen. Ihm gehörte das Posthaus, das zugleich ein Gasthaus war und zum „Fürstenhut“ hieß, wo man gut bewirtet wurde. Obwohl Blumenstätter das meiste selbst expedierte, so hatte er doch altershalber einen Gehilfen angenommen, der **Buemiller** hieß und den er aus eigenen Mitteln honorierte. Blumenstätter beschäftigte auch einen Briefträger, den **Jacob Hofstätter**, der von den Briefkreuzern unterhalten wurde. Als Postillons dienten ihm zwei Postknechte und ein Postjunge. Blumenstätter verfügte über zehn sehr gute Pferde; eine viersitzige Kutsche, zwei halbbedeckte Calleschen und einen Postkarren. **Pauerspach** berichtet dann über den Postbetrieb in Hechingen. **Montags** in der Frühe kamen fast gleichzeitig die Schaffhauser ordinaire (von Balingen her) und die Meersburger ordinaire (von Ebingen her) an, die über Tübingen nach Stuttgart und Cannstatt abgeritten

wurden. Nachmittags ging die Stuttgarter und Cannstatter ordinaire ein, die in Hechingen in zwei Course und Ritte geteilt wurde, die über Balingen nach Schaffhausen bzw. über Ebingen nach Meersburg abgingen. **Donnerstags** nachmittags wurde die eingehende Stuttgarter und Cannstatter ordinaire in der gleichen Weise geteilt und in Richtung Schaffhausen bzw. Meersburg abgeritten. Fast gleichzeitig kam die Meersburger ordinaire an, die über Nacht in Hechingen liegen blieb. **Freitags** in der Frühe ging dann von Balingen die Schaffhauser ordinaire ein und eine Viertelstunde später zusammen mit der Meersburger ordinaire über Tübingen wieder ab. Mit kurzen Worten: die **Reitpostkurse** verkehrten zweimal wöchentlich in jeder Richtung. Im übrigen war der über Ebingen führende Cours Stuttgart — Meersburg im Jahre 1777 hauptsächlich zur Verbindung mit dem in Meersburg residierenden Bischof von Konstanz eingerichtet worden, der zusammen mit dem Herzog von Württemberg kreisausschreibender Fürst des Schwäbischen Kreises war. In diesem Zusammenhang erhielt Ebingen 1777 erstmals eine Posthalterei.

Was die fahrende Post betrifft, so kam der Kaiserliche Reichs-Postwagen aus Richtung Schaffhausen — Balingen **donnerstags** nachmittags in Hechingen an und ging eine Stunde später in Richtung Tübingen ab. Kurz nach Mitternacht lief, mit Conducteur, von Tübingen her der Stuttgarter Wagen ein, der ebenfalls eine Stunde später über Balingen nach Schaffhausen weiterfuhr. Ein gedruckter Postwagen-Tarif lag vor. Die Hechinger Postwagen-Expedition wurde vorschriftsmäßig und ordentlich geführt.

Bei **Pauerspach** folgt alsdann eine Liste, die in alphabetischer Reihenfolge alle diejenigen Ortschaften enthält, von welchen in Hechingen abgehende bzw. an welche in Hechingen angekommene Briefe auf- bzw. abgegeben werden können. Diese Liste enthält 36 Ortsnamen, von Boll bis Zimmern. Es handelt sich dabei gewissermaßen um den damaligen Amtsbereich der Poststation Hechingen, wie wir heute sagen würden, jedoch mit dem bedeutenden Unterschied, daß die abgehenden bzw. angekommenen Briefe durch Boten der genannten Ortschaften oder bei Gelegenheit durch Dorf-Leute zur Poststation Hechingen gebracht bzw. bei ihr abgeholt wurden. Eine gedruckte Brief-Tax-Ordnung lag bei der Poststation Hechingen damals nicht vor. Der Posthalter taxierte „nach alter Gewohnheit“. So kostete z. B. ein einfacher Brief von Hechingen nach Balingen oder Tübingen zwei Kreuzer.

Im übrigen führte der Cours von Hechingen nach Ebingen durch Wessingen, Thanheim, Onstmettingen, Tailfingen und Truchteltingen. Es handelte sich um eine offene Straße bzw. einen schlechten Weg. - Es gab auch einen Cours von Hechingen nach Gammertingen, der durch Jungingen, Killer, Starzeln, Hausen, Burladingen und Gauselfingen führte. In Gammertingen bestand damals noch keine eigentliche Post, der „dasige Wirth hatte jedoch vom Serenissimo die Erlaubnis, den Adler und das Posthorn zu führen“.

Von den im **Pauerspach-Bericht** mit insgesamt 1611 fl 20 kr angegebenen Jahreseinkünften des Hechinger Posthalters, die sich aus zahlreichen Positionen zusammensetzten, war das Passagier-Verdienst vom publico mit 800 fl jährlich die weitaus größte Einnahme.

Dem **Pauerspach-Bericht** lag ein Gesuch des Kaiserlichen Reichs-Posthalters **Joseph Blumenstätter** bei, in dem dieser schilderte, daß sein Sohn Johann im 20. Lebensjahr verstorben sei. Da er keine männlichen Erben mehr habe, bitte er „um gnädigste Expectanz-Gewährung seiner Posthalterei“ auf seinen Enkel, den damals zehn-

jährigen Sohn Anton seiner Tochter Maximiliana verheiratete Pfister, den er ganz tauglich zu machen verspreche.

Der Kaiserliche Reichs-Posthalter **Joseph Blumenstätter** ist jedoch noch 1783 verstorben, also kurz nach der **Pauerspach-Visitation**. Die Hechinger Posthalterei wurde damals seiner verheirateten Tochter Maximiliane Pfister übertragen. Goethe dürfte 1797 bei ihr im „Fürstenhut“ eingekehrt sein, während seine Callesche mit frischen Pferden bespannt wurde.

Die Poststation „Bahlingen“

Den Reiseabschnitt von Hechingen nach Balingen im Jahre 1797 beschreibt Goethe wie folgt: „Von Hechingen hinaus schöne Gärten und Baumstücke, schöne Pappelanlagen, abhängige Wiesen und freundliches Tal. Nach dem Schloß Hohenzollern zu schöne weite Aussicht. Die Berge links gehen immer fort so wie das Tal zu ihren Füßen. **Wessingen**. Auf der Chaussee, wie auch schon eine Weile vorher, sehr dichter, inwendig blauer Kalkstein mit splittrig muscheligen Bruche, fast wie der Feuerstein. **Steinhofen**. Eine hübsche Kirche auf der Höhe. Hier und in einigen Dörfern vorher war bei den Dorfbrunnen eine Art von Herd eingerichtet, auf dem das Wasser zum Waschen auf der Stelle heiß gemacht wird. Der Feldbau ist überhaupt der einer rauheren Gegend, man sah noch viel Kartoffeln, Hanf, Wiesen und Triften. **Engstlatt** zwischen angenehmen Hügeln im Grunde, seitwärts Berge.“

Balingen. Gleichfalls eine schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilen Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Angekommen um zehn Uhr. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Teil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebene Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Balingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar. Die Eyach läuft über Kalkfelsen, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße, das Wasser läuft durch, und stehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, in den alle Jauche läuft und woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein notdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich sein. Überdies legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häusern, ihren Vorrat von Brennholz gleichfalls auf die Straße und das Schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Übel zu helfen wäre.“

Wir sehen: Goethe hatte in Balingen eine Rast eingelegt und sich die Zeit genommen, vom Heuberg einen Blick über die Stadt und ihre Umgebung zu werfen. Aber auch die Stadt selbst, insbesondere die Hauptstraße mit dem Stadtbach und ihren Brunnen, erregte sein Augenmerk.

Die **Hendschel-Charte** gibt uns lediglich den Hinweis, daß auf der Strecke Hechingen—Balingen „ein Felleisen-Courier und ein Postwagen-Cours“ verkehrten und die Streckenlänge eine „drei viertel Post“ betrug.

Pauerspach beschreibt zunächst das Herzoglich Württembergische Amt Bahlingen. Die Personale des Bahlinger Amtes gibt er wie folgt an: Einen Oberamtmann und Keller, einen Special-Superintendenten und Pfarrer, einen Stadt- und Amts-Physico, einen Stadt- und Amts-Schreiber, einen Heiligen-Vogt, einen Stadt- und Amts-pfleger, vier Bürgermeister, einen Praeceptor, einen Collaboratore, einen Spitalpfleger, einen Commion-Rechnungs-Probatore,

einen Haupt-Zoller, einen Stadtrechner, einen Armenkastenpfleger, einen Baumeister, einen Stadtschultheißen und andere.

Kaiserlicher Reichs-Posthalter in Balingen war damals **Johann Martin Roller**. Er war 1771 von **Alexander Ferdinand Fürst von Thurn und Taxis** patentiert und, nach dessen Ableben, 1773 von **Karl Anselm Fürst von Thurn und Taxis** bestätigt worden. Dem Johann Martin Roller gehörte das Posthaus, das zugleich ein Gasthaus war und „Weißer Ochse“ hieß. Die Bewirtung allda wurde von Pauerspach als mittelmäßig eingestuft. Vielleicht hatte er diesbezüglich auch nur einen schlechten Tag erwischt, obwohl man ja sonst Visitationspersonen gut zu bewirten pflegt. Roller sei württembergisches Landeskind und Bürger in Balingen. Die Post expediere er selbst. Er halte zwei Postknechte und einen Postjungen und verfüge über zehn gute Pferde. An Fuhrwerk stünden ihm eine halbgedeckte und eine offene Kallesche zur Verfügung. Das Kaiserliche Reichs-Oberpost-Amt Augsburg, dem er unterstehe, lasse ihm jährlich einen Postrock und einen Hut gratis zukommen.

Was den **Reitpostbetrieb** der Balingen Poststation angehe, so käme **montags** in der Frühe zwischen 7 und 8 Uhr aus Richtung Aldingen die Schaffhauser ordinaire an, die nach einer Viertelstunde über Hechingen nach Stuttgart abginge. Der Aldinger Postillon warte in Balingen, bis abends zwischen 5 und 6 Uhr aus Richtung Hechingen die Stuttgarter ordinaire ankäme, die er eine Viertelstunde später nach Aldingen abreite. **Donnerstags** abends zwischen 5 und 6 Uhr ginge die Stuttgarter ordinaire ein. Sie würde sogleich vom Balingen Postillon nach Aldingen weitergeritten, dort übernachtete dieser, um **freitags** in der Frühe zwischen 7 und 8 Uhr die Schaffhauser ordinaire nach Balingen zu reiten, von wo sie ein anderer Balingen Postillon nach Hechingen bringe.

Als **fahrende Post** laufe **donnerstags** mittags zwischen 10 und 12 Uhr, mit Condukteur, aus Richtung Aldingen der Stuttgarter Retour-Wagen ein. Er verkehre eine Stunde später nach Hechingen weiter. **Freitags** nachts zwischen 2 und 6 Uhr käme aus Richtung Hechingen der Stuttgarter Wagen an, mit Condukteur. Er gehe nach einer Stunde über Aldingen nach Schaffhausen ab.

Der **Cours nach Aldingen** führe durch Endingen (württ. Dorf), Dotternhausen (ritterschaftl. Dorf), Schemberg (österreich. Städtgen), Wellendingen (ritterschaftliches Dorf), Frittlingen (rothmünsterisches Dorf) nach Aldingen (württ. Dorf). Es handle sich um eine Straße bzw. bergige Chaussee, die gerade in Arbeit wäre. Rittzeit: 6 Stunden. Je Pferd seien 2 Kreuzer Chaussee-Geld zu entrichten. — Auf dem **Cours nach Hechingen** werden Engeschlatt (württ. Dorf), Steinhofen (hohenz. Dorf) und Weßingen (hohenz. Dorf) durchritten, bis schließlich die Residenzstadt Hechingen erreicht wird. Hierzu werden drei Stunden benötigt. Je Pferd sind 4 Kreuzer Chaussee-Geld zu zahlen. — Diese kurze Aufzählung läßt die buntscheckigen Gebietsverhältnisse jener Zeit gut erkennen.

Sich an seinen Fragenkatalog haltend, benennt Pauerspach auch für die Poststation Balingen listenmäßig alle Orte, die dort angekommene Briefe abholen bzw. abgehende Briefe einliefern lassen. Diese Liste enthält 28 Ortsnamen, darunter die Städte **Binsdorf** (österreich. kleines Städtgen nebst einem Nonnenkloster), **Rosenfeld** (württ. Städtgen, 3 Stund von Oberndorf), **Sulz** (württ. Stadt am Neckar, 4 Meilen von Tübingen, befindet sich allda eine Salzquelle) und **Schemberg** (österreich. Städtgen in Schwaben, 2 Stund von Rottweil, am Schlichemfluß, in der Grafschaft Hohenberg). Von den zahlreichen anderen Ortsnamen seien nur einige erwähnt, deren

Zusätze gute Hinweise geben, so z. B. **Geislingen** - Herrn von Stauffenberg gehöriges Dorf; **Margrethenhausen** - schwäbisches Dorf und Nonnenkloster, Herrn von Stauffenberg gehörig; **Oberhausen** - ritterschaftliches Schloß, Herrn von Bach gehörig; **Wellendingen** - unbedeutendes ritterschaftliches Dorf; und so fort. Diese Briefabholung bzw. Briefeinlieferung erfolgte überwiegend „gelegentlich durch Dorf-Leuthe“. Nur Leidringen, Margrethenhausen, Oberhausen und Sulz bedienten sich eigener Boten; bei Rosenfeld fehlt leider die entsprechende Angabe. In Dotternhausen, Schemberg und Frittlingen besorgte das der durchreitende Postillon. Nur an größeren Orten mit Poststationen wurden damals angekommene Briefe gegen Entrichtung des sogenannten Brief-Kreuzers zugestellt oder durch Aushang als Aufforderung zur Abholung bekanntgegeben. Wer „auf dem flachen Lande“ wohnte, mußte zusehen, wie er zu seinen Briefen kam. Bis dorthin erstreckte sich das Postnetz noch nicht, was angesichts des geringen Briefverkehrs wohl auch noch nicht erforderlich war.

Auch bei der Poststation Balingen lag damals, 1783, keine gedruckte oder geschriebene Brieffaxe vor. Es wurde nach alter Gewohnheit taxiert. So kostete beispielsweise ein einfacher Brief nach Hechingen zwei Kreuzer, nach Stuttgart 4 Kreuzer und nach Augsburg 8 Kreuzer. Brief-Freythum, also Postfreiheit, bestand nur für mit der herzoglich württembergischen Signette ankommende oder abgehende Briefe. Gedruckte Postwagentarife lagen vor. Seit 1784 gab es erstmals einen einheitlichen Tarif, der das Personengeld nach Meilen abstufte. Dabei wurden die Entfernungen nach dem Herkommen bestimmt. Im übrigen ist die Bahlinger Postwagen-Expedition nach Pauerspach vorchriftsmäßig und ordentlich geführt worden.

Die Jahreseinkünfte des Bahlinger Kaiserlichen Reichs-Posthalters Johann Martin Roller wurden von Pauerspach auf 1767 fl berechnet. Diese Summe setzt sich zusammen einmal aus den Zahlungen der Reichs-post für die Ausführung der Postritte und das Weiterbringen der Postwagen in Höhe von zusammen 808 fl und zum anderen aus den Einnahmen vom Publikum in Höhe von insgesamt 959 fl, wobei allein 800 fl aus Passagiers-Verdienst bei der reitenden Post aufkamen.

Man sieht, die Posthalter konnten sichere Einnahmen aus ihren Leistungen für die Reichspost erwarten. Da sie über eigene Pferde und Wagen verfügten, erzielten sie auch Einnahmen von Reisenden, die nicht den damals nur einmal wöchentlich in jeder Richtung verkehrenden Postwagen benutzten, sondern auf vom jeweiligen Posthalter gemieteten Pferden von Poststation zu Poststation reitend ihrem Ziel zustrebten. Die dritte Einnahmequelle war die aus der Bewirtung und Beherbergung dieser Reisenden. Noch war damals hier der Post- und Reisebetrieb so „groß“, daß ihn der Posthalter allein bewerkstelligen und noch dazu seine Wirtschaft umtreiben konnte. Er hielt sich allerdings Postillone, die ihm die Ritte und Fahrten besorgten. Ansonsten expedierte Roller alles selbst, wie Pauerspach vom Bahlinger Posthalter schreibt, d. h. er tat das, was im Hause für die Post zu tun war. Erst mit der Zunahme des Reiseverkehrs trennte man diese Dinge in eine Expeditionsstube zur Abfertigung der Reisenden durch einen Fachbeamten und in die sogenannte Postwageneinkehr, die möglichst nahebei liegen sollte. Das war jedoch im Jahre 1783, als von Pauerspach hier visitierte, in Balingen noch nicht der Fall.

von Pauerspach erwähnt im übrigen nicht, daß damals bei der hiesigen Reichs-posthaltere der Stempel „DE BALINGEN“

geführt wurde, dessen Verwendung für 1780 und 1793 nachgewiesen ist. In Anlehnung an die Herkunftsbezeichnung „von“ bzw. „de“ werden diese frühen Taxisstempel oft auch „adelige“ Stempel genannt. Die Verwendung des „de“ war eine Konzession an das französische Vorbild und an die politischen Verhältnisse jener Zeit.

1797 reiste Goethe hier durch und es ist viel darüber nachgedacht worden, wo er wohl für die gute Stunde seines Aufenthalts ab 10 Uhr vormittags bis zur Weiterreise hier eingekehrt sein dürfte. Sehr wahrscheinlich hat sich die Balingen Reichs-posthaltere noch im „Weißen Ochsen“ beim Unteren Tor befunden. Während sein Reisewagen neu bespannt wurde, hat er wohl im „Weißen Ochsen“ etwas zu sich genommen und dann einen Spaziergang auf den nahebei gelegenen Heuberg gemacht.

Aus Richtung Tübingen kommend, überquerte man die Eyach auf einer Steinbrücke beim Friedhof; von Geislingen her kam man das „Lindle“ herunter auf das „Untere Tor“ der Stadt Balingen zu.

Auf der Rückreise aus der Schweiz hat sich Goethe in seiner Reisebeschreibung begreiflicherweise bedeutend kürzer gefaßt. Am 27. Oktober 1797 (Freitag) erreichte er abends Tuttlingen. Die folgenden Eintragungen lauten lediglich: Sonnabend, den 28. Oktober 1797: Bis Balingen. Sonntag, den 29. Oktober 1797: Bis Tübingen. Goethe hat also die dazwischen liegende Nacht in Balingen verbracht. Wo hat er wohl logiert? Privat oder in einem Gasthaus? Wir wissen es nicht. Goethe selbst fand es offenbar nicht erwähnenswert. Grundsätzlich weggelassen hat er derlei Angaben jedoch nicht. So reiste er nach zweitägigem Aufenthalt in Tübingen am Mittwoch, dem 1. November 1797, nach Stuttgart weiter. Der entsprechende Eintrag lautet: „Des Morgens sechs Uhr von Tübingen über Echterdingen, aßen daselbst zu Mittag im Hirsch und kamen nach Stuttgart abends; logierten dort im Schwarzen Adler.“

Doch begleiten wir zunächst Goethe auf seiner Weiterreise von Balingen zur benachbarten Poststation Aldingen. Er schreibt: „**Endingen**. Man behält die Berge noch immer links. **Erzingen**. Feldbau. **Dotternhausen**. Bis dahin schöne schwarze Felder, scheinen aber feucht und quellig. Hinter dem Ort kommt man dem Berge näher. **Schömburg**. Starker Stieg, den vor einigen Jahren ein Postwagen hinunter rutschte. Der Ort ist schmutzig und voller Mist, er ist wie Balingen als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt und wird von Güterbesitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weid ist; man schaffte den Hafer hier erst hinein. Man kommt immer höher, es zeigen sich Fichten, große flache Weideplätze, dazwischen Feldbau. Man kommt an einen einzelnen Hof. Das Terrain fällt gegen Mittag, die Wasser fließen aber noch immer nach dem Neckar zu; es kommen mehr Fichtenwäldchen. **Wellendingen**. Wir hielten um drei Uhr an. Muschelbänke (Lias) mit Versteinerungen, starker Stieg gegen Frittlingen. Boden und Kultur wird etwas besser, eine fruchtbare mehr oder minder sanfte Tiefe. Links liegt Aldingen. Roter Ton, darunter Sandstein von dem weißen mit der Porzellanerde. Kultur auch der undankbarsten Felder, Bergrücken und ehemaligen Triften. Man kommt auf eine schöne Fläche und fühlt, daß man hoch ist. Man wendet sich durch **Aldingen**; es ist ein heiterer, weitläufig gebauter Ort; links Gebirg. Höhen, worauf ein Schloßchen liegt. **Hofen**, **Spaichingen**, **Balgheim**. Man hat die höchste Höhe erreicht. **Rietheim**. Die Wasser fallen der Donau zu. **Wurmlingen**. Man fährt durch ein enges Tal hinabwärts. Es ward Nacht achteinhalb in **Tuttlingen**.

Gemarkung der Albstadt - Reliefenergie

(Schluß)

Die Versorgung des Menschen mit Brauchwasser war früher nur bei Gefälle möglich: Gräben, Holzrohre (Teichel), Aquädukte. Die Wasserversorgung Alt-Ebingens ist schon einmal geschildert worden (Heim. Bl. Jan. 66). Wieviel Oberflächenwasser früher noch vorhanden war, läßt sich aus der Dichte der Bäche, Gräben, Weiher und Mühlen noch erraten (Heim. Bl. Jan. 69). Heute gehen Wasserleitungen über Berg und Tal. Wasser in Röhren kann (anders als die Fahrzeuge) Gefälleenergie sammeln und dann wieder zum Anstieg verwenden. Leitungswasser verliert auch nicht viel Energie durch Reibung und ist nicht zusammendrückbar. Anders die Luft. Lufträume im Rohrnetz führen zu unerwünschten Schwingungen. Die Gemarkung Albstadt (Heim. Bl. Jan. 66) kommt mit ihrem eigenen Quellwasser schon längst nicht mehr aus, obwohl sie das Schmiechatal bis fast nach Kaiseringen eingespannt hat. Darüber hinaus bekommt Onstmettingen Wasser aus der Gallusquelle bei Hermentingen, Lautlingen und Margrethausen aus dem Großschmiedebrunnen bei Beuron, Tailfingen und Ebingen aus dem Überlinger See bei Sipplingen. Der Naturzustand ist also stark verändert. Meist muß das Wasser erst einmal auf die Höhe gepumpt werden. Dabei richtet sich die Pumpenenergie (von der geringen Reibung abgesehen) nach der Höhe des zu hebenden Wassers und dem Rohrquerschnitt. Es ist also nicht ganz so wie bei rollenden Fahrzeugen. Bergab muß Leitungswasser auch manchmal gebremst werden, weil sein Gefälldruck sonst Wasserhähne aus den Wänden reißen würde. Die Druckregler, die das verhindern (z. B. bei Pfeffingen und Lautlingen) sind technisch verblüffend einfach und automatisch. Auch die Dicke der Leitungswand hat sich nach dem Landschaftsrelief zu richten.

Das Abwasser, an das man vielfach gar nicht so recht heran will, kann man wenigstens auf unserer Gemarkung bergab fließen lassen. Abwasserentsorgung war das erste stärkere Band, das den Talgang zu einer großen Stadt zusammengebunden hat.

Sonneneinstrahlung

Damit ist das Thema Reliefenergie immer noch nicht ganz umrissen. Das große Teilgebiet Sonneneinstrahlung fehlt noch. In einer völlig planen horizontalen Landschaft unserer Breiten treffen die Sonnenstrahlen nie senkrecht auf. Anders bei einem Relief. Da kann es Hänge geben, die stundenweise diese Höchststrahlung erhalten. Dort muß es am heißesten, trockensten und erosionskräftigsten sein. Die Erosion verrät sich durch viele kleine Täler. Man denke an den Südhang des Heersberg, des Eckwinkels, die oberste Eyach, Südfuß des Ochsenbergs und des Schloßfelsens, sowie die Galgenhalde. Je nach Richtung zur Sonne (Exposition) und Hangwinkel ergeben sich sämtliche Besonnungsstufen des Reliefs bis hin zum Schatten. Hochgradige Schattenhänge (Heim. Bl. Aug. 64) sind der Gräbesberg-Steilhang, Teile des Tierbergs, Reuthalde, Fehlhalde, Holzhalde, Riedhalde, aber auch einige Talhänge (Heim. Bl. April 73) und der Steilabfall vom Blasenberg, Raichberg bis zum Remmelsenberg. Es muß ja auf den ersten Blick auffallen, daß da überall Wald ist, kühler Wald! Die wenigen Blütenpflanzen sind spät dran und auch von anderer Zusammenstellung des Biotops als anderswo. Entsprechend Entgegengesetztes gilt von den

stärker besonnten Hängen. Das muß einmal jemand genau erforschen und mitteilen. Ebenso die Erscheinungen der Erosion (Heim. Bl. Aug. 73) unter dem Gesichtspunkt der Exposition. Es genügt nicht, daß nur der einzelne Grundbesitzer sein Grundstück unentwegt hynotisiert. — Noch kälter als die Schattenhänge sind gelegentlich die geschlossenen Mulden (Karetwannen) auf den Höhen. In ihnen gedeiht beispielsweise die kälte„liebende“ Birke, nicht aber die kälteempfindliche Eiche. Kaltluft ist wegen ihrer Schwere in die Mulden gesunken und geblieben, weil der Wind darüberhin streicht.

Damit stoßen wir auf einen weiteren Faktor der Reliefenergie: die nur schwer berechenbare Bewegung der Luft in einer Relief Landschaft. In der Ebene können die Winde ungehindert blasen. Im Gebirge müssen sie sich den Talrichtungen anbequemen und werden gebremst, verändert, zersplittert, geschwächt. Der Wanderer spürt den „freieren“ Wind auf den Höhen. Es gibt eine allgemeine Angabe, wonach die Luft auf je 100 Meter Höhenzunahme um je 1° C kälter wird. Aber das Klima ist eine derart bewegliche Sache, daß man es nicht so ohne weiteres statistisch erfassen und festlegen kann. So war es beispielsweise mehrere Wochen im Oktober 1975, entgegen der Regel, gerade auf den Höhen sonniger und damit wärmer als weiter unten sogar in dem kleinen Bereich der Albstadtgemarkung. Das nennt man Temperaturumkehr und ist froh daß man in den Zeitungen dieses Wort statt der Sache liest. Die Fachspezialisten müssen ja wissen, was dahinter steckt. Fachspezialisten gibt es für Hunderte von Fachrichtungen. Die müssen es ja wissen, und so muß man nicht mehr selber darüber nachdenken. Auf einem Spaziergang kann man sich ruhig seinen persönlichen Profitgedanken hingeben und den lieben Gott mit seiner komplizierten Schöpfung einen guten Mann sein lassen. Wollen die Fachgelehrten in der Öffentlichkeit Gehör finden, so müssen sie ihre Ergebnisse möglichst auf den Menschen bezogen darstellen. Und so kommt die reine Schöpfung auch hier zu kurz. Klima und Gebirge arbeiten Hand in Hand. Sonneneinstrahlung und Steigung erzeugen lokalen Wind und mischen die Atmosphäre in mancherlei Weise durcheinander. Die Meteorologie kann das kleinräumig gar nicht voll erfassen. Aber der bewußte Wanderer nimmt es wahr. — Auf den Talsohlen muß er noch die Besiedlung und die Industrie bedenken, die durch Abwärme und Abgase „mitmischen“, Winde abbremsen und ablenken, zusätzlichen Nebel beisteuern und damit die Sonnenstrahlung mindern.

Die unteren Steilhänge unseres Reliefs sind bewaldet; der Wald ist auch ein Klimafaktor. Dann kommen die landwirtschaftlich genutzten, aber auch teilweise schon bewohnten Terrassen. Bevor das Gelände, nun nochmals bewaldet, zum zweiten Mal steil ansteigt, ziehen sich um die meisten Ortschaften die Wacholder-Schafweidegürtel herum. (Heim. Bl. Aug. 65). Ganz oben auf den Albhöhen gibt es nochmals Schafweide, aber auch Großviehweide. In früheren Zeiten mußten die Bauern mit dem Kuhgespann sehr mühsam hinauf; denn sie hatten auch oben noch Äcker und Wiesen. Das Weidevieh blieb nachts droben auf den Auchten an eingefriedeten „Stellen“ und wußte vor Diebstahl gehütet wer-

den. Auf den Buckeln war verstreuter Wald, weniger als heutzutage. Die vielen ärmeren Einwohner hatten „nur zu viele Geißen“, und die dezimierten den Waldbestand. Man muß auf die Flurnamen achten, wenn man erlauben will, was sich alles geändert hat.

Aber die Menschen wehrten der Armut. Langsam entstand Industrie. Ihr Werdegang ist noch lange nicht genug erforscht und beschrieben. Neben andern aufstrebenden Gemeinden bildete sich eine Talgangstadt heraus und konglomerierte zur jetzigen Albstadt.



Österreichischer Ehrenpreis

Veronica Austriaca

An Bachufern, auf Getreidefeldern, im Gartenland, an sonnigen Abhängen, an Rainen, in lichten Wäldern begegnen uns immer wieder Ehrenpreisarten, die in der Mundart wegen ihrer meist lebhaft blauen Blüten „Katzenäugle“ genannt werden. Den deutschen Namen Ehrenpreis sollen diese Pflanzen erhalten haben, weil ein französischer König, der an einem bösen Aussatz litt, durch den Saft von Ehrenpreis gerettet worden sei. Der lateinische Name Veronica wird verschieden erklärt. Die eine Lesart bezieht sich auf die heilige Veronika, die nach der Legende ihr Schweißstuch Christus gereicht habe, als er nach Golgatha hinaufging. Zum Dank habe sich darauf das Angesicht des Herrn abgebildet. Neben dem Gamander Ehrenpreis und der Bachbunge fällt bei uns durch seine Blütentrauben der Österreichische Ehrenpreis an trockenen, felsigen Abhängen und auf Magerrasen auf. Seine dunkelblauen Blüten leuchten im Mai und Juni auf den kurzrasigen Bergmatten. Die Blätter sind kurzstielig, am Grund verschmälert, lanzettlich bis lineal. Die Pflanze ist auf Trockenheit und Wassereinsparung eingestellt, so daß keine verderbliche Unterbilanz im Wasserhaushalt während der Vegetationszeit eintritt. Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen
Verenigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen,
Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am
Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen
jeweils am Monatsende als ständige Bei-
lage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 23

30. Juni 1976

Nr. 6

Die Stadtbefestigung des alten Ebingens

von Dr. Walter Stettner

Im Oberen Stadtgraben Ebingens wurde im Juni 1975 ein neuer Abwasserkanal eingelegt. Bei den hierzu erforderlichen Aushubarbeiten stieß man auf Fundamente einer Stadtmauer, die etwa parallel zur inneren Häuserzeile liefen. Sie reichten in eine Tiefe von mindestens 3,5 Meter und waren aus größeren Kalksteinen, die mit Lehm, aber anscheinend ohne Mörtel verbunden waren, errichtet. Die Mauerstärke betrug etwa 1,5 Meter. Wie hoch die Mauer über den Boden emporrage, läßt sich aus dem Befund nicht sagen, da muß die schriftliche Überlieferung zu Hilfe genommen werden:

In den Stadtrechnungen des 17. und 18. Jahrhunderts sind fast alljährlich Ausbesserungen an den Stadtmauern mit den Kosten verzeichnet. Da wird z. B. ein eingefallenes Stück Mauer hinter dem Amtshaus (an der Stelle des heutigen Hospizes) in einer Höhe von 27 Schuh (= etwa 8 Meter) neu aufgeführt, 1713 ein Stück 15 Schuh, ein anderes 30 Schuh, 1720 eins beim Oberen Tor 21 und beim Neuen Tor 28 Schuh, 1741 19 Schuh hoch. Die verschiedenen Höhenangaben rühren daher, daß man an den meisten Stellen Reste der Mauer benutzen konnte, was besonders deutlich wird, wenn von Aufstockungen um nur 1 oder 2-Schuh die Rede ist. Nach den Maximalangaben ist mit einer Mauerhöhe von 8–9 Metern zu rechnen, und zwar (in Vorwegnahme des folgenden) sowohl für die innere wie für die mittlere Mauer. Über die Mauerstärke der Stadtmauer besagt die Stadtrechnung von 1720, sie betrage „nach den Absätzen“ 6,5, 3,5 und 3 Fuß (also etwa 2,10 und 0,90 Meter). Die Mauer verjüngte sich demnach in Absätzen.

Die innere Stadtmauer verlief an der Innenseite des Oberen und des Unteren Stadtgrabens. Die dortigen Häuser waren ebenso wie die der Südseite der Marktstraße auf die Stadtmauer gebaut. Daher ist es nicht verwunderlich, daß von dem großen Stadtbrand des Jahres 1731 die innere Mauer mit betroffen wurde. In der Stadtrechnung von 1735 heißt es „an der durch den Brand ruinierten Stadtmauer drei Löcher vermauert“ und „an der inneren verbrannten Stadtmauer beim Unteren Tor und in der Burg zwei Löcher vermauert“.

Von der inneren Mauer beträgt der Abstand zu der aufgefundenen Mauer hinter den Häusern Linder und Danhammer (Spitalhof 7 und 5) etwa 5 Meter; weiter oben gegen die Kapellkirche verbreitert sich der Abstand auf etwa 8 Meter, diese Mauer verlief also nicht genau parallel zur inneren Mauer. Der Raum zwischen den beiden Mauern heißt der Zwinger, die neu gefundene Mauer gelegentlich Zwingel- oder Zwinger-Mauer (1621 die Zwingelmauer beim Grünen Graben, 1628 die Zwingelmauer beim Untertor, 1655 die im Zwingel aufgeführte Mauer, 1674 die Zwingelmauer auf dem Kirchengraben). Dagegen dürfte mit der Bezeichnung „Grabenmauer“ (1621) die äußere Mauer gemeint sein. Auf der inneren Mauer befand sich ein mit Ziegeln gedeckter „Umlauf“. 1682 werden beim St. Martinsfruchtkästen (jetzt Frauenarbeitschule) neue Löcher in die Stadtmauer ge-

brochen, damit die Balken vom Umlauf, worauf das Dachwerk steht, darein gelegt werden können. 1741 verfertigt ein Zimmermann ein gedoppeltes Satteldächlein mit zwei Mauerfedern. 1728 wird vom alten Hospital (in der oberen Marktstraße) bis an die mittlere Stadtmauer das Dach mit Platten und Ziegeln frisch gedeckt. Am Umgang gab es „Hochlichter“ oder „Schlitzlöcher“, durch die man den Feind beobachten und notfalls beschießen konnte. Wir nennen einen solchen „Umlauf“ gewöhnlich „Wehrgang“; er ist noch in mancher alten Stadt ganz oder teilweise erhalten, am schönsten wohl in der alten Reichsstadt Nördlingen.

Ebingen muß einen dreifachen Mauerring besessen haben, denn immer wieder ist die Rede von der mittleren Mauer. 1630 wird die mittlere Mauer vom Rathaus bis zum Tor bestochen, 1681 die mittlere Stadtmauer vom Pulverturm bis zur Nellenburg mit Ziegeln gedeckt, 1714 ist beim Neuen Tor an der mittleren Ringmauer ein Stück eingefallen, im Jahr darauf wird die mittlere Stadtmauer vom alten Spital bis zum Unteren Tor mit Ober- und Unterziegeln und Platten belegt, 1720 werden an der mittleren Stadtmauer hinter dem Hospital zwei eingefallene Stück Mauer aus dem Fundament neu aufgeführt, 1736 werden an der mittleren Stadtmauer beim Schweinweiher und bei der Kapellkirche Pfeiler gesetzt, 1760 ist ein Stück an der mittleren Mauer beim Oberamtei-Waschhaus eingefallen, und 1782 wird die nach und nach eingefallene mittlere Stadtmauer auf dem Grünen Graben wieder aufgemauert. Da die innere Stadtmauer an der Innenseite des Oberen und des Unteren Stadtgrabens verlief, handelt es sich zweifelsfrei bei der jetzt zutagegetretenen Mauer um die mittlere. Noch am Anfang des 19. Jahrhunderts stand offenbar ein doppelter Mauerring, denn 1819 wird der vorher vom Amtmann geputzte Graben bis zum Rondell verkauft unter der Bedingung, daß die Käufer beide Mauern unterhalten.

Der Boden außerhalb der mittleren Mauer gegen die Schütte ist nicht gewachsen, sondern aufgefüllt. Hier verlief einst der Stadtgraben, der etwa 7–8 Meter breit und 3–4 Meter tief war. In den Graben führten da und dort Stiegen; die beim Amtshaus war überdeckt. Der obere Stadtgraben wurde 1642 vom Schultheißen und vom Obertorwart genutzt, der untere vom Untertorwart.

Die äußere Mauer war, wie es scheint, erheblich niedriger als die beiden anderen.

1749 heißt es: Die Mauer auf dem Grünen Graben und beim Neuen Tor war gar zu niedrig, so daß man darüber steigen konnte. Daher wird ihre Erhöhung angeordnet. Gelegentlich wird die äußere Mauer als Grabenmauer oder Mauer am Graben bezeichnet. Denn diese äußere Mauer verlief auf der Außenseite des Grabens, also dort, wo heute die Häuser der Oberen Vorstadt und der Schütte stehen. Ein Feind, der sich näherte, durfte ja nicht einfach herankommen und den Stadtgraben zuschütten, sonst wäre der wenig nützlich gewesen. 1662 und 1663 wird ein Maurer benötigt zum „Aufbau der Stadt äußeren Mauerlens auf dem Graben“ bzw. „auf dem Grünen Graben“. 1722 wird die am Stadtgraben gestandene alte baufällige Mauer bei des Lammwirts Behausung weiter hinein gelegt und 3 Schuh dick und 14 Schuh hoch neu aufgeführt, und 1769 wird die Grabenmauer vom Feuerleiterhäusle (beim Roten Kasten) bis zum Grabentürle über 200 Schuh lang abgebrochen und um 5–6 Schuh in den Graben hineingelegt, damit die Fahrstraße und der Fußweg dadurch erweitert wird. Die äußere Mauer war demnach eine bescheidene Anlage, die in den Graben hinein verlegt werden konnte; sie ragte etwa 4 Meter über den Erdboden empor, genügte aber zur Stützung der Grabenwand.

Die Häuser auf der Schütte saßen und sitzen mit der vorderen Seite gegen die Schütte auf dem ebenen Boden, ihre Rückseite hingegen reichte etwa 3–4 Meter tief in den Graben hinab, so daß die Bewohner billige Keller hatten und teilweise noch haben. Die Fenster der Keller, soweit solche vorhanden waren, gingen hinaus auf den Graben. „Gang en Grabe!“ soll man früher gesagt haben, wenn man dort jemand in den Keller schicken wollte.

Daß die äußere Stadtmauer durch die Häuser auf der Schütte ging, findet eine Bestätigung in Gerichtsprotokollen des Jahres 1714: Da wollen der Schneider Michel Gompper und der Schmied Hans Jakob Mautte (für den nach seinem Verzicht der Weißgerber Hans Jakob Landenberger eintrat) auf der Schütte zwei Häuser bauen, die unter ein Dach kommen sollen, also ein Doppelhaus. Der untere Teil gegen das am Bach stehende Bierhäuslein soll dem Mautte gehören. Da am (Mühl-)bach die Schütte endet, handelt es sich um die beiden untersten Häuser oder (unter Berücksichtigung des Bierhauses) um die zweituntersten Häuser auf der Schütte, die an dieser Stelle bis dahin nicht überbaut war. Nach dem Entscheid des Gerichts soll jeder der beiden Bauherren beim Bau von der Stadtmauer am Stadtgraben weiter nicht denn drei Werkschuh herfürwärts gegen die Straße, der Länge nach vorn 20 und hinten 19 Schuh, der Breite nach von dem 3 Schuh vor der ermeldeten Stadtmauer ermeldeten Ort an 30 Werkschuh gegen und in den Stadtgraben bauen, auch den Platz vor den

Häusern an den Jahrmärkten von Holz und Dung räumen, so daß es den Marktleuten nicht hinderlich ist.

Dieses Behördendeutsch ist ähnlich schwer zu verstehen wie manchmal das heutige. Mit der Mauer am Stadtgraben ist die äußere Mauer gemeint. Von ihrer Außenkante sollen die Häuser noch 3 Schuh oder etwa einen Meter der Straße zu, also der Schütte zu beginnen und von da 9 Meter in Richtung Graben gebaut werden. Sie stehen also den einen Meter und die Dicke der äußeren Mauer auf festem Grund, reichen dann aber noch etwa sechs Meter in den Graben hinein, erhalten also dort billige Keller. Der Knick in den Häusern ist nach Aussagen der Anwohner noch heute deutlich zu erkennen.

Im selben Jahr 1714 erhielt auch der Maurer jung Johannes Linder die Erlaubnis, eine Behausung auf die Schütte zu bauen unter fast denselben Bedingungen: er soll „auch von der Stadtmauer am Graben mehr nicht denn 3 Werkschuh hervorwärts gegen die Straße der Länge nach vorne 25 und der Breite nach von dem 3 Schuh von der Stadtmauer herfür bereits gemeldeten Ort 30 Werkschuh gegen und in den Stadtgraben bauen“.

Die äußere Mauer verlief also mitten durch die heutigen Häuser auf der Schütte. Beim Abbruch des alten Hauses Drißner war sie auch noch zu erkennen. Bemerkenswert an dem Protokoll ist zum ersten, daß also die Häuser an der unteren Schütte im Jahr 1714 gebaut wurden, ist zum zweiten, daß schon 1714 die äußere Mauer und der Graben für wenig wirksame Verteidigungsanlagen galten, denn sonst hätte man nicht erlaubt, an der Stelle der einstigen Mauer und in den Graben hinein zu bauen, und ist zum dritten (wenn es auch nicht zum Thema gehört), daß um 1714 Jahrmärkte auch auf der Schütte stattfanden. Dabei wird es sich nicht um Krämermärkte handeln, denn deren Platz war die Marktstraße; was sich auf der Schütte abspielte, das waren ohne Zweifel die Viehmärkte, die später noch etwas weiter nach unten zum sog. Eisplatz gerieten.

Die innere Stadtmauer darf als die älteste gelten. Sie dürfte mit der Anlage der Stadt in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts gebaut worden sein, es sei denn, daß als erster Schutz der Bürger zunächst Wall und Graben angelegt wurden. Für den zeitlichen Ansatz der anderen Mauern fehlen Anhaltspunkte. Im Jahr 1409 hat Graf Eberhard von Württemberg der Stadt sein Umgegend zu Ebingen gegeben, damit sie es zu der Stadt Nutzen und Notdurft verbauen solle. Dieses Zugeständnis könnte Anlaß für den Bau einer oder zweier zusätzlicher Mauern gewesen sein.

Türme

Im Oberen Stadtgraben gab es im Juni dieses Jahres noch eine Überraschung: zwischen den Häusern Danhammer und Welsch wurden die Fundamente eines runden Turmes angeschnitten, der von der mittleren Mauer nach außen in den Graben vorstieß. Der Turm war aus dem gleichen Material erbaut wie die Mauer und hatte eine lichte Weite von etwa 3 Metern, die Mauerstärke betrug etwa 1,20 Meter. Obwohl nicht genau beobachtet werden konnte, wie die Verbindung zwischen Mauer und Turm war, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß beide gleichzeitig errichtet wurden.

Bei dem Turm handelt es sich wohl um einen der Rundtürme oder Rondelle, die in den Stadtrechnungen immer wieder erwähnt werden, weil sie ausgebessert werden mußten und damit Kosten verursachten. Von den Rundtürmen stand einer hinter dem Rathaus, hinter dem alten Spital, hinter der Kapellkirche, hinter dem Spital, beim Neuen Tor, hinter dem Malefizturm

und bei der Salpeterhütte. Der neu gefundene Turm steht zwischen dem ehemaligen Spital und der Kapellkirche, dem Spital erheblich näher, so daß ich meine, man darf in ihm den Turm hinter dem Spital sehen. Die Türmelein waren mit Ziegeln und Platten gedeckt, trugen oben einen Knopf und einen Helm, auch eine Fahnenstange wird erwähnt; sie waren verschließbar. 1678 heißt es ausdrücklich „das Rundell außerhalb der Mauer“. Darin unterscheiden sie sich vom Bürgerturm und dem Malefizturm, die innerhalb der Mauer lagen und darum auch bei der Aufzählung aller Gebäude in den Lagerbüchern von 1561 und 1739 erwähnt werden, während die Türmelein dort fehlen.

1758 ist das Rondell an Herrn Rats und Stabsamtmanns Graben sehr auffällig, es braucht nicht mehr repariert zu werden, „daher der Zimmermann Georg Philipp Allgayer diese abbrechen beordert worden, so er denn auch wirklich getan“. Die Rondelle bei der Salpeterhütte und unter dem Spital hatten im selben Jahr das gleiche Schicksal. Dagegen wird das Rondell hinter dem Rathaus frisch aufgemauert und mit Platten gedeckt. Das Rondell hinter der Kapellkirche steht noch 1759, das hinter dem Spital beim Oberen Tor wird 1779 abgebrochen, dabei fällt ein Stück der Stadtmauer ein und muß erneuert werden. Mindestens ein Rondell steht noch im Jahr 1819.

Außer den Stadtmauern und den Rondellen dienten noch der Sicherung der Stadt Ebingen die Tortürme des Oberen und des Unteren Tors, der Bürgerturm, der Malefizturm, die Nellenburg und der Pulverturm.

Das Obere und das Untere Tor wurden ohne Zweifel mit der 1. Stadtmauer, also im 13. oder 14. Jahrhundert erbaut. Sie waren später dreifach wie die Mauern und bedurften immer wieder einer bessernden Hand. Da haben Fuhrleute die Torwangen beschädigt, da müssen neue Beschläge angebracht werden, da fault der Brückenboden durch; Hebeselle werden erneuert, die Treppe wird ausgebessert oder die Stube des Hochwächters muß neu bestochen werden usw. 1642 haben Soldaten des Obersten Erlach das obere mittlere Tor angebrannt und das Untere Tor eingehauen. Der Hochwächter auf dem Oberen Tor hat eine besonders verantwortungsvolle Aufgabe: er muß in unruhigen Zeiten beobachten, ob sich nicht Haufen von Marodeuren oder gar feindliche Heerschaaren nähern; er soll aber auch eine Feuersbrunst schon im Entstehen merken und dann durch Läuten der Feuerglocke die Bürger zu Hilfe rufen. Für das Öffnen und Schließen der Tore waren die beiden Torwarte zuständig. Sie dürften auch die Gefangenen beaufsichtigt haben, denn beide Tore dienten ebenso wie der Bürgerturm auch als Gefängnisse. 1616 wurden drei Stangen zum Käfig auf dem Untertor bezahlt; wurden dort Tobsüchtige verwahrt? Auf dem Oberen Tor war es im 18. und 19. Jahrhundert das Regelinstürmle, das Häftlinge aufnahm. 1816 heißt es: Im Gefängnis beim Oberen Tor (vulgo Regele Thürnlen) hat der Glaser Flickarbeit gemacht. 1808 erhielt das Regelinstürmle noch zwei Hochlichter.

Auf beiden Toren zeigten schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts Uhren der Bürgerschaft die Zeit an. 1661 hat der Hechingener Maler Jacob Frieß die württ. Wappen am Oberen und Unteren Tor frisch gemalt, 1722 Johannes Schlamler, Kunstmaler von Trochtelfingen, auf obrigkeitliches Begehren am Unteren Tor das württ. Wappen frisch angemalt und am äußeren Untertor die zwei Hirsche und das Stadtwappen renoviert; man wird nicht fehlgehen, wenn

man vermutet, daß es sich bei den beiden Hirschen um jene handelt, die bis zum Abbruch des Unteren Tors dort blieben, dann auf den Roten Kasten kamen und nach dessen Abbruch im Frühjahr 1975 auf die alte Schule im Spitalhof, wo sie jetzt eine Zierde des Hauses und des Platzes sind.

Bei dem großen Stadtbrand von 1731 ist das Untere Tor ausgebrannt, auch die Stadtmauer hat in dieser Gegend durch das Feuer starke Schäden erlitten. Das Tor war im folgenden Jahr wieder aufgebaut. Im Jahr 1820 wurde das Obere Tor niedergelegt (s. Hummel, Chronik S. 98), 1841 das Untere.

Vor den beiden Toren befanden sich Schlagbäume und Gatter oder „Werren“. Diese wurden im Dreißigjährigen Krieg ausgebessert und verstärkt. 1642 hat man überdies vor beiden Toren Palisaden eingesetzt.

Das Neue Tor, das zwischen dem alten herrschaftlichen Fruchtkasten (heute von der Fa. Kräuter-Groz genutzt) und der Frauenarbeitsschule lag, ist erst 1583 oder 84 angelegt worden, nachdem Herzog Ludwig von Württemberg den Platz auf ihre Bitte der Stadt verkauft hatte. Es besaß, soweit wir erkennen, keine Bedeutung für die Befestigung und Verteidigung der Stadt. Bis 1758 hatte es kein Torhaus und keinen Wächter. Da erging ein fürstlicher Befehl, man solle hier auf „durchpassierende Deserteurs und anderes liederliche Gesindel“ ein wachsames Auge haben; wenn ein württ. Deserteur unangehalten durchkomme, müse er von der Stadt durch einen anderen Mann ersetzt werden. Das veranlaßte den Magistrat, am Neuen Tor ein Torhäusle zu bauen und einen besonderen Mann dort hüten zu lassen. Die Neuturwache war (nach Hummel S. 109) noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts besetzt.

Der Bürgerturm und der Malefizturm standen innerhalb der alten Stadtbefestigung, sie dürfen daher — neben den Toren — zum ältesten Bestand der Stadtbefestigung gerechnet werden. Erstmals in unserer Überlieferung wird der Turm in der Burg im Jahr 1474 als Frauenturm erwähnt. 1561 stoßen die Häuser der Anna Mor und des Hans Hitzler in der Burg an den „neuen Turm“. Diese Bezeichnung läßt darauf schließen, daß der Bürgerturm in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts neu gebaut wurde. In den um 1600 einsetzenden Stadtrechnungen wird nur noch der Name „Bürgerturm“ verwendet, im Gegensatz zum herrschaftlichen Malefizturm oder Diebsturm, in dem Gefängnisse verwahrt wurden, die der Gerichtsbarkeit des Herzogs unterstanden; für sie bedeutete öfters der Galgen Endstation. Im Bürgerturm dagegen büßten die Einwohner kurzfristige Haftstrafen für Ordnungswidrigkeiten wie Händel, Fluchen u. ä., Strafen, die von dem städtischen Gericht allein verhängt wurden. 1616 bezahlt man den Dreher für einen Teller in den Bürgerturm, darauf man den Gefangenen das Essen hinunterläßt. 1707 hat eine Feuersbrunst den Bürgerturm „ganz ruiniert“; daß er 1731 beim großen Stadtbrand schwer mitgenommen wurde, ist schon erwähnt worden.

Der Malefizturm, über dessen Aufgabe schon gesprochen wurde, lag „hinten in der Stadt“. Nach der Aufzählung aller Häuser der Stadt im Lagerbuch von 1561 standen zwischen dem herrschaftlichen Fruchtkasten und dem Malefizturm nur zwei Bürgerhäuser (nach Südosten zu). Fundamente des runden Turms stecken noch im Keller eines Hauses im Unteren Stadtgraben. Der Malefizturm wurde 1827 auf den Abbruch verkauft.

Die Nellenburg wird in den Stadt-

rechnungen von 1614 bis 1775 vielfach erwähnt. Sie trug eine Sonnenuhr. Die Stadtrechnungen ermöglichen eine Lokalisierung: 1698 heißt es „ein Stück Mauer, das am Gewölbe bei der Nellenburg in den Bach gefallen“. Also ist die Nellenburg am (Mühl-)bach zu suchen, der beim einstigen Spital in die Stadt einlief und unterhalb der Stadtmühle hinausfloß (heute verdolt, aber den älteren Ebingern noch wohl vertraut). Genauer ist die Rechnung von 1722: Das bei der Nellenburg auf dem Grünen Graben am dortigen Gewölbe ausgefallene Stück Mauer am Auslauf des Wassers wird wieder eingewölbt. 1728 ist das Gewölbe bei der Nellenburg ausgebrochen, so daß das Wasser keinen Durchlauf mehr hat. Die Nellenburg stand also dort, wo der Mühlbach hinter dem Grünen Graben den Stadtbering verließ, d. h. schräg gegenüber vom Hallenbad, und zwar außerhalb der inneren Mauer, sonst wäre sie bei der mehrfach erwähnten Aufzählung der Gebäude der Stadt von 1561 genannt. Wahrscheinlich

ist sie an der Außenseite der mittleren Mauer zu suchen wie das neu aufgefundene Turmfundament im Oberen Stadtgraben. 1682 erhält die Nellenburg eine neue Tür und eine neue Fahne, 1761 wird ihr Dach, „woran noch viel gutes eichenes Holz war“, abgebrochen und sie mit einem Plattendach versehen.

Der Name Nellenburg ist recht selten. Daher kann die Möglichkeit nicht von der Hand gewiesen werden, daß die Ebinger Nellenburg etwas mit den Grafen von Nellenburg zu tun hatte. Da sie nicht zum inneren Bereich gehörte, stammt sie vermutlich erst aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, dann kommt von den Nellenburger Grafen nur die Veringer Linie in Betracht, es wäre denn, der Turm und eine Burg hätte schon vor der Stadtgründung gestanden, wie wir das für die „Burg“ beim Bürgerturm annehmen müssen.

(Schluß folgt)

Siege der Eidgenossen vor 500 Jahren

Auch Rottweiler Truppen waren bei Grandson und Murten 1476 dabei

Von Kurt Wedler

Die beiden Schlachten von Grandson am 2. März und Murten am 22. Juni 1476 waren ein geschichtlicher Wendepunkt für die Schweiz selbst, die von Karl dem Kühnen bedroht wurde, aber vor allem auch für Burgund und seinen Renaissancefürsten, der hier unerwarteten Widerstand erfuhr, und ein Jahr später, moralisch und militärisch geschwächt, sein Leben auf dem Schlachtfeld bei Nancy verlor. Ein selbständiges Burgund, das im Werden war und unser westlicher Nachbar geworden wäre, ging damals in die Brüche.

Die eidgenössischen Söldner waren etwa zwei Jahrhunderte lang im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein die begehrtesten Soldaten im europäischen Raum. Angeworben von Frankreich, Flandern, Savoyen, Spanien, dem Papst, den Venetianern und natürlich auch von deutschen Feldherrn versahen diese Alemannen und germanisierten Raeter ihren Kriegsdienst treu und zuverlässig, auch wenn sie gegen ihre eigenen Stammesgenossen kämpfen mußten. Man sprach damals vom Kriegshandwerk, und das war es auch. Es war die beste Verdienstmöglichkeit für solche, die keine Arbeit hatten und für Abenteurer, die sich besondere Vorteile bei dieser Tätigkeit versprachen. Die Eidgenossen waren aber in der Regel Professionals und keine Deklassierten oder Sensationslustigen.

Dieses Söldnerwesen ist nie ganz ausgestorben (Fremdenlegion), und in unserer Gegenwart lebte es erneut auf (Korea, Vietnam, Angola usw.). Die Schweizer Garde des Papstes erinnert noch heute an die Güte und den Ruhm dieser Söldner. Die Anwerbung der Schweizer Gardisten geht auf einen Vertrag Papst Julius II. mit Zürich und Luzern zurück. Den halben Bestand stellten lange Zeit Alemannen aus dem oberen Wallis (Ulrichen).

Der militärische Nimbus der Eidgenossen hat allerdings nach der verlorenen Schlacht von Marignano (Melegnano bei Mailand) am 13./14. 9. 1515 sehr gelitten. Franz I. von Frankreich schlug dort die Eidgenossen unter Führung des Kardinals M. Schiner von Sitten, der beabsichtigte, die Lombardei schweizerisch zu machen und vielleicht das Land auch zu einer Großmacht hinzufüh-

ren. Damals hatte sich die Schweiz im Schwabenkrieg bereits innerlich vom deutschen Reich losgesagt (1499). In einer Zeit der Entstehung der Nationalstaaten war dieser Gedanke der immer siegreichen Eidgenossen gar nicht so außergewöhnlich. Aber nach Marignano war der Traum ausgeträumt. Die Schweizer zogen sich damals immer mehr in die Neutralität zurück.

Ihr nordwestlicher Nachbar war Burgund, und hier regierte von 1467—1477 Herzog Karl der Kühne, einer der mächtigsten und glänzendsten Fürsten Europas: Er war ein unermüdlicher, machtgieriger und eigenwilliger Regent, ein typischer Repräsentant der beginnenden Renaissance: Nach seinem Willen sollte Burgund ein starker monarchistischer Zentralstaat nach der damals modernen Staatsauffassung werden. Die



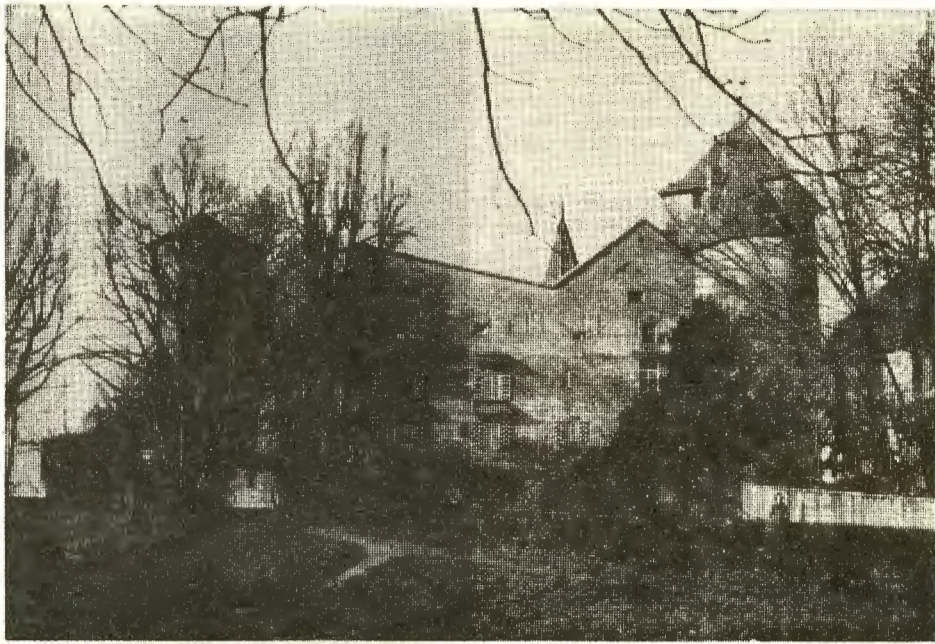
Karl der Kühne von Burgund

Unabhängigkeit von Frankreich und die Königskrone, ja sogar der Kaisertitel waren seine Ziele.

Sein Urgroßvater Philipp der Kühne heiratete 1363 die flandrische Erbtöchter Margareta von Male und erwarb dadurch 1384 Flandern, den Artois, die damals noch zum deutschen Reich gehörende burgundische Freigrafschaft, Nevers und Rethel. Dazu kaufte er 1390 die Grafschaft Charolais. — Sein Vater Philipp der Gute eroberte die Grafschaft Boulogne und erwarb große Teile der deutschen Niederlande (1428 Namur durch Kauf, 1430 Brabant und Limburg durch Erbschaft, 1433 den Hennegau, Holland und Seeland durch Gewalt). Im Frieden zu Arras mit Frankreich 1435 erhielt er die Gebiete von Mâcon, Auxerre und einen Teil der Piccardie mit den Somestädten, und im Jahr 1443 kam noch das deutsche Luxemburg dazu. Auf diese Weise



Schloß Grandson



Schloß Murten

Fotos: Wedler

verdoppelte Philipp der Gute den burgundischen Besitz und die Macht seines Großvaters.

Der separatistische Gedanke Karls des Kühnen war ausgerichtet an dem alten Rhein-Rhônestaat Lothringen, wie er in dem Vertrag von Verdun 843 nach der Teilung des karolingischen Reiches konstituiert wurde, einem Gebiet, das von der Nordsee bis zum Mittelmeer reichte. Dazu fehlte ihm aber noch Lothringen selbst. Ludwig XI. von Frankreich, der Hauptgegner Karls, verstand es durch seine kluge Politik, die Eidgenossen und den Kaiser auf seine Seite zu bringen u. England als Bundesgenossen Karls auszuschalten. Trotzdem gelang es Karl Lothringen zu besetzen.

Der deutsche Kaiser Karl IV. ließ sich 1365 noch in Arles zum König von Burgund krönen, überließ aber Frankreich wesentliche Reichsrechte in der Dauphine. Bis zum Ausgang des Mittelalters konnten vom Reich nur Savoyen, die Freigrafschaft Burgund und die Westschweiz behauptet werden. Neben dem burgundischen Separatismus wurden in dieser Zeit die schweizerischen Selbstständigkeitsbestrebungen immer stärker. Sie führten dann auch zu Gebietsstreitigkeiten mit Karl dem Kühnen und zu einigen Kriegen, aus denen die Schweiz siegreich hervorging: Der „Ewige Bund“ der drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden hatte sich seit 1291 wesentlich erweitert durch Luzern (1332), Zürich (1351), Glarus und Zug (1352), Bern (1353) und später die anderen Kantone, zu denen im lockeren Verband, zunächst auf 15 Jahre befristet, 1463 auch Rottweil kam. Nach den siegreichen Schlachten von Grandson und Murten, an denen sich Rottweiler Truppen beteiligten, wurde 1477 und 1490 das Bündnis verlängert und 1519 „auf ewig“ abgeschlossen, das bis 1802 anhielt. Die Siege bei Morgarten (1315), Sempach (1386) und Näfels (1388) stärkten bei den Eidgenossen die Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein der Selbständigkeit, das dann in den Schwabenkriegen 1499 zum inneren Bruch mit dem Reich führte.

Grandson am Neuenburger See gehörte schon um 1000 einem der mächtigsten burgundischen Barone, Lambert von Grandson, der auch die erste Burg erbauen ließ. Die jetzige fünftürmige, gewaltige Burg stammt im wesentlichen aus dem 13. Jahrhundert. Sie war im 14. Jh. im Besitz von Johanna

von Mömpelgard und kam über sie an die Linie Châlons-Arlay.

1475 nun eroberten die Berner Burg und Stadt Grandson, was Karl den Kühnen veranlaßte, den Platz zu belagern und sich der Burg unter falschen Vorspiegelungen zu bemächtigen. Die Besatzung wurde teils an Bäumen aufgehängt, teils im See ertränkt. Daraufhin brachten die Berner ein 18000 Mann starkes Heer der Eidgenossen auf und schlugen am 2. März 1476 die 30000 Burgunder acht Kilometer nördlich von Grandson in die Flucht.

Diese Schlappe veranlaßte den stolzen und ehrgeizigen Karl den Kühnen, erneut gegen die Eidgenossen anzutreten. Dies geschah schon am 22. Juni 1476 bei Murten am Murtensee. Aber auch hier wurde er, südwestlich des starken Schlosses aus dem 13. Jahrhundert, geschlagen. Die Schweizer errichteten dort zum Gedenken an den



Obelisk zum Gedenken an die Schlacht bei Murten

siegreichen Tag ein Obelisk. Hans von Hallwil aus einem der berühmtesten Schweizer Geschlechter am Hallwilersee war Anführer einer der drei Heerhaufen.

Als sich Karl im Jahr 1477 erneut gegen den Herzog Reni II. von Lothringen stellen mußte, fiel er in dieser Schlacht, und damit war auch der Traum eines neuen Königreiches von Burgund ausgeträumt.

Die Erbtochter Karls, Maria von Burgund, heiratete noch 1477 Maximilian I. von Habsburg-Österreich. Die Erbauseinandersetzungen mit Frankreich waren der Anlaß der nun beginnenden großen Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland, die fast 470 Jahre andauerte.

Das Christophskraut

Actaea spicata



In den Schluchtwäldern des Weißen Jura, wo unter Esche, Bergahorn und Ulme die Waldkardé und die Breitblättrige Glockenblume, Gelber Eisenhut und Türkenbund in Gesellschaft auftreten und die Feuchtigkeit sehr groß ist (z. B. „Untereck“) und im September die Mittagssonne nicht mehr ausreicht, um den Tau abzutrocknen, leuchten im Juni in kurzer, dichter Traube die milchweißen Blüten eines Hahnenfußgewächses; das Christophskraut. Im Herbst fällt es durch seine schwarzen Beeren auf. Die Früchte sind nüssig, einsamig. Die dreizähligen Blätter sind doppelt-gefiedert mit eingeschnittenen, gesägten Blättchen.

Der botanische Name *Actaea* kommt vom griechischen *aktaia* = Holunder, wegen der Ähnlichkeit der Beeren mit denen des Holunders. Die Pflanze wird wegen dieser Früchte auch „Teufelsbeere“ genannt. Nach dem Volksglauben war unser Kraut die Pflanze des heiligen Christophorus, der nach altem Glauben der Meister aller Geister und damit der Herr der unterirdischen Schätze war. Stellen, unter denen Schätze verborgen waren, mußten bei Berührung mit dem Kraut vom bösen Geist freigemacht werden und damit war der Zugang frei.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14. Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42. Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 23

31. Juli 1976

Nr. 7

Ein Spaziergang durch Rosenfeld vor 400 Jahren

Von Walpurg Tafel, Siegen

Rosenfeld! — welch' hübscher Name!

Waren es wilde Rosen, die die Stadtgründer hier fanden, oder wurde die Rose als Lieblingsblume des 13. Jahrhunderts gewählt, weil sie zu dieser Zeit eben hochmodern und beliebt war, was seinen Niederschlag im „Rosenroman“, in den Minneliedern und im Volkslied fand. Die Rose geht z. Z. der Stadtgründung Rosenfelds in die hohe Kultur ein.

Heute sind wir, dank der Forschung der Bauhistoriker ¹⁾, in der Lage, Stadtgrundrisse regelrecht datieren zu können. Genau wie man in der Kunstgeschichte einen Bogen, eine Säule zeitlich einordnen kann, genau so präzise kann man das mit Stadtformen und Stadtgrundrissen tun. Die dreieckige, hochgelegene, mit Mauern und vielen Türmen versehene Stadt paßt exakt in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts — und die Rose auch.

Vielleicht hatte der reiche und mächtige Stadtgründer eine Rose in seinem Wappen. Der Ebersteiner vielleicht? Große Leute waren sie damals, die Ebersteiner! Sie saßen am Oberrhein und griffen, gleichsam auf dem Schwarzwald reitend, einen Fuß im Murgtal, den anderen am oberen Neckar, nach dem Kleinen Heuberg. Zur damaligen Zeit war die Familie reich und mächtig und hatte eine große Erbschaft gemacht, und wie wir's erst seit kurzem wissen, heiratete eine Ebersteiner Tochter einen Teck. ²⁾

Die Rose als lyrische Blume, die Rose als Wappen eines großen Herrn, mir ist es gleich: ich freue mich, daß es Rosenfeld gibt und spaziere rings im Städtchen herum, beobachte das Leben, die alten Häuser und die Reste der Türme und Mauern. Schließlich bleibe ich auf dem Marktplatz stehen.

„Von allem Anfang an nutzen die den Raum besiedelnden Menschen die in dem Raum ruhenden Möglichkeiten; aus diesem dynamischen Prinzip heraus ist die Stadt zu allererst Markt im ökonomischen sowie im soziologischen Sinne“, sagt schon Max Weber. Wie sehr stimmt dies für Rosenfeld!

Die topographisch kleine, kompakte Stadt war ideal für alle Händler und Aufkäufer, die die handwerklich gefertigten Waren ebenso wie die ländlichen Produkte der bäuerlichen Umgebung aufkauften und selber ihrerseits fremde Waren aus aller Herren Länder mitbrachten und verkauften.

Außer in den dreistöckigen, für damalige Begriffe großen Handwerkerhäusern ³⁾ war es der Marktplatz, wo man kaufte und verkaufte. Dort erfuhr man Neuigkeiten

und konnte solche auch weitergeben. Hier entsteht Urbanität im periklerischen Sinne. Der Markt ist die früheste Form der Öffentlichkeit in soziologischer Hinsicht, sagt ein Fachmann der Städtebausanierung. ⁴⁾

Nun ziehe ich ihn zurück, den bunten Vorhang der Geschichte. Das Rad der Zeit wird um 400 Jahre zurückgedreht, ich fühle mich in die alte Zeit versetzt. Ich höre die rauhen Stimmen der Händler und rieche den Geruch von Holzfeuern und vielen Menschen, ich bewundere den damals viel größeren Marktplatz ⁵⁾, das Stadthaus, den Brunnenmann und den alten Fruchtkasten. Seit Herzog Christoph ⁶⁾ 1552 der Stadt erlaubt, jeden Donnerstag einen Wochenmarkt und einen Kornmarkt abzuhalten, drängeln sich die Käufer und Verkäufer, und ich bin mitten im Gewühle des Marktes.

Abraham Hafner ⁷⁾, der Stadtknecht, und ein Mitglied „des Gerichts“ gehen durch die Stände und Zelte und sehen prüfend umher, ob auch alles seine Ordnung habe. Die Stadt bekommt das „Ungeld“, das eben der Stadtknecht einzieht, dafür sorgt sie aber auch für den Marktfrieden und die Marktgerechtigkeit, und jeder Raufbold und jeder Pantscher wird mit drakonischen Strafen belegt. Die alten „Weistümer“ ⁸⁾ sind voll solcher harten Strafandrohungen. Wird ein Händler für schuldig befunden, die Gewichte oder Waagen verändert zu haben, werden ihm die Ohren abgeschnitten; dem Weinpantscher wird sein Gemisch mit einem Trichter solange eingefloßt, bis er umfällt. Auch der Milchverwässerer kann allerhand erleben: er kommt in einen Korb und wird in den Marktbrunnen untergetaucht, bis er sich nicht mehr rührt.

Außerdem sorgen die Marktknechte für die „Unterdrückung“, d. h. die Stadt erlaubt nicht, daß sich früh, vor dem Öffnen der Stadttore, vor den Mauern der Stadt ein Zwischenhandel einnistet, der mit Bestimmtheit die landwirtschaftlichen Produkte verteuern würde. Auch die Reinheit des Bieres, des Weines und des Mehles wird von einem Fachmann aus der „Ehrbarkeit“ ⁹⁾ laufend geprüft.

Doch heute, an einem schönen warmen Tag, an einem Donnerstag irgendwann zwischen 1570 und 1580 blüht der Handel, die Obrigkeit ist zufrieden.

Was, so viele Weber gibt es hier? Ich staune. Ihre Schiffchen fliegen emsig hinüber und herüber, der Haspel mit Kurzhanf beim Barchentweber dreht sich. Einer hat seinen kleinen Stuhl vor das Haus ge-

stellt, ein anderer prüft eben flandrisches Tuch, ob die Ausrüstung vielleicht feiner sei. In einer Werkstube muß das Riet repariert werden, und der nächste hat dicke Wolle in Arbeit und beilt sich sehr, denn das Tuch soll heute noch abgeholt werden.

Weiter unten sitzen die Gerber und bieten ihre lohgegerbten Häute an. Georg Hartmann winkt mir zu, ein weiches Ziegenleder will er mir verkaufen, ich deute jedoch an meine Nase und schüttele den Kopf, was er absolut nicht verstehen kann, denn ihm riechen seine Häute, seine Loh gut. Mich würde die Schuhmode jener Zeit sehr interessieren, doch auch bei den Schustern und Sattlern, die gleich den Gerbern sitzen, herrscht noch der strenge Gerbergeruch, und ich gehe schnell vorbei.

Die Sälzer und Metzger sind heute friedlich. Heute haben sie keine Probleme. Sonst aber, im Herbst und Winter oder im feuchten Frühling streiten sie sich um die trockenen Plätze. Nicht auszudenken, der Sälzer und Regen... ¹⁰⁾

Anna, Jacob Schmid's Hausfrau, beklagt sich eben lautstark über die verschiedenen unterschiedlichen Preise bei den Metzgern. „Sogar der Herzog in Stuttgart weiß es“, sagt sie, „und er hat befohlen, alle sollen die gleichen Preise nehmen, nämlich 7 bis 8 Heller für ein Pfund mageres Rind- oder Schaffleisch. Schönes, fettes, gemästetes Schweinefleisch darf mehr kosten. Je fetter, desto teurer! So ein Pfund fettes Hammelfleisch kostet 9 Heller. Aber was sieht man manchmal: mageres Schaffleisch, mageres Schweinefleisch ohne Fett ¹¹⁾ zu 10 Heller und einen halben Batzen das Pfund! Das ist Wucher!“ sagt sie und läuft weiter zum Schmermetzger, der nur Fett und Schmalz verkauft, und erstet zwei Pfund Talg.

Weiter oben haben die Bäcker ihre Stuben und Verkaufsfenster, aus denen heraus sie ihre kernigen, gut duftenden Brote verkaufen. Die Bäcker sind große Herren im Städtle, sie haben den gesamten Mehlhandel ¹²⁾ der Umgebung in der Hand. Sehr oft schenken sie auch Wein aus, jammern über die hohe „Weinziese“ (Steuer) und werden dabei immer runder und dicker. Eben sehe ich Steffel Stotzens Altgesellen mit einer großen Wanne voll „Mißback“, auch „Ortback“ genannt, zum Spital ¹³⁾ eilen, das mißratene Brot muß der Bäckermeister kostenlos den Alten und Kranken stiften.

Heute, an diesem schönen Donnerstag, „gehen“ besonders gut: die Pfannen, Siebe, Holzteller und Körbe. Auch die Schmiede haben mit Sensen und Sichel ein gutes Geschäft. Eifrig wird bei den Korbmachern von auswärts gehandelt und der Bedarf gedeckt, denn wenn's dann in die Erntezeit geht, die Knechte das Getreide schneiden, muß jeder mitarbeiten. Ob Meister oder Geselle, ob Frau oder Kind, zur Ernte braucht man jede Hand. Dann hat man keine Zeit mehr, auf dem Markt herumzuschauen.

Die Butterfrau aus Tübingen ist schon gegangen. Erstens wurde es ihr zu heiß und zweitens muß sie noch ihre Privatkundschaft beliefern. „Zus Vogts, Anthoni

Müllers seiner Frau, muß i noch und zus Herrn Stadtschreibers“, rief sie ihrer Tochter zu und überläßt es ihr, den restlichen Eiervorrat zu verkaufen, der gar nicht so schnell weggeht, wie sie hoffte. „Kauft Leut“, ruft das Mädchen und bedient dabei Frau von Frauenberg¹⁴⁾ und deren Magd, „kauft Eier, denn bald werden die Eier teurer, die Hühner legen schlecht, weil der Holunder blüht“. Auch die Stände rechts und links von ihr sind von Bauern der Umgebung besetzt, die Lebensmittel anbieten. In den hölzernen Verschlägen ist das Federvieh untergebracht, das getauscht oder gekauft werden kann und das für denn notwendigen Krach sorgt. Trotzdem ist es mir möglich, der Anna Kettnerin, Konrad Haller Wagners Witwe, zuzuhören, die ihrer Nachbarin ihre neueste Erfindung erklärt: Auf die mit Sand gescheuerten Bretter ihres Stubenbodens gibt sie die gelbe, fette Milch der Kuh, die frisch gekalbt hat, und reibt die Milch fest in das Holz. „Einen Glanz gibt des, Nachbere“, sagt sie und freut sich, denn putzen tut sie für ihr Leben gern. (1580 lobt Montaigne die Putzfreude der schwäbischen, städtischen Hausfrauen und beschreibt die Tradition des Treppenbohrens am Samstag und das Zudecken der frisch glänzenden Stufen mit Leinenzug.) Doch die Nachbarin will zuerst den Herrn Pfarrer fragen, ob das erlaubt sein kann. Seit Ahnes Zeiten gehört diese Milch in das Dinkelbrot, das hoch aufgeht und in das getrocknete Weinbeeren eingebacken sind. Und nicht auf den Boden!

Auch bei den Schneidern schaue ich durch die Fenster. Bei Meister Stehlin¹⁵⁾ ist gerade Anprobe, das Wollhäs für den Winter ist dran. Eben höre ich den Meister zu Hans Feiglein sagen, daß er als Schneider absolut nichts von dem neomodischen Kram aus Spanien halte. Natürlich könne er ein „Schäublein“ nähen, aber erstens sei seine Hausfrau nur eine Salpetersiederfrau, da schicke sich das nicht, und zum andern gehöre zu dieser Mode ein doppelter Puffärmel, und die sind weidlich unbequem.

Weiter geht's an den Tischen der Färber vorbei, die mit Färberwaid und Krapp, mit Wachsdruck und Modeln den Stoffen ein buntes Aussehen geben. Am Kram (Zelt) des größten Gremplers (Einzelhändler, Krämer) bleibe ich stehen und höre mir seine Sorgen an: Eine Kerze, berichtet er, dürfe nicht mehr als 14 Pfennige oder 5 Kreuzer kosten. „Davon“, sagt er, „kann ich nicht einmal die Unkosten abdecken, wo schon ein Zentner Unschlitt 7 1/2 Gulden kostet.“ Der Arme, ich glaube, er muß verhungern! Da fällt mir noch rechtzeitig ein, daß er mir das Pfund Unschlitt für 15 Pfennige verkauft hat.

Ich schaue hinüber zum Vogthaus und sehe dort den Herrn Kaiserlichen Notarius Hans Christian Roth zusammen mit dem Vogt und dem Bürgermeister reden, letzterer eifrig mit einem Schriftstück wedelnd. Darin schreibt der Herzog, daß er zu Martini heiraten möchte und zu seinem hochzeitlichen Ehrentag viel Wachleute und andere Trabanten brauche. „So ist mein Befehl aus Stadt und Amt Rosenfeld drei feine, ansehnliche, tapfere, nüchterne, geradgliedrige, mäßige, geschickte, scheidliche Männer zu schicken, die gut zu Fuß sind. Sie sollen alle in gleicher schwarzer Rüstung mit weißen Streifen und ebensolchen Handschuhen und Sturmhauben, wohl gebuzet sein. Zusätzlich müssen sie schwarze Hosen tragen und mit Feder- oder Knebelspießen und Seitengewehren gewappnet sein.“ „Unds Esse kriaget se au vom Herzog“, sagt Riekele vom Schaffenacker. Als ob das nicht selbstverständlich wäre!

Ich gehe weiter und rufe dem Keller vom Fruchtkasten einen Gruß zu, aber er

hört mich nicht, so viel hat er zu tun mit seinen Kastenknechten, mit Aufschreiben, Abladen, Auszählen, Eintragen der Getreidesäcke, die auf den hochgepackten Pferdefuhrwerken angekartt kommen.

Weiter drüben stehen die Armenkastenpfleger: der Uettelhäuser und der Daffler zusammen mit Veit Pankraz, dem Zimmermann, und besprechen sich eifrig. Hier geht's um den Bau des Diakonhauses, hier geht es um Geld. Um Geld, das man bei der Regierung aufnehmen mußte. 100 Gulden Schulden! Ist das nichts? Gott sei Dank, wir haben die Schuld noch ein Jahr gestundet bekommen“, sagt Hans Daffler, der Schneider, und beruhigt sich wieder und vertieft sich weiter in die Baupläne, die nun auch Veit Kißling, der Ziegler, angestrengt betrachtet.

Am unteren Tor steht mein Freund, der Jörg. Er ist erst seit kurzem in Rosenfeld, aber es gefällt ihm gut, und er weiß immer alle Neuigkeiten. „Jörg Pfeiffer“¹⁶⁾, frage ich ihn, „was wißt Ihr Neues?“ „Ihr kommt doch vom Markt, Ihr müßt's doch wissen“, sagt er, und als ich den Kopf schüttle, da erzählt er mir's. Den Metzger, den Joachim Batzger, hat der Wasenmeister in den Turm geworfen. Acht Tage muß er gefesselt am Boden liegen und kriegt nur Wasser und Brot. „Alles bloß, weil er a schlechte Kuh geschlachtet hat, und 10 Gulden muß'r au no an dr Armenkasche zahle“, schließt er befriedigt, denn der Metzger war gar nicht sein Freund.

Jörg der Torwart und ich schauen über das schöne Land, und er zeigt mir das außerhalb liegende Sonderseechenhaus, wo man die mit einer ansteckenden Krankheit behafteten isoliert. Erst gestern kam die Barbara Schmidin von Isingen hinein, mit

Klapper und Stab „tamquam mortuus“ (brügerlich tot) mit Aussatz behaftet.

Die Grundlage der Ernährung vor 400 Jahren und auch davor ist immer das Getreide gewesen, und daher wird auch in Rosenfeld z. Z. meines Spazierganges im Jahr 1576 anders gekocht als heute. Grob- oder feingeschrotetes Getreide, Gerste, Dinkel und Hirse werden in Wasser eingekocht und gesalzen. Mit Milch übergossen ist es das Kinderessen und das Frühstück. Zum Mittagessen kann man dies steifgewordene „Mues“ herausstechen und schmalzen (in Schmalz braten) und abends ist es wieder, die Mehlsuppe, die satt macht. Auch Mehlfäden aus Eiern und Milch sind bekannt. Mehlnöpfle hingegen werden in Salzwasser gekocht und mit Gemüse oder gekochtem Obst gegessen. Natürlich gibt es Fleisch, und das nicht wenig, aber nicht jeden Tag. Auch Geflügel und Wild werden auf die vielen Fest- und Sonntage beschränkt. An Gemüse kennt man den „Köhl“ (Kapus), der besonders gut in den alten Städten ohne Kanalisation in den Zwingerärten gedeiht, fleißig gedüngt mit ammoniakhaltigem Naturdünger (Fäkalien). Zum Schlachtfest im November ist es der „Welschköhl“ (Wirsing), der zusammen mit dem frischgekochten Wellfleisch besonders beliebt ist. Hier darf man auch nicht die Metzelsuppe vergessen, auf die sich alle schon wochenlang vorher freuen, und den „schwarzen Kuchen“ aus gerührtem frischen Blut, Schmalz, Milch, Eiern, Majoran und Salz, der heiß aus dem Ofen dampfend gegessen werden muß.

Doch das ist ein Winteressen. Heute, an einem Sommertag, frage ich Anna Sülzlin nach ihrem Speiseplan und höre sehr erfreut: „Brotsupp, grüne Bohnen und Speck, und am Abend Rettich und Brot und die Kinder Luckeleskäs.“

„Auf deutsch hat er gelesen“

Die Zuckerrübe ist noch nicht gezüchtet und die Kinder von Rosenfeld kennen kein „Bonbole“ und kaum Süßigkeiten. Das einzige, was wirklich süß ist, ist der Honig, aber den gibt's nicht so viel, wie die Kinder möchten. Nur süßes Obst und süße Beeren gibt's reichlich.

Am oberen Tor umringen mich die Lateinschüler und ein paar Scholaren. Denn nicht zu vergessen, Rosenfeld hat eine Lateinschule und schickt immer wieder den einen oder anderen seiner Söhne auf die hohe Schule nach Tübingen oder Prag, Wien oder Paris. Daß sich Rosenfeld dieses „geistige Klima“ leisten kann, ist ein Beweis für die Wirtschaftskraft dieser Landschaft und für den Wohlstand und die geistige Aufgeschlossenheit¹⁷⁾ der führenden Schicht dieser Stadt. Eine Lateinschule muß getragen werden von ein bis zwei Lehrkräften, die Anregungen von den Hochschulen bringen und die etwas von den geistigen Strömungen ihrer Zeit wissen.

Heute scheint es im Unterricht interessant gewesen zu sein, denn noch immer sind die Schüler ganz aufgeregt. „Auf deutsch hat er gelesen“, ruft einer, „dem Thomas Platter“¹⁸⁾ aus Basel seine Lebensgeschichte hat er vorgelesen auf deutsch, nicht lateinisch! Nun staune ich aber doch! Dem Platter seine Lebenserinnerungen, darin er erzählt vom Gänsesohlen, vom Betteln und vom Singen hinter vorgehaltener Hand, von den vielen Streichen, die er in seiner Scholarenzeit verübt hat. Das ist wirklich kein Vorbild für die Rosenfelder

Schüler! Der Kreis der Jugend kann sich ausschütten vor Lachen über meine Entrüstung. Sie finden es herrlich und freuen sich um so mehr auf die freie, die unbundene Studentenzeit. Zum Abschied zupft mich noch der junge Heinzelmann und teilt mir mit, daß er nun doch weiterstudieren kann, weil ihm die Stadt aus dem Armenkasten Geld für die Bücher zugesagt hat. „Und dann komm ich in eine Klosterschule“, schließt er und läuft den anderen nach, voller Freude und voller Leben.

Die Zukunft, denke, ich, was wird die Zukunft Rosenfelds sein? Und mit einem Schlage stehe ich wieder im Jahre 1976.

Quellennachweis: 1) Prof. Dr. Adalbert Klahr, Wien. 2) Prof. D. H-M Decker-Hauff, Festrede: Rosenfeld u. d. Familie Tafel. 3) Die Stadt Rosenfeld, Sonderdruck aus „Der Landkreis Balingen“. 4) BDA Tise Balg, Berlin, Vortrag Städtebausanierung. 5) Wie 3). 6) Alle aufgeführten Personennamen sind aus Urkunden des Archivs. 7) Abr. Hafner war 1575 Stadtknecht. 8) Weistum, Weisthum = Aussagen über geltendes Gewohnheitsrecht. Hilfs-wörtlich f. Historiker v. Haberkern-Wallnach. 9) Ehrbarkeit, schwäb. Ausdruck für die Personengruppe, die ein Ehrenamt trägt (vom germanische „bar“ = tragen). 10) Salzhändler. 11) Verordnung des Herzogs über Fleischpreise (Archiv). 12) Wie 3). 13) Dr. Baier „Preisend mit viel schönen Reden“. 14) Die Frauenbergs hatten im ganzen 15. und 16. Jahrhundert ein gutes Verhältnis zur Bürgerschaft und sind oft Paten. 15) Stehlins blieben bis nach dem 30jährigen Krieg in Rosenfeld, wanderten dann — genau wie die Tafels — weg. 16) Jörg Pfeiffer kommt von Horb und ist zu der Zeit Torhüter. 17) Prof. Dr. Decker-Hauff, Rosenfeld u. d. Familie Tafel. 18) Th. Platter (1499—1582) Humanist in Basel, schrieb die erste deutsche Selbstbiographie.

Die Stadtbefestigung des alten Ebingens

Von Dr. Walter Stettner

(Schluß)

Diese Burg beim Bürgerturm wird in unseren Urkunden nirgends mehr als Befestigungsanlage erwähnt. Sie dürfte ihre fortifikatorische Bedeutung im 12. oder 13. Jahrhundert gehabt haben ebenso wie die Burg auf dem Schloßfels. Wer die Burg angelegt hat, läßt sich mangels Urkunden nicht mehr sagen, sicher wurde sie vor der Stadtgründung benützt, stammt vermutlich aus dem 12. Jahrhundert.

Den Pulverturm kann ich nicht lokalisieren. Anscheinend wurden zeitweise mehrere oder alle Rondelle als Pulvertürme benützt, denn 1707 (während des spanischen Erbfolgekriegs, dessen Schauplatz auch unser Land war) werden „an den Rondellen oder Pulverhäusen“ Platten und Schindeln gestoßen.

Zur Ausbesserung der Mauern und Türme benötigte man große Mengen von Steinen. Viele hundert Wagen Bergsteine wurden an der Schwenninger Steige gebrochen, und wenn auch ein damaliger Wagen ein winziger Zwerg war gegenüber einem heutigen Laster, so muß doch durch das viele Brechen die Landschaft beträchtlich verändert und wohl auch verschandelt worden sein. Hin und wieder kaufte man auch Steine in Ostorf, bei deren Beiführung in Laufen und Lautlingen Weggeld bezahlt werden mußte, und Daugsteine in Lautlingen.

Schließlich ist noch ein Wort zum Landgraben zu sagen. Er verlief von der Marktstraße bis zum Spitalhof wie die heutige Lange Straße.

Name und Sache sind alt, von 1483 stammt mein ältester Beleg. Unser Landgraben gehört also nicht zu den Befestigungsanlagen, die am Anfang des Spanischen Erbfolgekrieges vom westlichen Bodenseeufer bis zur mittleren Alb errichtet wurden. Er muß früher eine deutliche Grenze markiert haben, ein noch im 17. und 18. Jahrhundert sichtbarer und instandgehaltener Einschnitt gewesen sein. 1627 gibt es

eine Stellfalle im Landgraben, 1652 werden these.

im Degerwang Buchen zur Einfassung des Landgrabens gefällt, 1673 werden Zimmerleute für das Flickens des Landgrabens bezahlt, 1684 wird er mit Bergsteinen eingefast. Noch 1786 wird eine steinerne Staffel in den Landgraben gefertigt. Bei Feuersbrünsten wurde durch den Landgraben der Mühlbach zur Marktstraße geleitet.

Beachtlich sind nun folgende Nachrichten aus den Stadtrechnungen: Am 21. April 1684 wurde mit den Bürgern ob dem Landgraben in der Stadt die Bitzer Steige in der Fron gemacht (ebenso wieder 10. August 1685); am 21. April 1685 mit den Bürgern unterm Landgraben die Schwenninger Steige (zu anderen Einsätzen wurden die Bürger aus der Oberen und aus der Unteren Vorstadt herangezogen). 1609—12 werden im Kauf- und Contractbuch etwa ein Dutzend Mal Häuser von Bürgern als „unterm Landgraben“ liegend gekennzeichnet, was so viel heißen will wie „in der Unterstadt liegend“. Der Landgraben war also ein Verteidigungsgraben, er gliederte noch lange die Bewohner der Stadt in zwei Teile. Vielleicht haben einmal zu seinen beiden Seiten Mauern die Ober- und die Unterstadt geschieden; beim Abbruch des einstigen Gasthauses zum „Pflug“ im Herbst 1974 konnten jedoch keine Spuren von Mauern beobachtet werden.

Möglicherweise ist der Landgraben ein kleines Überbleibsel von einer einstigen Teilung Ebingens. Eine Notiz von Gabelkoffer besagt, daß 1403 Graf Eberhard von Württemberg Agathe der Schwelherin, der Frau des Schenken Wilhelm von Staufenberg, seinen Teil an Ebingen versetzte. Demnach war Ebingen mindestens zeitweise geteilt, und es läßt sich leicht denken, daß der Landgraben die Scheidelinie gebildet hat. Sollte etwa einmal der obere Teil württembergisch, der untere Teil nellenburgisch gewesen sein? Das kann und will nicht mehr sein als eine gewagte Hypothese.

Die Kuh kalbt entweder ein „Stierle“ oder ein „Kuahkälble“, das ein „Rindle“ wird und zuletzt eine „Kalbin“, während das nicht „verschnittene“ Stierle ein „Hägele“ wird und dann der Zuchtstier ein „Haga“. Bei den Katzen gab es die „Kätzin“ und den „Rälling“, bei den Gänsen einen „Gänzger“. Die Hennen werden von dem „Gockeler“ bewacht usw.

Das Sieb, das man zum Reinigen des Getreides, der „Frucht“, brauchte, nannte man „Reiter“. Die „Gelte“, die die Bäuerin zum Waschen benötigte, war kein Eimer oder Zuber, kein Kübel oder Butte, sondern ein größeres Gefäß, eine „Wäschgelt“ mit Handhaben. Wenn in den „Kratten“ (tiefer Weidenkorb, Mehrzahl Krätta) Holz „gebeigt“ wird, kann man einen „Spreißä“ (kleinen Holzsplitter) in den Finger oder in die Hand bekommen. Im „Gutter“, einer enghalsigen, bauchigen Flasche, wurden Bohnen eingemacht oder in einem großen „Gutter“ Essig hergestellt, während dann ein Arzneifläschle meist „Gütterle“ genannt wurde. Um das festgestampfte Heu auf dem „Barn“ herauszurufen, bediente man sich des „Heuliechers“, eines starken eisernen Hakens. Das Ausrufen des Flachses, der Rüben geschah durch „liechen“ (ein uraltes, einst starkes Zeitwort). Den Garten muß man heute noch „schoren“, mit dem Spaten umgraben. Dieses Wort ist noch im Hochdeutschen in Pflugschar erhalten und steckt auch in „Schermaus“.

Aus dem Alltag

Ein recht selten gewordenes Wörtchen ist „keia“, „g'heia“, das in unserer Mundart vierfache Bedeutung haben kann. Einmal kann es so viel bedeuten wie fallen („Er ischt schiergar in Dreck g'heit“, „Dia Freud ischt mir ins Wasser g'heit“) und so viel wie werfen (s'Geld zuam Fenschter raus g'heia“), zum dritten wie ärgern („Dös hat mi elend g'heit“) und dann noch reuen („Dös hot en gottsträflich g'heit“). Die vierte Bedeutung hat sich aus der dritten entwickelt, während die beiden andern Bedeutungen nach Brechenmacher eine schicksalsreiche Vergangenheit hinter sich haben, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Ähnlich ist es mit „letz“ (gesprochen „lätz“). Wenn etwas schief geht, üble Folgen hat, so steht es „letz“ („O letz, Jakob!“ „Dös ischt a ganz Letzer“). Daneben findet es sich auch in der Bedeutung von links, verkehrt, unrichtig: „Dr hot Schuah letz anzoga“.

Ein Weg, der steil nach oben führt, ist „gäh“: „Es goht gäh nuff“ — oder „gäh naa“. Die Mutter kann dem Kind nachrufen „lauf guetig“ (schnell) oder „fang a'fanga (allmählich, schon) a!“. Sehr oft wird das Zahladverb oder Zahladjektiv „gotzig“ gebraucht: „Mei gotzige (= einzige) Tochter“, „koa gotzigsmol“. Dahinter steckt das alte schöne Eigenschaftswort „gott(es)einzig“. Wir Schwaben haben ja die Gewohnheit, die Verstärkung eines Begriffes durch Zusammensetzung mit kräftigen Dingwörtern zu bewirken (steinalt, kreuzfidel, blitzdumm usw.). So nimmt man zur Verstärkung das seine Wirkung nie verfehlende Wort „Gott“: Gottsmillionisch, gottsträflich, er hat einen gottsallmächtigen Rausch.

Eine gemeinschwäbische Redensart ist „s tuat mer and“ (weh) (mhd. ande, noch Substantiv, durch Kränkung verursachte schmerzliche Gefühle, jetzt ein hübsches Adverb). Wer nicht hört oder nicht hören will, ist ein „dosauriger Siech“ (von „dossen“, „dösen“ und „Ohr“). „Hot diar eppe

Aus der heimischen Mundart

Laufend gelangen heute zahlreiche fremde Worte in unsere Sprache. Oft werden sie schon von unseren Kleinen aufgefangen und im Spiel verwendet. So spielen sie „Cowboy“, „trimmen“ sich und sind „fit“. Umgekehrt verschwinden in unserer schnelllebigen Zeit ständig mundartliche Ausdrücke durch den Strukturwandel der bäuerlichen Gesellschaft und unserer gesamten Bevölkerung oder werden sie in blassen Mode- und Schlagwörtern in den Hintergrund gedrängt. Und doch ist die Mundart die älteste Form unserer Sprache, die die Volksseele in ihrer ganzen Gemüts- tiefe und Innerlichkeit in ein sprachliches Gewand hüllt. Manche mundartlichen Ausdrücke können nur schwer oder kaum durch ein hochdeutsches Wort ersetzt werden.

Im folgenden soll nun die schon früher Ausdrücke, Sprichwörter und Redensarten

unserer heimischen Mundart erweitert werden. Siehe dazu auch die früheren Nummern unserer Heimatkundlichen Blätter: 1970 S. 819, 1971 S. 839 und 1974 S. 971. Sie sollen uns eine Mitgift unserer Heimat sein!

Aus dem bäuerlichen Leben

In vielen Jahrhunderten wurden von unseren bäuerlichen Vorfahren treffende Ausdrücke geschaffen. Erfahrungen und Weisheiten von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben. Die Haustiere wurden genau voneinander unterschieden. Ein junges Pferd war und ist heute noch ein „Fille“.

epper eppes dau?" ist eine Scherzfrage, in der drei Wortglieder stecken und zwar in epe etewa, in epper etewer und in eppes etewaß = irgendwo, jemand und irgend ein Ding: „I gang epe“ (mit offenem e), „s kommt epper“ (geschlossenes e), „I hau eppes“. Sebastian Sailer spricht von seinem Adam als einem „koinützigen Limmel“ (verkürzt heute „koanzig“, ursprünglich „kein-, nichts-nützig“). Wir gebrauchen das Wort für „abgeschlagen“, für schelmische Gewohnheiten eines Menschen. Ist er aber zahm, unterwürfig, in die Schranken gewiesen, so ist er „degenmäßig“ („Er ist ganz degenmäßig gsei“, „degenmäßig nagsessa“). Mit einem andern ist „schlecht Kirscha essa“, „aparte wenn er a Glas z'veil hot“. „A parte“ stammt aus einer Zeit, wo „a parte“ noch ein häufig gebrauchter Rest der Lateinschulbildung war (vergl. „I be mit ihm per Du“). Ist es jemand schwindlig, ist er benommen, so ist ihm „durmlig“, er „durmet“ (taumelt) umher.

Für Tätigkeiten

Auch für viele Tätigkeiten hat unsere Mundart eigene Bezeichnungen. Kleine Kinder muß man „krätza“, „krätzebuckla“ (mit langem ä), auf dem Rücken tragen, wie einst der Hausierer seine „Krätze“ (Rückengestell, Rückenkorb mit Tragbändern) getragen hat (englisch crate = Korb). Die Mutter „fummelt“ das Geschirr, reibt es blank, macht es durch Reiben glänzend. Wenn der Mann arbeitet und die Frau festet, „battet es niena naa“, kann es nicht nützen. Aber „Drei Wäga Misch uff oin Fleck, des kaa batta“. Doch „ma kaa sich vermoon“, Dinge falsch sehen und deuten, auch wenn man noch so sehr „fuchtel“ (mit den Armen in der Luft umherfährt) (ursprünglich mit der „Fuchtel“ = einer Art Degen). „Batschweiber“ (langes a) schwatzen breit, lang und finden kein Ende (vergl. batschen, patschen, Patscher mit kurzem a, lautmalend). Dem „Malefzibua kaa mer nonz verstecka, der verlickert alles“ (findet, bringt alles heraus). „Verlickern“ ist verwandt mit „verlechern“, vor Trockenheit rissig werden und Flüssigkeiten durchlassend. Wer etwas verlickert, kann sozusagen durch eine Spalte durchsehen. Hat er es nicht verlickert, so „durkustert“ er alles (durchsucht, durchstöbert). Es hat ihm aber schon vorher „dodderet“ oder „bitzelt“. Schlägt man auf ein loses Blech, dann „schätteret“ es, „hiechts kerig“.

Hat einer gut gegessen und es stößt ihm wohlthuend auf, so „koppet“ er. Wer aber einen bösen Husten hat, der „kotzet“ und ist ein „baiser Kotzer“ (das Wort wird auch für weniger schöne Tätigkeiten gebraucht). Stößt einer beim Sprechen an, so „schatzget“ er an etwas herum. Es kann auch einer „scheps“ schauen (schief schauen, spielen). Ein anderer hat den Hut „scheps“ auf. Ist einer krank gewesen und kann noch nicht voll seiner Arbeit nachgehen, dann „hodderet“ er so umeinander. Schwächliche Kinder werden als „hollaos“ bezeichnet: „Dös ist aber a hollaos Këndle oder Tröpfle“. Ein Erwachsener aber, der unregelmäßig lebt, überall herumstreicht und oft nicht Wort hält, nennt man „a hollauser Denger“. Wo kleine Hautwunden heilen, bildet sich Schorf, bilden sich „Rufa“ (Rufagsicht, Rufamaul). Es kann aber auch einer „Rufen“ (Schulden) in einer Wirtschaft oder in einem Geschäft haben.

Ein hübsches Wort für Flecken, Wundmal, Narbe, Muttermal ist „Mos“ (langes

nasales o) (mosiges Obst, Kartoffeln). Aber auch der Ruf eines Menschen kann „Mosa“ (Masen) haben. Der Name „Bild“ kann in der Mundart auch eine lebende Gestalt, eine Person bezeichnen: „A Mannsbild“, „a Weibsbild“. Allerdings hat „Weibsbild“ einen mehr verächtlichen Sinn angenommen, da der Kampf der Wörter Weib und Frau zugunsten von „Frau“ entschieden wurde. Wenn Frauen in ein „Scheeßle“, einen Kinderwagen, schauen, in dem sich ein Kleinkind befindet, so kann man z. B. hören: „Dös Kindle ischt seim Vadder wie aus em Gesicht raus gschnitta“. Zwei batschende Frauen schauen einer anderen Frau nach: „Dia kaa ihr Gschlecht au it verleugna“, von einem Mann: „Dear hots gleich Glaif (Gang) wie sei Vadder“. Eine doppelte Verneinung gilt in der Mundart als Bejahung: „I hao no niea nonz verlaura“ (verloren), oder: „I hao no niea koine Schläg kriegt“. Am Zahlwort „zwei“ wird in der Mundart sogar das Geschlecht unterschieden, nämlich männlich „zwee Buaba“, „zwee Wäga“, weiblich „zwua Frau“, „zwua Deckena“ und sächlich „zwoi Kender“, „zwoi Fenschter“ usw. Unsere Mundart ist also hier viel reicher als das Hochdeutsche. Diese Unterscheidung des Geschlechts ist uralt.

Schimpfnamen

Sehr zahlreich sind in der Mundart die Schimpfnamen. Dazu nur wenige Beispiele. Eine Schlinge oder eine Masche beim Stricken, die auch hinabrutschen kann, wird „Schlaufe“ genannt. Es gibt aber auch unter den weiblichen Personen „baise Schlaufa“, „baise Ragutscher“, unter den Männern „Drallewatsch“, „Tralle“ oder „Trallare“. Ein anderer macht „Fiesemadendle“ (unpassende Nebensächlichkeiten, Kleinigkeiten). „Es ischt dr gleich Trialer“ usw. Wir sehen überall: ein Wortschatz voller Ur-tümlichkeit.

Redensarten

Und wie reich ist unsere Mundart an treffenden Redensarten. Auch dazu nur einige Beispiele. Zwei ältere Menschen unterhalten sich über das Nachlassen der Kräfte. Da meint einer: „Ma wud alt ond lot“ = läßt nach. Was das Sparen anbelangt, kann man hören: „Bei dr Reicha kaa ma Spara lerna“. Dreht es sich um unsichere Geschäfte oder um verlockende Angebote, dann werden oft die Worte gebraucht: „Dr Spatz in dr Ha(n)d isch mer liaber wie Taub uffem Dach“ oder „Ma kauft koa Katz em Sack“. Auch dem Gscheitesten gelingt nicht immer alles und der erhoffte Erfolg bleibt ihm aus: „Au dr gschreitsta Katz kommt amol a Maus naus“, auch „wenn er drenn ischt wie dr Nussamaa“. Übernimmt sich jemand in seinem Können und Wollen und erleidet dabei völliges Versagen, dann kann man die Redensart hören: „A Maus hot no niea koa Katz gressa“. Läßt jemand eine Unordnung zurück: „Dear lauft dervo wie Sau vom Trog“. Ist einer geizig und kann nicht genug kriegen, so sagt man: „Dear hebst Bett a feif Zipfel“. „Wenn dr dös it gnuag ischt, no schecktscht dr an Steckta derzu“. Ein schöner Vergleich ist in den Worten: „Dia

schloapfts daher wie Katz d Jonge“. „Wie ma en d Wald nei schreit, so hallts wider“ und „S zählt se alles uff dr Welt no Schulda ist“. So zeigt sich in den Redensarten viel Volksweisheit, die auf reicher Erfahrung gründet.

Literatur: J. K. Brechenmacher: Schwäbische Sprachkunde. Fischer-Pfleiderer: Schwäbisches Wörterbuch.

Die Felsennelke

Dianthus caesius

Am äußersten Felsrand unmittelbar über dem Absturz wiegen sich oft schon im Juni („Pfungstnägele“) die wohlriechenden Sträuße der Felsennelke. Ihre Blätter und Stengel sind wie beim Bergtäschelkraut bläulichgrau überlaufen, daher die Bezeichnung caesius. Es ist ein hechtblauer Reif, eine Wachs Ausscheidung, die die Verdunstung herabsetzt. Um senkrechter Sonnenbestrahlung auf den heißen Felsen auszuweichen, richtet unsere Nelke die Spitze ihrer linearen Blätter steil nach oben. Als Tagfalterblume lockt sie mit ihrer feuerroten Farbe und ihrem Gewürzduft die Insekten an. Das schöne Pflänzchen ist schutzbedürftig. Wir suchen es nach Möglichkeit zu erhalten und vor gedankenlosen Zugriffen zu schützen. Mit unserem Geschlecht sollen die Wahrzeichen unserer Felsenbewohner nicht vergehen.

Fritz Scheerer



Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 23

31. August 1976

Nr. 8

Von unserer Wirk- und Strickwarenindustrie in der Zeit vor 1900

Von Fritz Scheerer

Vorbemerkung: Zu diesem Thema wird auf frühere Veröffentlichungen in den Heimatkundlichen Blättern hingewiesen: „Die wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Kreises vor 100 Jahren“, 1954 S. 47 ff. von Fritz Scheerer. „Von der Werkstatt zur Fabrik“, 1958 S. 213 ff. von Dr. Walter Stettner. „Beginn der Industrialisierung in unserer Heimat“, 1965 S. 539 ff. von Fritz Scheerer. Die folgenden Ausführungen wollen hierzu Ergänzungen sein.

Friedrich Naumanns Diagnose der süddeutschen Industrie (1912 niedergeschrieben) gilt uneingeschränkt auch für die Wirk- und Strickwarenindustrie unseres Raumes: „Die natürlichen Voraussetzungen sind im Süden gering. Fast alles dort verarbeitete Material muß von außen herangeholt werden. Nachdem eine Fabrik gebaut und eingerichtet ist, ist sie in sehr vielen Fällen eine Art Kolonie, in der Auslandsstoffe mit Auslandskohle zu Auslandsware veredelt werden. Das Einheimische dabei sind allein die Menschen. Diese wollen hier leben und arbeiten, und ihr Heimatwille zwingt dann den Produktionsvorgang zu ihnen hinein. Es geht alles etwas schwerer als am Niederrhein oder selbst in Sachsen, denn dort gab es wenigstens für den Anfang Kohlen und auch Erz. Die süddeutsche gewerbliche Entwicklung ist ein Ergebnis von Energie und Biegsamkeit. Darin liegt das Interessante und Feine.“¹⁾

Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein stellte unser Raum, von den Gewerben in Balingen und Ebingen abgesehen, ein Agrarland dar mit einer von der Agrarwirtschaft lebenden Bevölkerung. Dann weist unser Raum bei einer Höhenlage bis 1000 m (Lemberg 1015 m, Plettenberg 1005 m) vor allem auf dem Großen Heuberg, der Hardt und der Zollernalb gegenüber dem Unterland ungünstige natürliche Erzeugungsbedingungen auf. Hinzu kommt noch, daß als Folge der seit Jahrhunderten üblichen Erbteilung des Besitzes (Realteilung) größtenteils Klein- und Kleinstbetriebe vorherrschten, deren Wirtschaftsfläche in zahlreiche, oft weit auseinanderliegende, manchmal bis 200 m höher als der Wohnort gelegene Parzellen aufgesplittert war. Die meisten Bewohner waren daher nicht reich gesegnet mit irdischen Gütern. So standen am Rand der Dörfer eng ineinandergeschachtelt die kleinen Häuschen der landarmen Tagelöhner. In manchen Dörfern reihten die sich zu langen „Seldnergassen“ (Roßwangen, Laufen usw.). Winterlingen, das im 18. Jahrhundert als „die ärmste Gemeinde weit und breit“ galt, hatte besonders viele Seldnerhäuslein.²⁾ In Tailfingen wird im 18. Jahrhundert über die enormen Ausgaben für Almosenempfänger geklagt.³⁾ Traten dann noch Mißernten ein, so war die Not sehr groß. Besonders schlimm waren die Hungerjahre 1846/47.

„Durch die Fäulnis der Kartoffel war die Not so gestiegen, daß der Scheffel Kernen 36 Gulden (fl.), Dinkel 17 fl., Gerste 29 fl. und das Simri Kartoffeln 2 fl. kostete. Der achtpfündige Laib Brot kostete 5 Kreuzer“. Allüberall mußten für die notleidende Bevölkerung Suppenanstalten eingerichtet werden (Balingen „Suppengasse“!). „Man hat bis Weihnachten lauter Stroh gefüttert, man hat ein wenig Heu dazugetan, das man kaum gesehen hat unter dem Stroh.“⁴⁾ Wenn eine Familie das ganze Jahr Brot zu essen hatte, war dies ein Maßstab für Reichtum.

Auswanderung

Die wirtschaftliche Not in den Jahren 1847–1854 trieb etwa zehn Prozent der Gesamtbevölkerung zur Auswanderung. Große Kreise, wie schon angeführt, mußten mit Lebensmitteln versorgt werden oder waren auf öffentliche Fürsorge angewiesen. Der heimatische Boden konnte nur einen Teil der Bevölkerung ernähren, die durch Geburtenüberschuß sehr stark angewachsen war. Große Auswanderungen waren 1845–1855 und 1870–1890. In dem kleinen, dem Oberamt Balingen benachbarten Oberamt Spaichingen wanderten von 1817 bis 1890 6134 Personen aus. Die Bevölkerungszahl beispielsweise von Ratshausen gingen vom Jahr 1852 mit 722 bis 1900 auf 485 (–33%) zurück, die von Weilen u. d. R. von 364 auf 280 Einwohner (–23%). Pfefingen hatte 1871 1001 Einwohner, 1900 trotz starker Geburtenzahlen nur noch 872 (–11%). In einer Zusammenstellung für die 64 württembergischen Bezirke steht nach der Stärke der Auswanderung in dieser Periode der Bezirk Balingen an 20., Tuttlingen an 24. und Spaichingen an 31. Stelle. Erst als sich die Industrie bemerkbar machte, nahmen diese Orte wieder zu.

Standortnachteile und Hindernisse für Industrialisierung

Württembergs Industrialisierung, vor allem auch der Industrialisierung unseres Raumes, standen gravierende Hemmnisse entgegen. Bis auf Steinsalzlager, Stein- und Tonvorkommen verfügt der Zollernalbkreis über keine größeren Vorräte an Bodenschätzen.⁵⁾ Es fehlen Kohle und Eisen, die Basis-Rohstoffe der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Der Holzreichtum unserer Wälder konnte den Kohlenverbrauch nicht ausgleichen. Kohle war zu Beginn des 19. Jahrhunderts der wichtigste Energieträger. Wer nicht auf Kohle umsteigen konnte, mußte hohe Holzpreise zahlen. Der Bezug des „schwarzen Goldes“ war für Gedeihen der Industrie unumgänglich. „Nicht die Dampfmaschine zog die Kohle ins Land, sondern erst die billige Kohle

machte die Dampfmaschine in Württemberg heimisch.“⁶⁾

Zur Rohstoffarmut kam die verkehrsun günstige Lage. Schiffbare und billige Wasserstraßen, die die Verkehrsströme auf sich lenken, fehlten. Der Güterverkehr konnte sich auch noch nicht auf die Schiene verlagern, da die Bahn Tübingen–Balingen–Sigmaringen erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts (1878) vollendet war. Der Talgang bekam erst 1901 den Anschluß an das Bahnnetz. Ähnlich ist es mit der Hohenzollerischen Landesbahn, die zwischen 1899 und 1912 gebaut wurde. Erst mit dem Bahnanschluß trat die endgültige Wende ein. Nun konnte auch die Enge des bisherigen Absatzmarktes die Grenzen mehr und mehr ausdehnen.

Jetzt erfolgten die Firmengründungen (s. unten) und zwar nicht nur in der Textilindustrie, sondern auch in der Schuhbranche (Falkenstein 1850, Georg Strasser 1858, Hauweisen später Mercedes 1852, alle in Balingen) und der Metallindustrie (Theodor Groz 1852, August Sauter 1856, beide in Ebingen und durch Andreas Bizer 1866, später Bizerba in Balingen und schon 1845 Gottlieb Kern).

Die Unternehmer bemühten sich zunächst im Verwandten- und Bekanntenkreis um Kredite, dann kamen die Gewerbebanken, später Volksbanken (Balingen und Ebingen 1865, Hohenzollerische Landesbank 1834 durch den Fürsten Karl von Sigmaringen). Hinzu kam die Förderung der Industrie durch König Wilhelm I. und die Regierung, in Hohenzollern durch Preußen. Um die drückende Kreditnot zu beheben, wurden Investitionsbeihilfen gewährt und die Institute ins Leben gerufen. Die Hohenzollerische Landesbank dehnte sich 1855 auf die damaligen Oberämter Hechingen und Haigerloch aus.

Gewerbe vor Industrialisierung

Durch die Not auf den Bergen an ein karges Leben und an unermüdete Arbeit gewöhnt, mußten die Menschen des Heubergs und der Zollernalb immer wieder nichtbäuerliche Arbeit suchen. Die Weberei wurde ein Gewerbe der armen Leute. Im Winter wurde von den Männern vornehmlich Heimarbeit auf den Webstühlen, teils für Hechinger Unternehmer, betrieben. „Bürger und Weber“, „Bauer und Weber“ sind vielfach die gewöhnlichen Berufsbezeichnungen. In Tieringen zählte man 1835 72 Weber, in Oberdisheim 25, in Schömberg 33 und 1852 in Obernheim 114, in Ratshausen 41, in Tieringen 85, in Weilen 38.⁷⁾ In vielen ländlichen Orten arbeiteten noch bis vor dem Ersten Weltkrieg einige Handleineweber, wie in Obernheim. In

Nusplingen ist der letzte Weber 1945 gestorben.

In den meisten Dörfern surrten von fleißigen Händen bedient die Spinnräder. Das Spinnen der Frauen und Mägde wird schon 1529 in der Ordnung des Leidringer Dinghofes beschrieben. Von 1652 liegt die Spinnordnung der für Schloß Werenwag in Unterdigheim arbeitenden Tagelöhnerfrauen vor, nach der der Lohn neben etwas Brot für 1 Pfund Rauhwerk 3 Kreuzer, für 1 Pfund Hanfreißen 6 Kreuzer, für 1 Pfund Flachsbrechen 6 Kreuzer betrug.⁸⁾

Durch Hugenotten, die von Calw aus Niederlassungen in Balingen und Ebingen errichtet hatten, wurde in den beiden Städten die Strumpfwirkerei eingeführt.⁹⁾ Im Talgang und auf dem Heuberg wurden Kamm- und Streichgarne von Hand gefertigt. Zur Blütezeit der Strumpfwirkerei standen in Ebingen und Umgebung über 700 Strumpfwebstühle. 1810 wurde Ware im Wert von 20 000 fl. nach Oberschwaben, der Schweiz, nach Bayern, Frankfurt und Holland verkauft. Den Vertrieb besorgten jeweils nur wenige Meister. Die 1831 genannten „Strumpffabrikanten“ beschäftigten nur 3 bis 8 Personen in ihrer „Fabrik“. Die meisten Strümpfe wurden in Heimarbeit hergestellt. Um 1800 wurden dann die eisernen Strumpfwebstühle größtenteils zur Herstellung von Kinderhauben verwendet. Durch die 1836 aus Belgien eingeführte Rundwirkmaschine wurden die Handwebstühle verdrängt und zugleich die Wolle durch Baumwolle ersetzt.

Die Versuche um 1750, Baumwollspinnereien einzurichten, schlugen in Nusplingen fehl, weil der angebliche Schweizer Fabrikant verschwand. Auch durch den Hofaktor Mayer-Levi von Hechingen und den Konstanzer Rentamtman David Hürklein konnte die Spinnerei nicht gerettet werden. Der Engstlatler Schmied Johs. Weber mußte 1786 auf Einspruch der Zeugfabrik in Sulz die von ihm eröffnete Baumwollspinnerei wieder schließen.

Für die aus der Zeugmacherei hervorgegangene Manchester- oder Samtfabrikation wird auf die Heimatkundlichen Blätter vom Mai 1958 und der folgenden Monate verwiesen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es in Württemberg gut ein halbes Dutzend industriell organisierte private Fabrikunternehmen. Darunter war die Ebinger Baumwollsamtmannufaktur von 1806. Dies waren aber noch keine Fabriken im heutigen Sinn, denn die Industrialisierung war damals in Württemberg noch durch eine Rückständigkeit aufgehalten, obwohl das Land der technischen „Tüftler“ bereits Ende des 18. Jahrhunderts vielbewunderte Erfindergenie wie den Mechanikerpfarrer Philipp Matthäus Hahn (1739–1790) hervorgebracht hatte. Das Vorherrschen der handwerklichen Produktion bedingte zwangsläufig, daß technisch versierte und geschulte Unternehmer dünn gesät waren,

die moderne Maschinen bedienen konnten. Dazu kam Handwerkerstolz, der es dem Zunfthandwerker schwer machte, eine Fabrikarbeit anzunehmen. Selbst bei der Regierung fanden 1828 noch die Forderungen des progressiven Stuttgarter Stellerrats Moriz Mohl nach zügigem Aufbau einer eigenen Industrie wenig Gehör. Man räumte immer noch der Landwirtschaft, den traditionellen Gewerben und dem Handel gleichermaßen Vorrang ein. „Württemberg muß mehr als bisher und vielseitiger als bisher ein fabriozierender Staat werden.“¹⁰⁾ Die Gewerbe der Zeugmacher, Tuchmacher, Färber, Bortenwirker wurden handwerksmäßig betrieben. Einige Zeit wurde in Bitz Weißstickerei, in Nusplingen Tamburinstickerei, auf weiten Teilen der Alb Musselinstickerei in Heimarbeit ausgeführt.

Auf dem Großen Heuberg war das **Bauhandwerk** stark vertreten. So saßen 1852 in Schörzingen 111, in Deilingen 75, in Ratshausen 72, in Obernheim 43, in Nusplingen 29, in Schömberg 31 Maurer, Zimmerleute und Gipser, von denen die meisten während des Sommers auswärts als Saisonarbeiter ihren Verdienst fanden. Sie wanderten bis in die Schweiz und nach Frankreich. Für die Wintermonate kehrten sie in ihre Heimatorte zurück, um dort in der Waldarbeit oder in Heimarbeit etwas dazu zu verdienen. Die Frauen webten auf Bestellung für Kaufleute Bettzeug und Schürzenstoffe. Mädchen und junge Frauen verdingten sich als Helferinnen bei der Ernte im Breisgau oder bei der Hopfenernte um Rotenburg. Nicht selten war in einem der genannten Orte ein Junge aus der großen Kinderschar der Familie als Hirtenjunge nach Oberschwaben verdingt.

Die Gründerzeit

Innerhalb eines Jahrhunderts hat sich in unserem Raum eine wirtschaftlich-soziale Revolution vollzogen. Es ist die Industrie, die mit ihrer enormen Produktivität ein neues Zeitalter heraufführte. Voraussetzungen und Antriebskräfte waren einmal die maschinelle Technik und die Gewerbefreiheit, dann die Zollunion der deutschen Länder und die raumerschließende Kraft der Eisenbahn, die beide zusammen an die Stelle der Heimatbedürfnisse der Territoriumswirtschaften als Ziel und Ausrichtung des Gewerbes den deutschen Markt, ja den Weltmarkt als Ziel gesetzt haben. Aus dem Bauernland wurde ein Industrieraum, dessen einziger Reichtum seine Menschen sind, ihr Fleiß, ihre Beharrlichkeit, dann der Wagemut und Selbstständigkeitsdrang der Unternehmer. Mit einer Ausnahme, der Makospinnerei Karlstal, Heinrich Meyer KG. in Haigerloch, die ihre Entstehung 1839 dem Sigmaringer Fürsten Karl zu verdanken hat (daher der Name Karlstal), sind sämtliche Textilbetriebsgründungen in unserem Raum der privaten Initiative zu verdanken.

Verständlicherweise suchten die ersten Industriebetriebe an bereits vorhandene gewerbliche oder hauswerkliche Fertigkeiten anzuknüpfen, wobei sich die seit altersher betriebene Hausweberei und das Stricken anboten (s. oben). In Balingen und Hechingen kam das industrielle Werden zunächst nicht zum Tragen. In Hechingen lag es an der „Hofluft“, an der Ausrichtung des Gewerbes auf die Bedürfnisse des Hofes, von dem es zehrte. Auch in Balingen gewann die Industrie erst später als in Ebingen an Bedeutung. Das höchentwickelte Handwerk und die Stellung als Marktort innerhalb eines stark landwirtschaftlich orientierten Gebietes ließen die Entwicklung einer Industrie zunächst als nicht unbedingt notwendig erscheinen. Um 1850 war aber dieses Handwerk sehr stark übersetzt, so daß Abhilfe nötig war.

Die ersten Firmengründungen

Die älteste Textilfabrik des einstigen Kreises **Hechingen** ist ein ursprünglich herrschaftlicher Betrieb, die Spinnerei Karlstal (1839). Sie lieferte den größten Teil ihrer Garne an die Hausweber der umliegenden Ortschaften. Da sich das Unternehmen, als die Baumwollimporteure während des amerikanischen Bürgerkriegs ins Stokken kamen und sich die Preise für Rohbaumwolle vervielfachten, betrieb die fürstliche Hofkammer den Verkauf. 1866 ging dann die Spinnerei in Privatbesitz über. Das jüdische Handelshaus B. Baruch in Hechingen fing mit der Beschäftigung von Hauswebern im Lohn an und errichtete Ende der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Fabrik mit mechanischen Webstühlen. Daneben arbeiteten Hunderte von Hauswebern im Hohenzollerischen und im benachbarten Württemberg für diese Firma. Bald war auch der ungleiche Kampf zwischen Leinen und Baumwolle zugunsten der subtropischen Faser entschieden. 1855 ließ die Firma die erste Dampfmaschine in Hohenzollern aufstellen. Die ältesten Unternehmen der Hechinger Wirkwarenindustrie bestehen heute nicht mehr. Entweder liquidierten sie (Liebmann und Levi, David Levi) oder wurden sie in der nationalsozialistischen Zeit „arisiert“ (Löwengard und Levi). Die 1833 gegründete Firma J. Heilbronner & Söhne (heute Koblenzer), zunächst als Weberei betrieben, wurde 1892 in eine Trikotfabrik umgewandelt.

Eng und vielschichtig war die Verbindung dieser Firmen zum Industrieraum Ebingen-Tailfingen. Die Hechinger jüdischen Handelshäuser traten gegenüber Tailfingen und Onstmettinger Trikotwirker als „Verleger“ auf, beschafften die Rohstoffe und ließen die Ware als Heimarbeit im Lohn herstellen, bis die Lohnwirker sich selbständig machten und ein eigenes Unternehmen gründeten (s. Tailfingen).

In **Ebingen** ging die Trikotfabrikation aus der Strumpfwirkerei hervor, die hier um die 1830er und 40er Jahre ihre Blütezeit hatte, „wo in jenen Jahren über 300 Strumpfwirkstühle liefen.“¹¹⁾ Die Strumpf- und die Korsettweberei nahmen nach Einführung des Rundwirkstuhles schnell ab. 1836 stellte nämlich Johannes Maute zum Löwen in Ebingen den ersten Rundstuhl in Deutschland auf. Dies wurde dann der eigentliche Anfang der Trikotfabrikation. In Tailfingen war es Jakob Gosner, der dort 1853 den ersten Rundstuhl aufstellte und zu diesem Zweck von der K. Zentralstelle für Handel und Gewerbe einen Beitrag von 50 fl. erhielt.

In Ebingen bestanden 1878 17 „Strick-, Strumpf- und Tricotwaren-Fabricationsgeschäfte“, von denen aber heute nur noch wenige bestehen (Jakob Ott zur Brücke, heute Wühotri, Gottlieb Maag heute Erwin und Hugo Blickle). In den 80er Jahren kamen weitere hinzu, wie Christian Ludwig Maag oder Friedrich Haux (Gebr. Haux), in den folgenden Jahrzehnten noch andere. 1881 bestanden in Tailfingen noch 97 Strumpfwebereien, 1890 aber nur noch 2, dagegen 124 Trikotwirkereien. Von diesen waren aber die meisten hausindustrielle und nur wenige größere Betriebe. Es waren meist Lohnbetriebe für Balingen (C. F. Behr), Ebinger (Friedrich Binder) oder Hechinger Fabrikanten (s. oben). Diese lieferten das Garn. In der Hauptsache wurden Herrenunterhosen, später auch Hemden gefertigt.

Die Preise für moderne englische Textilmaschinen waren in den 60er Jahren sehr gesunken. So konnten im Laufe der Zeit die Rundstühle abverdient werden und gingen in den Besitz der Trikotweber über. Durch Vermehrung der Maschinen erhöhte

Einige Anmerkungen: ¹⁾ Süddeutsche Monatshefte 1912/13, S. 119. ²⁾ Hebeisen, Gustav: Ein Gutachten über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Herrschaft Straßberg, 1925. ³⁾ Bitzer, Ernst: In dem Tailfinger Heimatbuch, 1953, S. 153. ⁴⁾ Ebenda, S. 123. ⁵⁾ Bräuhäuser, Manfred: Die Bodenschätze Württembergs, 1912. ⁶⁾ Boelke, W. A.: Wege und Probleme des industriellen Wachstums, 1973. In Zeitschr. f. württ. Landesgeschichte. ⁷⁾ Statistische Übersicht über den Gewerbestand 1832 und 1852. ⁸⁾ L. B. 8 Bü 1219. ⁹⁾ Mohl, M.: Über die württembergische Gewerbeindustrie, 1828, S. 103. ¹⁰⁾ Maag, F.: Die Ebinger Trikotindustrie, Schwäb. Merkur, 1928. ¹¹⁾ Scheerer, Fritz: Beginn der Industrialisierung. In Heimatk. Blätter März 1965. ¹²⁾ StAL.E. 170 Nr. 272. ¹³⁾ Kreisbeschreibung Balingen, Bd. II, S. 267. ¹⁴⁾ Mayer, Emil: Die Entwicklung der Tailfinger Metallindustrie. In Tailfinger Heimatbuch, S. 377 ff.

sich die Leistung. **Tailfingen** wurde nun ein Zentrum der Strickerei und Wirkerei. All die vielen Firmen hier aufzuführen, würde zu weit führen.¹¹ Nur die älteste, die heute noch besteht, soll stellvertretend für alle genannt werden: M. Conzelmann, gegründet 1860. Gründer der Firma war Martin Conzelmann (1835—1912). Er war einer der ersten Industriepioniere des einstigen Kreises Balingen.

Nach dem Krieg von 1870/71 hat in **Balingen** Carl Friedrich Behr, damals 23 Jahre alt, in Nebenräumen seines elterlichen Manufakturwaren-Geschäftes mit der Fabrikation konfektionierter Unterwäsche begonnen und damit den Grund gelegt zu seinen später so bedeutenden Trikotwarenfabriken. Eine Reihe gleichartiger Betriebe in und um Balingen hat von diesem Stammunternehmen ihren Ausgang genommen. Die Firma C. C. Schäfer wurde 1893 in Ebingen gegründet und 1897 nach Balingen verlegt. 1897 nahm auch die Trikotwarenfabrik Conzelmann & Co. (heute Baltrik, ursprünglich Reiber und Roller) ihren Anfang.

Die heute rund 5000 Einwohner zählende Albgemeinde **Burladingen**, im Hochtal der Fehla, war vor etwas über 100 Jahren ein volkreiches Bauerndorf mit einer arbeitsamen Bevölkerung, die mühsam dem Boden Ertrag abrang und Erzeugnisse ihres Hausfleißes, Töpfer- und Holzwaren, weitem absetzte. Heute ist Burladingen Sitz einer blühenden Wirk- und Strickwarenindustrie, die auf der seit altersher geübten Hausweberei und Strickerei fußt. Von der Tailfingener Wirkwarenindustrie, wohin Burladinger Männer in Arbeit gingen und Heimarbeit für Frauen und Mädchen bezogen wurde, kamen Anregungen. Unter Verzicht auf alles für das Leben Entbehrliche konnten durch größte Sparsamkeit handgetriebene Rundstühle und Handstrickmaschinen in der Wohnstube aufgestellt werden.

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts tat als erster Burladinger Industrie-gründer Medard Heim den Schritt von der Lohnarbeit zur Fabrikation. Zwei Unternehmen gingen aus dieser Textilfabrik hervor. Johann Mayer (Gebr. Mayer) begann 1889 als Stricker und stellte 1908 auf Trikot um. 1896 wurde die Firma Ambrosius Heim gegründet. In den folgenden Jahren folgten weitere Unternehmen wagemutiger Männer, so daß Burladingen im ehemaligen Kreis Hechingen in der Zahl der Industriebeschäftigten heute an der Spitze steht.

Nach 1817 erhöhte sich die Nachfrage nach Wirk- und Strickwaren auch durch die Reformbestrebungen des Stuttgarter Professors Jäger und des Bremer Arztes Dr. Lahmann. Beide setzten sich für die Verwendung von Maschenwaren als die dem Körper zuträglichste Unterkleidung ein, und zwar Jäger für wollene und Dr. Lahmann für baumwollene. In der folgenden Zeit setzten sich beide Stoffarten durch und erfreuten sich bald einer großen Anhängerschaft, deren Nachfrage der Trikotagen- wie auch der Strickwarenindustrie einen Aufschwung verschaffte.

Auswirkungen auf die Nachbarschaft

Die Zentren der Textilindustrie, vor allem Tailfingen, Ebingen, Burladingen und auch Balingen haben auf mehrfache Weise auf ihre Umgebung befruchtend gewirkt. Da in den Zentren nicht mehr genügend Arbeitskräfte vorhanden waren, vergab man Heimarbeit nicht nur innerhalb des Ortes, sondern auch in die Nachbarschaft, oder aber errichtete man in einem Dorf Filialen.

Eine andere Art der Ausweitung waren auswärtige Fabrikgründungen. Teils zweigten sie sich von den bestehenden Firmen ab oder wurden Neugründungen vollzogen.

So gründete Heinrich Maute, der Sohn eines Tailfingener Strumpfwegers, schon 1899 die Firma Heinrich Maute in Bisingen. Zu Beginn und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vollzogen weitere Firmen ähnliche Schritte (Conrad Merz beim Bären in Tailfingen).

Eine dritte Art der Wirkung auf die Nachbarschaft war, daß Arbeiter, die von auswärts stammten, sich selbständig machten und neue Firmen gründeten. Beim Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert begann so die Industrie in unserem Raum die bisher im Wirtschaftsleben dominierende Landwirtschaft allmählich zu überflügeln. Es begann die Ausbreitung der Industrie auf das Dorf mit der Pendelwanderung und Filialbildung. Damit änderte sich auch die soziale Struktur und das Bild des Dorfes. Winterlingen hatte 1832 192 Häuser, 1955 dagegen 1832. Die Dörfer bekamen weitgehend städtischen Charakter.

In den Filialbetrieben steht die Textilindustrie in unserem Raum weitaus an erster Stelle. Es gibt hier kaum noch ein Dorf, das keine Textilfiliale oder einen selbständigen Betrieb dieser Art besitzt. Bei der dezentralisierten Industrie blieb der Arbeiterschaft die Möglichkeit, Haus und Boden zu besitzen und neben der Fabrikarbeit noch Landwirtschaft zu treiben. Dadurch wurde bei uns das Aufkommen des typisch württembergischen Arbeiter-Bauerntums begünstigt, eines Fabrikarbeiterstandes mit ländlichem Grundbesitz.

Bei den meisten Firmen wurde im Kleinen begonnen. In der „unteren Stube“ hatte man einen Webstuhl. Das „Weben“ besorgte der Mann, das Schneiden und Nähen die Frau, das Knopfsetzen und Knopflochen war Arbeit der Kinder. Bald wurde die Scheune zum Produktionsraum umgebaut. Das Geld wurde für Maschinen zurückgelegt, um den Betrieb erweitern zu können. Dann wurde angebaut, bis die Fabrik stand.

Maschinelle Antriebskräfte der Wirk- und Strickwarenindustrie

Im Jahr 1888 wurde in Tailfingen die erste Dampfmaschine aufgestellt. Damit war auch dort der Anstoß zur Mechanisierung gegeben. Die älteste Dampfmaschine Württembergs, eine französische Konstruktion mit 12 PS, wurde schon 1840 in der Kattun-Manufaktur von Gottlieb Meebold und Carl Ostertag in Heidenheim in Betrieb genommen.¹² Man zeigte sich aber zunächst sparsam im Gebrauch der Dampfmaschine. Die Nadelfabrik Groz in Ebingen kam lange mit 10 PS Dampf- und Gaskraft aus. Durch die Dampfmaschine wurde der Anstoß zur Mechanisierung gegeben. Der Antrieb aller Maschinen erfolgte jedoch zunächst direkt. Erst mit der Entwicklung der Elektroindustrie kamen die Generatoren und Elektromotoren auf.

In Verbindung mit der Textilindustrie entstand aus kleinsten Anfängen eines Handwerksbetriebes 1852 die Nadelfabrik Groz-Beckert, die für Wirk- und Strickmaschinen Nadeln herstellt. 1887 betrug die Jahresproduktion 426 000 und schon 1887 8 157 000 Nadeln.¹³ Im 20. Jahrhundert entwickelte sich der Betrieb zu einer Weltfirma, die heute für sämtliche Modelle der Strick- und Wirkmaschinen Nadeln fabriziert.

Die aufblühende Trikotindustrie benötigte eine immer größer werdende Zahl von Rundwirkmaschinen. Der Begründer der württembergischen Trikot- und Korsettweberei C. d'Ambly (1811—1883) konnte seinen Landsmann Honoré Frédéric Fouquet aus Troyes (1801—1888), den Erfinder eines verbesserten Cirkularwebstuhles

(Rundstuhl) ins Land bringen. Gemeinsam errichteten sie 1852 die erste württembergische Fabrik für Rundstühle, zu der sie ein Staatsdarlehen von 10 000 fl. erhielten. Der Werkmeister von Fouquet, Charles Terrot (1831—1903), eröffnete 1862 in Cannstatt die zweite Fabrik. Inzwischen hatte die aufblühende Trikotindustrie eine immer größere Anzahl von Rundwirkmaschinen aufgestellt, die in der Hauptsache von den Firmen Terrot in Cannstatt, Fouquet & Frautz in Rottenburg und Wilhelm Heidele in Stuttgart geliefert wurden. Terrot war es auch, der durch die Erfindung der „großen Stuttgarter Mailleuse“ zur Verbesserung des technischen Apparates der einheimischen Wirkereien beitrug.¹³ Die ersten 50 Käufer der Fouquet'schen Rundwirkmaschinen erhielten vom Staat eine „Ermunterungsprämie“ von 50 fl. (s. oben Jakob Gonser). Außerdem förderte die Regierung die Produktion der Maschenwarenindustrie durch die Versorgung des Heeres mit Trikotagen.

Es wurde als ein großer Mangel empfunden, daß am Platz der Zentren der Trikotindustrie keine geeigneten Handwerksbetriebe waren, die anfallenden Reparaturen und Ersatzteile anfertigen konnten. Johann Georg Mayer von Tailfingen ging daher nach seiner Lehre zur Firma Terrot nach Cannstatt, um sich dort als Rundstuhlmechaniker auszubilden. Nach seiner Rückkehr kaufte er 1887 von Gottlieb Kern (aus Ebingen) ein Haus in der Sedanstraße, in dem sich eine Reparaturwerkstätte für Rundwirkmaschinen befand. In Tailfingen bestanden daneben noch drei weitere Werkstätten, die Reparaturen ausführten. Die gegenseitigen Konkurrenten, da sie einzeln keine Maschinen herstellen konnten, schlossen sich dann 1905 zusammen zur Firma „Vereinigte mechanische Werkstätten Mayer & Cie.“, in der nach kurzer Zeit die Fabrikation von Rundwirkmaschinen aufgenommen wurde. Am 23. Februar 1906 konnte die erste, aus eigenen Mitteln gebaute Maschine an die Firma Christian Schöller geliefert werden.¹⁴ Heute stellt die Firma Mayer & Cie. hochwertige Rundwirk-, Rundstrick- und Interlockmaschinen her. Die übrigen Firmen, die Textilmaschinen herstellen (Schmid & Rehfuß, Alber & Bitzer, Conzella, Wilhelm Conzelmann, Wilhelm Beck/Winterlingen) sind erst später entstanden. Ihre Gründer sind zum Teil bei Mayer & Cie. beschäftigt gewesen.

Zusammenfassung

Der Aufstieg unseres Kreises zu einem der führenden Industriekreise Baden-Württembergs abseits vom natürlichen Verkehrszentrum des Landes, ohne nennenswerte Rohstoffvorkommen und fast ohne bedeutende ursprüngliche Wasserkräfte vollzog sich durch ein reiches Angebot arbeitssuchender Hände in einem überbevölkerten Raum und konnte sich auf den erfindungsreichen Sinn grüblerischer Köpfe wirtschaftlich hochbegabter Unternehmer stützen. Der Raum Ebingen-Tailfingen-Burladingen-Hechingen-Balingen jeweils mit den benachbarten Gemeinden, wurde der wichtigste Repräsentant der Wirk- und Strickwarenindustrie.

Es war ein weiter Weg von der Anfertigung einfacher Strumpfwaren und Unterwäsche aus Wolle und Baumwolle, wie sie die „Strumpfwerber“ auf den zuerst von Hand getriebenen „Thriller“ (Wirkstühle) herstellten und die als Pfundware nach Gewicht bezahlt mit „Krätzen“ (Rückentrag-Gestelle) im Hausierhandel vertrieben, bis zu den heutigen feinen modischen Qualitätswaren aus Baumwolle, Kunstseide und den verschiedensten synthetischen Fasern, die seit der Einführung der Nähmaschine (um 1860) überwiegend von Frauen

in den aus kleinen Familienbetrieben hervorgegangenen Unternehmen erzeugt werden. Wenn 1548 der Pfarrer Jakob Frischlin, der Vater des unglücklichen Nikodemus Frischlin, als er nach Meßstetten versetzt werden sollte, den Dienst ablehnte, weil er nicht an einen Ort wollte, wo nur dritthalb Elemente wären: nämlich Luft und Wind überflüssig, auch Holz genug zum

Feuer, aber Wasser gar nicht und statt Erde bloß Steine, so wurden auf der „Hohen Schwabenalb“ in knapp 100 Jahren weit über 200 Fabrikunternehmen der Wirk- und Strickwarenindustrie geschaffen, in denen heute rund die Hälfte der gewerblich Beschäftigten Arbeit finden, und die es zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben.

Eines armen Sünders Beingerüst

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Vor 250 Jahren beschrieb ein anerkannter Gelehrter, der Züricher Arzt J. Scheuchzer, ein bei Oeningen in der Schweiz gefundenes Skelett als „das Beingerüst eines armen Sünders, so in der Sintflut ertrunken“. Die Veröffentlichung erregte großes Aufsehen, schien doch dadurch der biblische Schöpfungs- und Sintflutbericht bewiesen. Später stellte sich heraus, daß dieser „Andrias Scheuchzeri“ und vermeintliche „homo diluvii testis, Mensch als Zeuge des Diluviüms“ ein fossiler Riesensalamander aus dem Tertiärschiefer war, ein Cryptobranchus, dessen nahe Verwandte heute noch in Nordamerika und Japan leben. Dem „verruchten Sünder“ hatte man unterstellt, daß ihn göttlicher Zorn in der „Sünd-Flut“ vernichtet habe. Dabei bedeutet das althochdeutsche „sintvluot“ die „große Flut“, eine pleistozäne (diluviale) Flutkatastrophe, von der nicht nur im Alten Testament berichtet wird. Man kennt einschlägige assyrisch-babylonische Erzählungen und, nach A. von Humboldt, auch indische Berichte über die „Zeit des großen Wassers“. Diese chronologisch richtig einzuordnen, gelang erst späteren Forschern, und noch 1823 hielt W. Buckland quartäre Sedimente für Sintflutablagerungen.

Ein paar Jahrzehnte vorher schrieb der berühmte Gottfried Wilhelm Leibniz in seiner „Protogäa“: „... man findet zuweilen in den Gesteinen Tierarten, die man vergeblich in der bekannten Welt... suchen würde... Kann man nicht annehmen, daß große Umwälzungen des Erdballs eine große Zahl tierischer Arten umgestaltet haben?“ Und was man dann „vergeblich suchte“, war auch das von Leibniz beschriebene „Einhorn“, das man später als Mammut erkannte, dessen Stoßzahn nicht nur der Zeichner irrtümlich als Horn auf den Tierhädel verpflanzte. Natürlich finden wir heute solche Phantastik komisch, aber es erhebt sich trotz der großen Fortschritte der heutigen Paläontologie und Historischen Geologie doch die Frage, ob wir nun tatsächlich die richtigen Vorstellungen von den Lebewesen der Vorzeit, dann aber auch von den Zeitaltern, Erdschichten und den sie bestimmenden Umwandlungskräften haben?

Man kennt als „*lusus naturae*, Naturspiele“ heute Konkretionen, Auswitterungsformen, zufällige Gestaltungen des Gesteins, die sich deutlich von den Versteinerungen als organischen Hartgebilden unterscheiden. Bei den Fossilien kann man mit Recht annehmen, daß nirgends Willkür herrschte, daß für Pflanzen und Tiere ein Bauplan vorlag, der ihre Gestalt und die Funktion ihrer Organe bestimmte. Hier war es der in Mömpelgard geborene und mit Schiller auf der Karlsruhschule ausgebildete Georges Cuvier (1769—1832), der wichtige Zusammenhänge erkannte und auch Scheuchzers „Beingerüst eines armen Sünders“ als Riesensalamander entlarvte. Von Cuvier — bekannt durch seine Katastrophentheorie, nach der die Artenbildung auf der Erde sich aus periodischen, immer wieder Neuschöpfungen veranlassenden Katastrophen erklärt — stammt das „Korrelationsgesetz

der Organe“. Man kann es mit einem scherzhaften Streich illustrieren, der Cuvier gespielt wurde: Ein verkleideter Schüler sagte zu diesem: „Dich holt jetzt der Teufel!“ Cuvier, noch im Halbschlaf, betrachtete den Eindringling: „Ein Tier mit Hörnern und Hufen? Das kann nur ein Pflanzenfresser sein! Ich kann getrost weiter schlafen“. — Statt Laufbeinen hat das Raubtier mit Klauen bewehrte Sprungbeine, außerdem Reiß- und Eckzähne zum Zerreißen von Fleisch und Zerknacken von Knochen. Der Pflanzenfresser hat ein ganz anderes Gebiß und bewehrt als flüchtiger Zehengänger die Zehen mit Hufen. Cuvier lehrte, wie man von einem Organ auf das andere, ja von der Umwelt auf den Organismus schließen könne. Er bewies seine Theorie u. a. an einem Säugetierknochen aus dem Alttertiär vom Montmartre bei Paris. Er beschrieb das Tier, das man dann später, in allen Einzelheiten übereinstimmend, im Steinbruch fand. Auch wenn man beim Entsprechungsgesetz einige Einschränkungen machen muß, ermöglicht es noch heute Rekonstruktionsversuche. So erkannte man, daß gewisse Riesentiere in Jura und Kreide, ein bestimmter Dinosaurierstamm, sich in Fleischfresser und Pflanzenfresser teilte. Das von Charles Lyell (1797—1875) aufgestellte „Aktualitätsprinzip“ erleichtert die Forschung: Man schließt mit einigem Recht von jetzigen Vorgängen der Erdgeschichte auf frühere.

Unser Heimatgebiet gehört dem Mesozoikum, dem geologischen Mittelalter an. Bekannt ist uns der Fächer der südwestdeutschen Stufenlandschaft, dessen „Drehpunkt“ bei Waldshut liegt und, in immer höherer Schichtung, den Buntsandstein des Schwarzwalds, den Muschelkalk des Neckartales, den Keuper und Lias des Albvorlandes und den braunen und weißen Jura der Alb umfaßt. Für Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper hat zusammenfassend der Salinendirektor Friedrich von Alberti (1795—1878) den Namen „Trias“ geschaffen, die einzige geologische Bezeichnung, die von Württemberg ausging und sich international erhielt. Von F. A. Quenstedt, der von 1837—1888 in Tübingen als Geologieprofessor wirkte, stammt die Einteilung unseres Heimatgesteins in Schwarzen (Lias), Braunen (Dogger) und Weißen (Malm) Jura und, die drei Stufen jeweils von unten nach oben in sechs Schichten unterteilend, die Unterscheidung von Alpha bis Zeta, so daß z. B. Lias Epsilon die fünfte Schicht des Schwarzen Juras ist. Die „Stratigraphie“ ordnet die Steine nach ihrer zeitlichen Bildungsfolge, die „Biostratigraphie“ nimmt zur Altersbestimmung die aufgefundenen Fossilien zu Hilfe. Genetisch zusammengehörige Bildungen als stratigraphische Zeitabschnitte heißen „Formation“, deren vielleicht durch Leitfossilien bestimmte kleinste Einheit die „Zone“ ist. Schon Cuvier stellte bestimmte Versteinerungen als charakteristisch für die Schichten fest, aber noch Forscher wie Buffon (1707—1778) hielten die Fossilien eben für „Monstren aus der Zeit vor der Sintflut“. Und um 1815 wußte man über die Gesteinsschichten unserer Heimat nicht viel mehr

zu sagen, als daß „über dem Urgebirge ein Flözgebirge mit 10 Mannigfaltigkeiten“ lagere.

Die Fossilkunde, überhaupt die historische Geologie, ist heute eine gut ausgebaut Wissenschaft. Man darf aber nicht vergessen, daß es nicht nur darum geht, im „Beingerüst eines armen Sünders“ nun das richtige Fossil zu erkennen, sondern den Organisationsstufen des Lebens in ihrer ökologischen Abhängigkeit nachzugehen. Hans Driesch (1867—1941), der „Philosoph des Organischen“, sprach von der „Entelechie“, von der Zielstrebigkeit des Lebens. Mechanische Gegebenheiten sind unabdingbar und die geschichtliche Formenfülle von ausgestorbener Flora und Fauna bestätigt, daß das finale Streben nicht immer zum Ziele führte. Aber immer wieder setzte das Leben eigenständig an, um sich in neuer, besserer Gestalt frei zu verwirklichen.

Die Rotblättrige Rose

Rosa rubrifolia

Wie die Eiche die Königin des Waldes ist, so ist die Rose die Königin des Gartens und der Blumen. Bis in das Altertum reichen die Zeugnisse zurück, daß sie den Menschen der bevorzugte Liebling unter den Töchtern der Flora gewesen ist. Unsere



Albberge können sich rühmen, die erlesensten Formen im Bereich der Steppenheide und auf ihren Felsen zu haben. Neben den gewöhnlichen Arten wie Heckenrose, Weinrose, Samtrose fehlen nicht die edlen Sorten wie die Bibernelle (*R. pimpinellifolia*) und als herrlichster Schmuck die Rotblättrige Rose, eine unserer schönsten. Vom Randen bis Urach erblüht im Juni/Juli die Rotblättrige Rose mit ihren lebhaft roten Kelchblättern, ein Strauch mittlerer Größe mit brauner Rinde, die jüngeren Zweige dunkelrot, violett beduftet. Selbst die Nebenblätter an den Enden der Zweige sind violett-purpurn überlaufen. Im Herbst leuchten die kleinen, kugelig kirschroten Früchte. Die elliptischen unterseits kahlen Blättchen sind einfach gezähnt und auch hechtblau oder rötlich angeläuft. Wenn das Sprichwort „Keine Rose ohne Dornen“ (Stacheln) gilt, so besitzt auch unsere Pflanze Stacheln, die aber wenig gebogen sind. Als (subalpine) Bergpflanze kann sie im Gebirge bis 1300 m vorkommen. In unserem Gebiet wird aber diese Höhe nicht erreicht, denn der höchste Berg der Alb, der Lemberg, hat nur 1015 m NN. Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 23

30. September 1976

Nr. 9

Das Donautal zwischen Mühlheim und Sigmaringen

Von Fritz Scheerer

Der Donaudurchbruch zwischen Mühlheim und Sigmaringen gehört zu den großartigsten Landschaftsbildern der Schwäbischen Alb. Gigantische Felswände, die oft dem Fluß den Weg zu versperren scheinen, wechseln mit steilen Waldabhängen in dem fast 200 m tiefen, vielgewundenen Engtal. Malerische Bergschlösser auf einem Felsenriff (Bronnen, Wildenstein, Werenwag, Sigmaringen) und Burgruinen (Falkenstein, Gutenstein usw.) verleihen dem Tal einen wunderbaren Reiz, der im Frühjahr durch das frische Grün der Buchen und im Herbst durch ihren Farbenreichtum besonders erhöht wird. Jede Talkrümmung zeigt neue Bilder. Erst unterhalb Sigmaringen erreicht die Donau das weiträumige Oberschwaben. Die Geschichte dieses herrlichen Erdfläckchens wollen wir näher kennen lernen.

Blickt man vom Wartenberg bei Geisingen nach Westen, so zeigt sich eine prächtige Stufenlandschaft. Die schiefgestellten Tafeln von Lias, Keuper und Muschelkalk steigen keilförmig talauf an, und im Hintergrund erhebt sich der Schwarzwald mit seinen dunklen Buntsandsteinwäldern. Nach Osten tritt die Donau in die Alb ein (Geisinger Pforte), die durch den hohen Steilanstieg in die Augen fällt. Im Hintergrund erscheint rechts die Einmündung der Aitrach, der Wutach-Aitrach, der einstigen Feldbergdonau. Der Braunjura ist durchflossen und die Donau erreicht bei Immendingen die klüftigen, die 450 m starken Weißjurakalke. An den Hauptversickerungsstellen bei Immendingen und Fridingen fließt dann der größte Teil ihres Wassers zum Aachtopf und damit zum Rhein ab, bevor das enge Durchbruchstal mit den jäh ansteigenden Felsen beginnt (Stiegelesfels).

An den zahlreichen Steigen, die von den Tälern auf die Hochfläche führen wie auch an den Talwänden, können wir den Aufbau studieren. Gebankte und massige Kalke herrschen vor. Wo die Schichten dünner und bröckeliger werden, wie an der Steige von Bärental nach Beuron, lohnt es sich zu sammeln. Wir finden dort Schwämme aller Größen und Formen, Ammoniten, Belemniten, Schnecken, Seeigel usw.: ein Beweis, daß diese Gesteine im Weltmeer entstanden sind. Besonders wichtig dabei waren die Schwämme, weil sie gesteinsbildend vorkommen.

Die Schwämme lebten in großen Kolonien beisammen. Ihr Kieselskelett ist fast immer in Kalk umgewandelt. Auf und sogar in ihnen schlägt sich Kalk nieder, besonders bei der Verwesung. Die zahllosen Hohlräume waren regelrechte Kalksandfänger. Auf diese Weise wuchs der Meeresboden rascher empor, wurde bucklig und verlor seine schöne schichtige Ebenheit, es bildeten sich Aufwölbungen. Schwammriffe wuchsen am Grund des Meeres empor und überragten die dazwischen liegenden Mulden und Schüsseln um bis zu 100 m, während daneben die gebankten Schichten zurückblieben. So entstanden die gewaltigen Riffkalke, die wir an den Wänden des Donautales immer wieder bewundern. Mit

Zementmergel und Plattenkalke füllten sich später die dazwischen entstandenen Mulden, wie schön am Reinfelder Hof, an der Steige aus dem Bärental beobachtet werden kann. Diese Riffkalke bedingen heute die Schönheit des Donaudurchbruchtales. Oft steigen sie senkrecht aus dem Tal auf, so daß sich von ihrer Kante aus prächtige Ausblicke bieten (Eichfelsen, Werenwag, Knopfmacherfelsen usw.).

Vor etwa 140 Millionen Jahren zog sich das Jurameer, in dem die Riffkalke entstanden sind, nach Südosten bis in die Alpen zurück. Der alte Meeresboden würde eine flache Insel aus weißem Kalksand, der erst von Ebbe und Flut überspült und eines Tages nicht mehr befeuchtet wurde. Land wuchs aus der Meerestiefe, nachdem sein

Gestein während langer 30 Millionen Jahren gewachsen war. Über 100 Millionen Jahre konnte nun die Abtragung auf dem nach Südosten fallenden Lande arbeiten. Aber noch einmal drang, vor etwa 20 Millionen Jahren im sogenannten Miozän des Tertiärs, im Voralpenland das Meer gegen die Alb vor. Ein etwa 100 km breiter und 600 km langer Meeresarm verband Wiener- und Rhonebecken. Weit holte das Meer nach Norden aus, bis Blumberg, Tuttlingen, Kolbingen, Stetten am kalten Markt, Winterlingen, Harthausen, Temmelhausen, Westerstetten und weiter östlich. Eine Klifflinie von 40 bis 80 m im Weißjura bildete sich. Bei Stetten und Winterlingen fand man in grobkörnigem sandigem Kalk Reste von Muscheln, Schnecken, Haifischzähnen.

Die Juranagelfluh

Von Nordwesten brachten Flüsse stattliche Massen von Weißjurageröllen, die sogenannte Juranagelfluh, die im Hegau 100 Meter Mächtigkeit erreichte. Sie wurde flächenhaft in das Meer geschüttet. Dr. Schädel fand 2 km westlich Irrendorf (Irndorf) zwischen den Fluren „Hülbe“ und „Ellmöde“ bis zentnerschwere, wohlgerundete



Naturschutzgebiet Stiegelesfels bei Fridingen. Die Felswände steigen unmittelbar aus dem Talboden der Donau auf.

Blöcke. Südlich der Donau, bei Buchheim, haben sich größere Flächen von Juranagelfluh erhalten. Diese fluviatilen (Fluß-)Ab-lagerungen im Meer am Südrand der Alb bis zum Schweizer Jura beweisen, daß eine Donau zur Zeit ihrer Entstehung noch nicht vorhanden war. Ihre Ablagerung ging über die heutige Donau hinweg.

Auf einen Absatz in Beckennähe weisen auch Säugerreste in Kiesen und Sanden mit Mergelschichtungen im Schweizer Jura, am Höwenegg bei Immendingen und bei Frohnstetten. Die Mergel der Molassefazies sind am Ende des Tertiärs (Pliozän) entstanden. Die beiden letzteren Vorkommen von Säugern lassen erkennen, daß hier im Südwestteil der Alb das Molassebecken im Unterpliozän noch bestand „und von einer unterpliozänen Donau in diesem Gebiet nicht die Rede sein kann“ (Bartz). Das Donaudurchbruchtal zwischen Mühlheim und Sigmaringen kann also nicht älter sein als die Juranagelfluh und die Säugerreste aus dem Anfang des Pliozäns (am Ende der Alpenfaltung).

Wann und wie entstand nun die Donau?

Zwischen Blumberg und Ulm finden sich noch viele Kilometer nördlich der heutigen Donau und bis 250 m über dem heutigen Donaubett Schotter, die nicht aus der Alb stammen. Dazu einige Fundorte aus der Gegend von Irndorf: Die höchsten liegen NW im Gewann „Solgen“ und an der Straße nach Schwenningen „Beim Kreuzle“, dann im Gewann „Kalkofen“, etwas tiefer am Weg nach Osten gegen die „Hölle“ und östlich (670—680 m hoch) vom Albvereins-haus Rauher Stein. Ihre Größen schwanken zwischen Nuß- und Kopfgröße. Wohlge-rundete Gerölle erreichen sogar 40 cm Durchmesser. Kalk und normale Sandsteine, Granite und Gneise fehlen vollständig. Vermutlich sind sie der Verwitterung zum Opfer gefallen. Als Restschotter haben sich die widerstandsfähigsten Gesteine erhalten: Milchquarze und verkieselte Sandsteine, dann „Ölquarzite“, in denen die Sandkörner durch Kieselsäure zu einer einheitlichen Masse verkittet sind. Sie stammen aus der alpinen Nagelfluh. Andere, weiße Quarzite, sind durch starke Pressung bei der Gebirgsbildung (Alpenfaltung) schichtig geworden mit weißem Glimmer auf den „Schichtflächen“. Diese Glimmer-quarzite findet man im Aaremassiv und bei Andermatt. Damit steht fest, daß sie aus den Alpen stammen. So weit sind sich die Wissenschaftler einig, aber nicht darüber, wie sie hierhergekommen sind. Die Ansichten sind geteilt.

Die eine wissenschaftliche Richtung deutet die Höhenschotter als die ältesten fluviatilen Schotter einer Ur-Aare, die aus den Alpen über das Schweizer Mittelland der Urdonau zugeflossen ist und vermutlich dem Mittelpliozän angehörte. Die Ur-donau sei damals um mindestens 3 bis 4 km, teilweise noch mehr Kilometer weiter nördlich, auf der Albhochfläche geflossen, da wo die Tiefenlinie zwischen Albtal und Alpenvorland war. Langsam habe der Fluß sein Bett nach Süden verlegt, infolge der Kippung der Alb gegen das Oberland. Im Verlaufe von mehr als einer Million Jahre sei die Donau in den Mergeln des Tertiärs nach Süden abgerutscht, bis sie sich schließlich in der Nähe ihres heutigen Tales in den harten Jurakalken „festbiß“, sie anschnitt und somit „gefangen“ war, nicht mehr weiter abgleiten konnte. Als Beweis für eine solche Aare-Donau führt man die Größe der alten Donauschlingen zwischen Tuttlingen (Honberg usw.) und Fridingen an, die ein Einzugsgebiet von 20 000 qkm erfordern, das nur durch die Aare mit ihrer großen Wassermenge erreicht werden könne. Die Gegner der Ur-Aare-Donau behaupten, so könne die Donau nicht geflossen sein, das seien „herumgeisternde pliozäne Donau-Höhenschötter“. So hoch könne die Donau nicht ge-

flossen sein. Denn am Eichberg bei Blumberg liegen nämlich die Schotter 915 m hoch, auf der „Länge“ sogar 924 m, auf der Baar-Alb 909—886 m, bei Tuttlingen 874 m, Irndorf 780 m, Werenwag 817 m, Sigmaringen 731 m, im Lauchertgraben 700 bis 680 m, bei Münzdorf 713 m usw. Das Rheinbett liegt heute bei Waldshut 310 m hoch, also rund 600 m tiefer als die Schotter bei Blumberg. In einer geologisch so kurzen Zeit könne nicht so viel ausgeräumt werden. Zudem werden die Schotter nach Osten nicht kleiner, was der Fall sein müßte, wenn sie von einem Fluß hergeführt wären.

Den vier Eiszeiten (Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit) wird nun zur Lösung des Problems noch eine ältere Eiszeit, eine Donau-Eiszeit, vorangesetzt. In dieser Eiszeit seien die Schotter vom Eis auf die Höhen über Aitrach und Donau geschoben worden. Durch die großen Schmelzwassermengen der Gletscher seien dann die oben genannten großen Donauschlingen entstanden. Ein beinahe horizontales Abrutschen der Donau sei unmöglich.

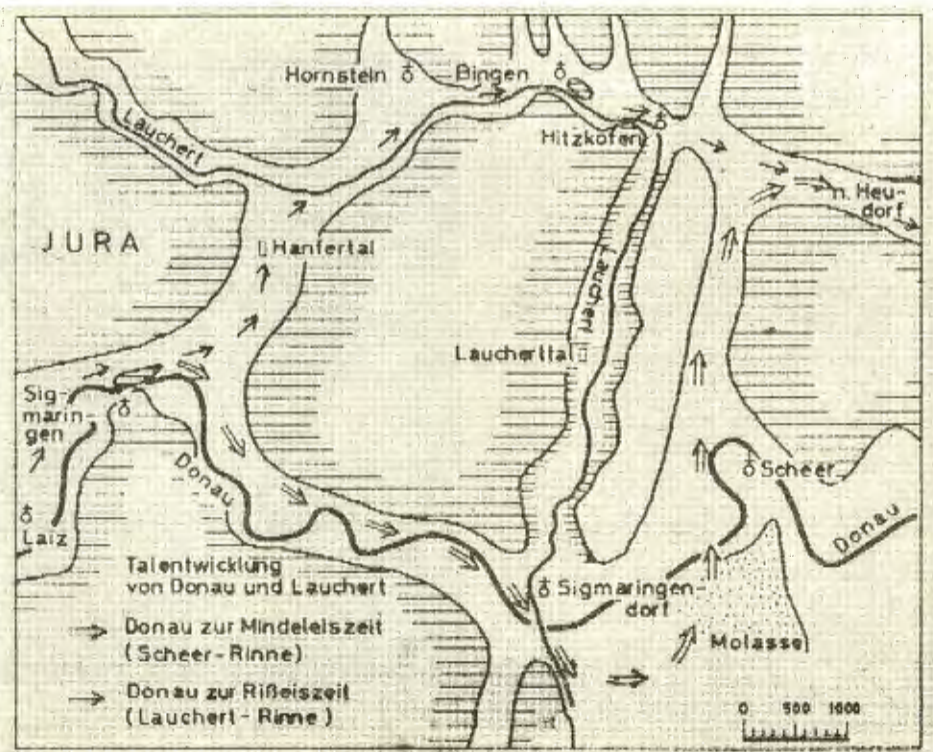
An der Wende von Tertiär zum Diluvium (Pleistozän) traf die Donau ein harter Schlag. Der Neckar hatte sich rückwärts bis Böhlingen bei Rottweil eingeschnitten und die aus dem mittleren Schwarzwald kommende Eschach, die einst durch die Spaichinger Pforte zur Donau floß, angezapft. Und als vor 25 000 Jahren die Feldbergdonau durch die Wutach geraubt wurde und dann noch die Aach die Donau zwischen Immendingen und Fridingen unterirdisch anzapfte, war die von den Römern Ister genannte Donau „Invalide“ geworden, so daß sie ihr Bett nicht mehr weiter vertiefen und nicht einmal ausräumen konnte. Vor der Rißeiszeit lag das Donauebett viel tiefer. Beim Bau des Großschmiedebrennens mußte 15 m tief gebohrt werden, bis man auf den Jurafels kam. Zur Großen Eiszeit, der Rißeiszeit, wurde die Donau bei Dietfurt durch den Rheingletscher vor etwa 100 000 bis 200 000 Jahren „plombiert“, der zwischen Inzigkofen und Zwiefalten-dorf die Donau überschritten hatte. Bei Gutenstein erreichten die Schmelzwasser die Donau. Die Donaudurchbruchstrecke gleich einem Fjord. Der Stausee, der mindestens auf 630 bis 635 m Meereshöhe gestaut war, wurde zum Schotterfang. Beim

Höchststand des Stausees muß der Rückstau im Donautal bis in die Gegend von Nendingen-Tuttlingen gereicht haben, zeitweise wohl noch weiter. Das entspricht einer Länge von mindestens 50 km. Die „amputierte“ Donau war später nicht mehr in der Lage, die abgelagerten Schotter (Schwarzwald-, Alb- und alpine Gerölle) abzutransportieren. Die alte Tiefe konnte nicht mehr erreicht werden.

Talentwicklung der Donau bei Sigmaringen

Bei Sigmaringen zeigt die Donau die größten Gegensätze. Von Laiz bis zur Stadt ist die Talsohle 600 bis 900 m breit. Zwischen Schloßfels (607 m) und Mühlberg (625 m) muß sich die Donau durch einen felsigen Engpaß von nur 70 m zwängen, in dem man für Straße und Bahn erst Raum durch Sprengungen gewinnen konnte. Unterhalb der Engstelle ist dann das Tal wieder 300 bis 600 m breit. Man könnte diese Gegensätze auf das Gestein zurückführen, denn im Massenkalk, Rifffalk, wie etwa bei Beuron, sind die Täler eng. Aber eine Einengung der Talsohle auf $1/10$ geht über den Einfluß des Gesteins hinaus (Wagner). Die Donaukorrektur der letzten Jahre zeigte nun eine Aufschüttung oberhalb der Stadt bis zu 8 m. Somit liegt die alte Talsohle (561,7 m) 6 m tiefer als am Durchbruch. Blickt man von Westen auf die Stadt, so erkennt man drei Eintiefungen: den Sattel 10 bis 12 m über dem heutigen Donauebett, im Weißjura, in dem die Stadt liegt, den engen Durchbruch zwischen Schloß und Mühlberg und eine flache Mulde nördlich der waldigen Felskuppe des Mühlbergs, in der sich alpine Geschiebe, Schotter und Sande in großer Mächtigkeit finden. Die Mulde setzt sich nach Ost-süd-ost gegen die neue Siedlung im unteren Hanfental fort. Bohrungen ergaben mächtige Schotter. Hier liegt ein altes Donautal begraben, dessen Sohle mindestens 7 m unter dem Donauspiegel am Durchbruch liegen muß, das jedoch bei dem Vorstoß des Gletschers bis ins Laucherttal (bis 690 m) im Großen Interglazial (Rißeiszeit) durch Gletscherschutt vollständig aufgefüllt wurde (s. Skizze).

Beim Eisrückzug am Ende der Rißeiszeit fand aber die Donau (s. oben die Plombierung) unter den Grundmoränedecken nicht mehr ihr altes Tal nördlich des Mühlbergs.



Nur dort, wo sie ihr altes Tal gefunden hatte, schnitt sie sich in den Massenkalk ein, der sie festhielt, so daß in dem Riffbuckel ein Engtal entstand und im Bereich des alten Tales oberhalb der Stadt die Ausräumung in die Breite erfolgen konnte. Der Schloßfels ergab nun eine vorzügliche Verteidigungslage und beherrschte zugleich die südlich vorbeiführende Straße.

Wie hat sich die Eintiefung der Donau auf die Umgebung ausgewirkt?

Heute ist das Donautal annähernd 200 m in die Kalktafel der Alb eingeschnitten. Wir haben aber zwischen Bära und Schmiecha, auf 16 km Breite, der an die Donau nach Norden anschließenden Albhochfläche wohl Schluchten, aber keinen einzigen Wasserlauf, sondern nur tiefe Trockentäler, z. B. Finstertal, Seetal, Stettental, Kohltal. Ihre Formen beweisen, daß sie einst durch rinnendes Wasser geschaffen wurden. Heute führen sie höchstens bei Schneeschmelze oder bei Wolkenbrüchen Wasser. Die Hochfläche ist verkarstet. Durch Naturschächte und Erdfälle (Irren-

dorfer Hardt), durch Klüfte und zahllose Schlotten, findet das Wasser seinen Weg in die Tiefe zum Vorfluter, zur Donau. In der Gegend von Beuron treten stattliche Karstquellen neben der Donau aus. Nördlich Beuron treibt eine sofort eine Mühle. Der Großschmiedebrunnen unterhalb des Eichfelsens bringt etwa 400 Sekundenliter, der Josephsbrunnen 200 Sekundenliter. Diese kräftigen Quellen, deren Schüttung nur wenig schwankt, sind für die heutige Trinkwasserversorgung von großer Wichtigkeit.

Wir sehen, unsere Donau, die für die alten Römer neben dem Nil der größte Fluß war, hat eine überaus wechselvolle Geschichte. Wenn auch ihr überaus hohes Alter von verschiedenen Wissenschaftlern bestritten wird, so reicht ihr Alter doch mindestens bis an das Ende des Tertiärs zurück, als durch Hebung des süddeutschen Schildes und durch das oberschwäbische Molassegebiet das heutige Entwässerungsnetz in den Grundzügen festlag, das dann durch glazialklimatische Verhältnisse eine weitere Ausgestaltung erhielt.

Gleichnamige Burgen unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Die Namen der meisten unserer Höhenburgen enden auf -burg, -berg, -stein, -fels, -eck: Schalksburg, Hainburg, Hohenberg, Tierberg, Wenzelstein, Lichtenstein, Lichtenfels (bei Leinstetten), Albeck und Lichtenegg (oberes Neckartal), um nur einige wenige Burgen der näheren Umgebung zu nennen. Um 1060 treten die ersten Adelsbezeichnungen auf, die Höhenburgen den Namen gaben, denn bei uns beziehen zwischen 1050 und 1070 die mächtigsten Dynastien Höhenburgen. So treten (nach Stälin) nach Familienbezeichnungen auf die Grafen von Zollern, Nellenburg, Achalm, Calw, Zähringen, Rotenburg, denen in den achtziger Jahren die Württemberg, Eberstein, Kirchberg, Kräheneck, Sperberseck folgen.

Die Staufer ziehen von Büren-Beuren auf den „Kelch“ des Berges Hohenstaufen bei Göppingen. Die Welfen verlegen ihren Wohnsitz von Altdorf-Weingarten auf die Höhenfeste Ravensburg (spätere Veitsburg), die 1088 als Wohnburg schriftlich erwähnt wird. Etwas weiträumiger vollzieht sich die Wanderbewegung der Zähringer. Sie ziehen von der Limburg bei Weilheim/Teck, die wahrscheinlich von Friedrich von Staufen zerstört wurde, nach Westen und machen die von ihnen erbaute Burg Zähringen bei Freiburg i. Br. zu ihrer Hauptresidenz. Fest steht, daß der Aufenthaltsort der Grafen von Achalm von ihrem Umzug auf den Reutlinger Hausberg das stattliche Dorf Dettingen im Ermstal bei Urach gewesen ist (Zwiefalter Chronik). Nur diese wenigen Geschlechter seien summarisch für alle übrigen genannt, die zunächst unter den Bauern eines Dorfes wohnten.

Den Herzögen und Grafen machten es um 1200 bis 1240 viele Edelfreie und ritterliche Dienstmannen nach und zogen vom Dorf auf Höhenburgen. Um Burgfelden und Lautlingen entstanden so viele Höhenburgen, allen voran die mächtige **Schalksburg**, die eine Doppelburg war: Die Burg der Grafen von Zollern und das Haus der Ministerialen von Schalksburg. Es gab aber noch eine weitere Schalksburg. Diese stand auf einem Felsen des linken Schmeientales auf Markung Straßberg in Richtung Ebingen. Im Gegensatz zur weit bekannten großen Burg der Herrschaft um Burgfelden war diese nur ein bescheidener Rittersitz mit Turm, Haus und Nebengebäuden. Um 1226 erscheinen ihre Besitzer, die Herren von „Shalisburch“, als Vasallen der Grafen von Hohenberg und seit 1266 als Dienstleute der Grafen von Zollern. Die Burgfelder Schalksburg, die um 1100 ihren Anfang als Höhenburg genommen haben wird, und ihre Herrschaft waren zu Be-

ginn des 13. Jahrhunderts umstritten. Damals wohnte auf dieser Burg eine Dienstmannenfamilie, die Ritter von Schalksburg, die vorwiegend Heinrich und Burkhard hießen und in der Umgegend reich begütert waren.

J. A. Kraus nimmt nun an, daß die Schalksburg im Schmeiental die ältere ist und ihre Besitzer den Namen Schalksburg auf ihren neuen Besitz bei Burgfelden mitgenommen haben. Um 1250 kamen dann Burg und Herrschaft an die Grafen von Zollern, die nun die Burg weiter ausbauten. Eine Seitenlinie der Zollern, die mit Friedrich dem Merkenburger (gest. 1305) beginnt und mit Friedrich Mülli (Beinamen von Mühlheim/Donau) endet (gest. 1408), bekam die Herrschaft zugewiesen.

Die „Grafen von Zollern, Herren zu Schalksburg“ wohnten zunächst auf der Burg, in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts vorzugsweise in Balingen. Zu Ende des 13. Jahrhunderts wird ihre Burg als Doppelburg ausgebaut worden sein. 1403 gingen Burg und Herrschaft an Württemberg über. Nach 1577 wurde die Burg zum bequemen Steinbruch der Umgegend. Das Dienstmannengeschlecht der Ritter von Schalksburg ist bis 1355 nachweisbar, aber auch diese wohnten zuletzt in einem festen Haus in Streichen und setzten sich dann noch kurze Zeit als Herren von Rosenfeld fort. Das Wappen dieser Edelknechte führte zwischen zwei bezinnten Türmen ein Tor, meist noch mit einem Hausgiebel dahinter. Die Straßberger Schalksburg wird nach 1300 als Ödenburg bezeichnet. Sie muß also in Trümmern gelegen haben.

Der Name Schalksburg kann nicht auf den heutigen Sinn von „Schalk“ zurückgeführt werden. Auch die Herleitung von dem mittelalterlichen Marschalk oder Seneschalk, das soviel wie „Diener, Hofbeamter, Knecht“ eines Hochadeligen be-

deutet, dürfte ausscheiden, da die große Schalksburg, seit man von ihr weiß, in Händen des Hochadels war. H. Jänichen möchte so den Namen als „sehr alte Burg“ deuten. Könnte vielleicht aber doch eine Namensübertragung vom Schmeiental zum Eyachtal, von einer bescheidenen Burg auf eine mächtige Burg und durch ursprünglichen Besitz eines Dienstmannengeschlechts eine Beziehung zum Namen bestehen?

Gleichnamige Burgen finden sich dicht gedrängt bei Lautlingen: Altentierberg, Wildentierberg, Neuentierberg. Im Eyachtal zwischen Lautlingen und Laufen treten die Randberge der Alb als einzelne Rücken und Klötze nahe an das Flüschen heran. Im Norden ist es der breitgelagerte Heersberg, im Süden der Tierberg mit seinem für die Gegend eigenartigen Aufbau. An seinem Hang bilden die abeinwärts langsam einfallenden Kalkbänke eine deutliche Stufe („Haslen“). An deren Rand stand auf einem Felsvorsprung die Burg **Altentierberg**, die nur durch einen breiten Graben von der Terrasse getrennt war. Die Burg hatte keinen großen Umfang und war wahrscheinlich ohne Bergfried. Von ihr sind keine sichtbaren Reste mehr vorhanden. Da sie nur bescheidene Räume für Wohnzwecke hatte, wird vermutet, daß der Hauptsitz des Rittergeschlechts vom Tierberg bald nach Lautlingen verlegt worden ist. Auch von der Kapelle zum Hl. Ulrich, die 1337 in einem Ablassbrief von Avignon genannt wird und noch 1628 bestanden hat, ist nichts mehr erhalten. Nach 1630 müssen Burg und Kapelle abgegangen sein.

Es wird vermutet, daß die Herren von Tierberg von dem alten Ortsadel von Lautlingen abstammen, der auf der hochwasserfreien Niederterrasse die Siedlung Lautlingen begründete (heute das Rund um Schloß und Kirche). Der Ortsadel von Lautlingen wird erstmals am Ende des 11. Jahrhunderts erwähnt, 1092 und 1094 treten die Brüder Erbo und Gerune von „Lutelingen“ (Lautlingen) bei Gütererwerbungen des Schwarzwaldklosters St. Georgen als Zeugen auf. Noch im 12. Jahrhundert muß dann die Burg auf dem Tierberg errichtet worden sein. Der erste Ritter, der sich nach dem Tierberg nennt, ist Hugo, der 1216 von Kaiser Friedrich II. den Auftrag erhielt, einen Streit zwischen dem Kloster Salem und den Söhnen Heinrichs von Randeck zu untersuchen und zu schlichten.

Die Blütezeit der Lautlinger Tierberger fällt in das 13. und 14. Jahrhundert. So verließ Graf Friedrich von Zollern seinem Freund (amicus) Konrad von Tierberg die vakante Kirche zu Balingen (1255). Mit den umwohnenden Ministerialen waren sie durch Heirat verbunden. Sie erscheinen im Gefolge des Bischofs von Konstanz, in der Nähe der Grafen von Zollern und Hohenberg.

Seit 1313 treten Herren „von Tierberg von der Wildentierberg“ auf, was die auf der Stammburg bleibende Linie veranlaßte, sich „Tierberg von der alten Tierberg“ zu nennen; denn die Herren von Tierberg dürften um 1300 auf einer nördlich von Lautlingen gelegenen Bergkuppe, dem Kugelberge auf der Markung Margrethausen, eine zweite Burg, **Wildentierberg**, erbaut haben. Der unterscheidende Namen „Altentierberg“ kam erst um 1338 auf. Eine weitere Burg, „**Neuentierberg**“, wird 1362 genannt und stand entweder auf dem Vogelfelsen, wo zwei Gräben im Quadrat von 8 auf 8 Meter vom Berg trennen, oder aber am Abhang des Heersberges, auf der gegenüberliegenden Talseite. Von einer Burg am Heersberg kann die Stelle nachgewiesen werden, aber ihr Name ist nicht mehr erhalten.

Alle drei Burgen gehörten nachweislich im 14. Jahrhundert den Herren von Tierberg, die ein Reh oder eine Hirschkuh (ein Tier = Rotwild) über einem Dreieck in

Schild führten und sich in verschiedene Linien verzweigten. Die kaum 4 km auseinanderliegenden Burgen waren bestimmt nicht zum Schutze des umfangreichen Besitzes der Tierberger erbaut worden. Sie legten sich zwar kranzartig um den Stammsitz Lautlingen und Margrethausen, waren aber zu abgelegen für die Verteidigung der Talorte. Vielmehr hat sich das Geschlecht der Herren von Tierberg sehr rasch vermehrt, so daß die Burg auf dem Tierberg nicht mehr ausreichte und deshalb für die verschiedenen Zweige auf den gegenüber liegenden Bergen neue ritterwürdige Sitze geschaffen wurden. Der alt hergebrachte Familienname „Tierberg“ wurde auf die neuen Burgen übertragen (Wildentierberg, Neuentierberg).

Ähnlich verhält es sich mit den vier verschiedenen Burgen namens **Lichtenstein** (Name von „lichter Stein“, hellglänzender Fels), die sich auf und vor der Alb finden. Bei Gauselfingen findet sich über der Fehla auf Gemarkung Neufra die Doppelruine von Vorder- und Hinterlichtenstein. Vorübergehend war die hintere Burg im Besitze der Herren von Bubenhofen, so daß sie irrig „Bubenhofen“ genannt wird. Auf einem beherrschenden Felssporn über dem Echaztal bei Honau thront das durch Wort und Bild überall bekannte und durch Wilhelm Hauffs Erzählung mit dem Zauber der Romantik umspinnene Schloßchen Lichtenstein (seit 1839) in der Nähe der Stelle der einstigen Burg der Herren von Lichtenstein. Weitere (jüngere) Burgen Lichtenstein standen bei Neidlingen Kreis Esslingen, das einst von sechs Burgen umgeben war, und bei Neckarhausen in Richtung Betra. Alle vier Burgen gehörten ein und demselben Geschlecht. Das gemeinsame Wappen der Besitzer zeigte in blauem Feld einen weißen Schwanenflügel.

Die Burg bei Neckarhausen hieß ursprünglich „Husin“. Auf ihr saß um 1086 der Mitstifter des Klosters Alpirsbach, Rotmann von Husin. Erst um 1350 erwarb Ludwig (Lutz) von Lichtenstein, der vorher in Boll bei Hechingen begütert war, mit seinen Söhnen Güter zu Hausen am Neckar (Mitt. Hohenz. 1931). Auch bei Neidlingen erscheinen die Herren von Lichtenstein, die kein geschlossenes Territorium, sondern nur Streubesitz hatten, erst um 1380, während die beiden übrigen Burgen viel früher nachzuweisen sind.

Der Standort der Stammburg ist umstritten. Wer den Burgfelsen über dem Echaztal in Vormittagsbeleuchtung von den Traifelbergfelsen aus betrachtet, dem drängt sich der Name „lichter Stein“ direkt auf. So ist für Theodor Schön (Albvereinsblätter 1895) sowie für andere württembergische Forscher der Lichtenstein bei Honau die Stammburg. Jänichen läßt in seinen Untersuchungen „Zur Übertragung von Burgnamen“ (Alemannisches Jahrbuch 1959) die Frage offen, ob die Neufraer Burg oder die Burg über Honau die ältere ist und nach welcher Burg sich das Geschlecht genannt hat. Nach Jänichen erbaute die Familie neue Burgen, um ritterliche Sitze für verschiedene Zweige zu erhalten, die dann den alten „Haus“-Namen erhielten.

Helle Kalkfelsen, wenn auch heute durch den Wald versteckt, sind aber auch bei der Burg im Fehlatal festzustellen. J. A. Kraus sucht daher (auf andern Wege) zu beweisen (Hohenz. Heimat 1973, S. 36 f.), das Geschlecht habe sich nach dem Lichtenstein an der Fehla benannt und den Namen ins Echaztal übertragen oder mitgenommen, denn urkundlich steht nur fest, daß 1311 von den Reutlingern im Reichskrieg der „hohe Lüchtenstain“, also der ob Honau, nebst den Burgen Rohr bei Bisingen, Jungingen, Haideck (bei Trochtelfingen) und Greifenstein ob der Echaz zerstört wurden (Württ. Jahresh. 1883).

Herren von Lichtenstein werden seit 1182 urkundlich erwähnt. Damals war Gebhard von Lichtenstein neben andern Dienstleuten der Grafschaft Gammertingen als Ministeriale der ausgestorbenen Grafen von Gammertingen an deren Erben, die Markgrafen von Ronsberg (Bayern), gekommen (WUB 2,421). Sie alle waren in der alten Grafschaft sesshaft, zu der Honau nicht gehörte, so daß der dortige Lichtenstein als Stammsitz auszuschneiden wäre. Spätere Lichtensteiner führen das Hölstein-Melchinger Wappen. Die anderen Nachrichten über die Lichtensteiner setzen erst 50 Jahre später ein, und das Geschlecht zeigte schon starke Verästelung. Der letzte männliche Sproß der Lichtensteiner, die wir nach 1377 öfters im Dienst der Württemberger finden, war Fähnrich Anton von L., der 1688 im Krieg gegen die Türken in Oberungarn sein Leben ließ.

Im 14. Jahrhundert waren die Lichtensteiner im Besitz von Bitz. Die Gemeinde führt daher noch heute das Wappen der Lichtensteiner, auf blauem Grund einen silbernen Flügel. 1386 kaufte dann die Stadt Ebingen von Schweikhardt von Lichtenstein das Dorf Bitz mit Leuten, Gütern, Gericht, Hirtenstab, Bannlehen, mit „Holz, Wunn und Waid“ um 210 lb. hlr. als Freieigen, wie es seine Vorfahren innehatten (Staatsarchiv A 341, Bü 1). Auch in Ostdorf und Tieringen hatten die Lichtensteiner zeitweise Besitz.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde die Oberhoheit über Winterlingen von den Grafen von Hohenberg an die Ritter von Lichtenstein verpfändet. Eberhard v. L. bekennt 1340, daß Graf Heinrich von Hohenberg das Recht habe, das Dorf um 350 fl. wieder einzulösen (Mon. Hohenbergica 354). Vielleicht hat Württemberg dann den Ort nach 1340 aus der Pfandschaft der Lichtenstein gelöst, so daß Winterlingen schon vor 1387 württembergisch wurde. Der Linkenhof, einer der drei Lehenhöfe in Hausen a. Tann, war an Heinz von Lichtenstein verpfändet, Lutz von Lichtenstein versetzte ihn als österreichisches Lehen 1433 an Ulrich Sengler.

Ulrich von Lichtenstein nahm eine leitende Stellung ein, teilweise im Dienste Württembergs. Schon 1409 wird er urkundlich als Vogt von Rosenfeld bezeichnet. Von 1393 bis 1415 sind mehrfach Botschaften benachbarter Herrschaften an ihn gerichtet. Das eine Mal gehen die Boten zu ihm nach Horw (Horb), ein andermal nach Oberndorf usw. 1396 wird berichtet: „Ain boten zu Ulrich von Lichtenstain von ains friden wegen den von Binsdorf, hiez min herr von Hohenberg“ oder 1411: „Ainem boten gen Balingen mit ainem brieve ze Ulrichen von Lichtenstain von der von Bubenhofen wegen 2 B 6 h, dann auch gen Saltzburg (Schalksburg) zu ihm, nachdem er in Stuttgart nit angetroffen wurd.“ 1417 ist er als Balingen Vogt bezeugt. „Ainem boten gen Schönberg (Schömberg) der in den landfride von Ulrich von Lichtenstain verkunt 3 B 9 h.“ Seine leitende Stellung ist nicht näher bekannt. H. Jänichen sieht auch den Namen der Burg **Urach** und deren Grafen von ostfränkischen Grafen aus der Gegend um Bamberg und Würzburg in das Ermstal übertragen, da es im Ermstal niemals Auerochsen gegeben habe und auch nie ein Flößchen Aurach (Auerochsenwasser), sondern nur einen Fluß Armissa (Erms) und eine alte keltische Höhenburg auf dem Runden Berg. Die genannten Grafen trugen in fünf Generationen den Vornamen Egin. Erstmals treten Eginos 830 in Ostfranken auf und wohnten in Orten mit Namen Aurach. Auch 1130 verweist ein Alberat aus dem württembergischen Hause Urach auf ostfränkische Herkunft des Geschlechts.

Schluß folgt

Die Wegwarte

Cichorium intybus



Von Juli bis September erblüht an Wegrändern die Wegwarte, von der das Volkslied sagt: „Ich steh am Weg und warte im blauen blauen Kleid“. Auch die botanische Bezeichnung Cichorium kommt der deutschen Bedeutung ziemlich gleich. Im Griechischen heißt kio = gehe und chorion = freier Platz. Cichorium bezeichnet demnach eine Pflanze, die nicht auf dem Felde bleibt, sondern die freien Plätze, die Ackerländer, aufsucht. Die Pflanze zeigt manche Eigentümlichkeit, durch die sie sich von den Nachbarn abhebt. Ihre Stengel sind nebst den Blättern kurz-borstig, mit starr abstehenden Ästen. In ihrer ganzen Erscheinung liegt etwas Geister- und Märchenhaftes. Die großen, tiefblauen Blüten, die sich nur vormittags an den blätterarmen Stengeln öffnen, schon den Wanderer treuherzig an. Weit überragt der Korbbütler die umgebenden Pflanzen und fällt schon vor weitem auf. Was Wunder, daß sich ihr die Sage in verschiedenen Varianten bemächtigt hat. Die ganze Gesellschaft am Wege (Wegwarte, Hirtentasche, Hauhechel usw.) ist die Tracht von richtigen Steppenpflanzen, wie sie dem trockenen, sonnigen Standort entspricht. Die erstaunliche Standorttreue kommt schon in dem Volksnamen Wegwarte zum Ausdruck.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 23

30. Oktober 1976

Nr. 10

Der Schild des Kleinen Heubergs

Von Fritz Scheerer

Schaut man vom Britzheimer Wasserturm nach Osten, so dehnen sich zu Füßen des Beschauers weite, offene Ackerplatten aus, in denen zur Sommerzeit geschlossene Ackerfluren in lichtem Gelb der Getreidefelder aufleuchten, darüber an den Halden weite Wiesengründe mit üppigen Obstwäldern und einzelnen dunklen Waldstreifen, von denen besonders der lange Hardtwald mit seinen randlichen Höfen auf dem Buckel des flach gewölbten Heubergschildes auffällt. Alles wird dann überragt durch den beherrschenden Stufenrand der Südwestalb, aus dem im schwarzwaldähnlichen Nadelwald blinkende Felswände und -köpfe auftauchen.

Überblicken wir vom Albrauf, etwa vom Plettenberg, das Vorland, so zeigt sich der Kleine Heuberg zwischen den zwei Talgassen von Eyach und Schlichem wie eine schildförmige Bastei mit weit nach Nordwesten vorspringender Spitze. An den Außenrändern der Bastei, die im Westen und Norden durch den dunklen Waldgürtel der Keuperberge verbrämt wird, liegt ein Kranz alter, großer Dörfer und kleiner Städte. Im Kernraum erhebt sich 50 — 70 m über der nach Osten sich senkenden Ackerplatte eine Landschaft mit weichgeformten Hängen und schmalen Riedeln, bei denen das lichte Grün der Wiesen und neuerdings auch der Wald überwiegt. Darüber folgt eine Ebene als flachwellige Ackerplatte, die von Dormettingen, jüngeren Höfen und Gutsbetrieben genützt wird.

Wo das Waldland der Keuperberge von ausgedehnten Feldfluren überragt wird, hat der Lias den Keuper abgelöst. Wo die bunten Sandsteine durch dunkle Tone und Kalke ersetzt werden, sind wir erdgeschichtlich gesehen vom Festland in die maritimen Ablagerungen eingetreten. Versteinerungen lassen den Suchenden nicht lange im Unklaren. Muscheln, Ammonshörner, Belemniten („Teufelsfinger“), Armkiemer (Terebrateln), See-lilien usw. reden eine unzweideutige Sprache.

Die Basisplatte

Über den Talschlüssen und Rändern der Keuperzone ruht mit auffälliger Kante die erste Platte, der widerstandsfähige unterste Schwarze Jura, Lias α , auf deren günstigen Böden die Dörfer Brittheim, Bickelsberg, Leidringen, Isingen und Erlaheim liegen. Sie besitzt tiefgründige und milde Lehmböden und daher geschlossene, fruchtbare Ackerfluren, die einst den Rosenfelder „Hohen Kasten“, den mächtigen Fruchtkasten, füllten. Die Mühlen in den Keupertälern der Eyach, Stunzach und Schlichem hatten hervorragende Standorte in der Nachbarschaft der kornschnellen Liasplatten. Von ihnen bieten sich herrliche Ausblicke über das Keuper- und Muschelkalkland. Bäche und kleine Flüsse durchbrechen die harten Liasplatten in scharf eingesenkten Tälern (s. Zeichnung und Heimatkundliche Blätter November 1968). Es entstehen Randbuchten, der Außenrand ist in zahlreiche Halbinseln aufgelöst, von denen einige schon abgetrennt sind (Bettenberger Hof, Loretto). Auf bastionartig in

das Keuperland vorgeschobenen Angulaten- und Arietenschichten liegen weithin sichtbar die Städte Rosenfeld und Binsdorf.

Der von Süden nach Norden verlaufende Westrand des Kleinen Heubergs erhebt sich mit einer bewaldeten, bis 100 m hohen Steilstufe über den Gäuplatten am oberen Neckar und erreicht Höhen von rund 700 m. Die dahinter liegende Liasfläche wird vom Schwarzenbach und von der Schlichem in die Platten des Vaihinger Hofes, von Täbingen und von Brittheim zerschnitten. Diese bilden schiefe Ebenen, die sehr rasch nach Osten einfallen, dem entspricht auch das Schichtenfallen. So erhebt sich bei Brittheim der unterste Schwarzjura bis 690 m und fällt bis zum Talboden der Steinach bei der Kutzmühle westlich Endingen auf 545 m, auf 11,5 km und 145 m, d. h. um 1,26 Prozent. Im Süden ist das östliche Schichtgefälle noch lebhafter, es beträgt auf der Täbinger Platte 1,5 Prozent, auf der

des Vaihinger Hofes sogar 2 Prozent. Die einzelnen Stufenflächen werden dadurch sehr nahe zusammengerückt. Besonders stark ist auch das Schichtenfallen bei Erlaheim, denn östlich Erlaheim verschwindet die untere Liasplatte (Flur „Höhe“ 612 m) unter dem oberen Liasstockwerk bei fast gleicher Höhe („Heufeld“ Posidonienschiefer 606 m). In dieser tektonischen Tiefenlage ist daher die Liasplatte am Hummelberg (östlich Erlaheim) von einem nach Norden vorstoßenden Auslieger des oberen Liasstockwerks unterbrochen und stößt annähernd bis an den Nordstufenrand Lias/Keuper vor (s. Zeichnung).

Der geologische Aufbau des Oberstocks

Über den Randplatten des unteren Schwarzjura erhebt sich im erhöhten zentralen Teil des Schildes eine 2. Stufenfläche, deren Hauptkomponente der Posidonienschiefer, der Ölschiefer des oberen Lias (ϵ), ist. Ihre Sockelschichten bestehen aus den widerständigen Tonen und Mergeln des mittleren Schwarzjura. Zu unterst liegen bröckelnde, quellende, daher leicht rutschende Tone, die Turneritone (Lias β), die, wo keine Grasnarbe vorhanden ist, bei



Schlagregen und Schneeschmelze zerrissen und zerfurcht werden. Wo eine Pflanzendecke erhalten ist, sind ertragreiche Wiesen, zum Teil mit Obstbäumen, so z. B. östlich Isingen und Leidringen („Flachzeil“, „Buch“, „Weilerhalde“).

In den darüber folgenden hellaschgrauen, kalkigen Bänken des mittleren Lias, den Numismalmeregen (Lias γ), versteilt sich vielfach das Gelände und trug einst hauptsächlich Schafweide, ist aber heute größtenteils bewaldet („Withau“ südöstlich Leidringen, „Warnberg“ bei Geislingen usw.). Der Fossilienforscher findet hier in den Aufschlüssen eine reiche Ausbeute, ganze „Belmmitenschichtfelder“, wie an der „Heusteig“ bei Erzingen, Westlich Geislingen im Hörnle-Schopflen-Zug, bei Erlaheim, westlich Erzingen in den verschiedenen Talzinken des Brühlbaches, rings um den „Withau“ nördlich Dautmergen führen fette, wieder dunklere Tone, die Amalthentone (δ) mit den zierlichen Zopfammoniten, vollends zum Oberstock des Kleinen Heubergs hinauf, den die nur etwa 10 m mächtigen, widerstandsfähigen Ölschiefer des Lias (ϵ), die Posidonienschiefer, decken.

Die Ölschiefer bilden im Schwarzen Jura eine zweite flachwellige Ackerplatte. Sind es im untersten Schwarzjura helle, harte Kalke oder Sandsteine, welche die Unterlage und zugleich die Kanten bilden, so sind es hier dichtgepackte, oft papdeckelartige, mit Bitumen durchsetzte Schiefer-tone, die dieselbe Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung und Abtragung zeigen. Die Talrisse, die die Bäche am Rand der Schieferflächen eingegraben haben, zeigen sehr steile und standfeste Wände, so gegen

das Schlichemtal. Wo die Schiefer nicht erschlossen sind, sind sie an den unzähligen kleineren und größeren Schieferblättchen erkenntlich, die auf dem Acker schon oft vom Pflug gewendet wurden. Beim Zementwerk Dotternhausen werden die Schiefer abgebaut. Die Ölschiefer sind es, die durch ihre Versteinerungen unserem Jura Weltruf eingebracht haben (Holzmaden!). Da aber ihre Böden nicht so tiefgründig sind und vielfach auch hitzig, waren sie nicht so stark wie die untere Liasplatte als Siedlungsland alter Dörfer begehrt. Von Dörfern liegen nur Dormettingen und das abgegangene Dorf Bronnhaupten (heute ein Weiler) und das Städtchen Schömberg auf der Ölschieferplatte (siehe unten).

Der Außenrand des Oberstocks, der im Posidonienschiefer nach Norden bis zum Häsenbühl vorspringt, ist vielfach durch zahlreiche Bächlein, die im Quellhorizont an der Basis der Ölschiefer oder am Grund der Numismalmeregel entspringen, in lange schmale Riedel aufgelöst. So bildet das Riedbachsystem südwestlich Geislingen ein regelrechtes Bündel von gleichlaufenden flachen Talmulden, die durch niedere Hügellücken getrennt sind. Die Steinach bzw. der Brühlbach, wie die Steinach oberhalb Endingen heißt, hat sich in den Oberstock mit kräftiger Verastelung eingefressen, hat aber einen verbindenden Riegel vom Höhenrain über Bubensulz zum Bockshörnle nicht durchbrechen können. Teilweise ist auf den Hügellücken die ursprüngliche Schieferdecke abgetragen oder wie zwischen Geislingen und Erlaheim nur noch in abgetrennten kleinen Kuppelbedeckungen erhalten („Binsen“, „Öfele“ usw.).

des Kleinen Heubergs bleibt. Dieser springt als Bastei weit nach Nordwesten vor, weil das ihn aufbauende Schichtpaket tektonisch tiefer liegt als in den Nachbargebieten links und rechts von ihm (s. dazu auch die Ausführungen des Verfassers in den Heimatk. Blättern vom Juni 1961).

Die Heubergmulde bildet die Fortsetzung des Freudenstädter Grabens, dessen nördliche Randverwerfung über Fischingen, die Keuperberge bei Kirchberg, wo sich eine Insel von Lias erhalten konnte, den Hummelberg bei Erlaheim, den Hummelberg bei Geislingen bis zur Stadtmühle an der Eyach bei Balingen reicht. Sehr schön ist diese Tiefenlinie auf der Gäuplatte südöstlich Sulz am Lauf des Mühlbaches zu beobachten. Dieser folgt von Wittershausen bis unterhalb Renfrizhausen in nordöstlicher Richtung dem Schichtenfallen; bei normaler Lage müßte es Schichtenstreichen sein. Obwohl der Mühlbach auf dieser Strecke ein Gefäll von über 100 m auf 11 km hat, fließt er doch dauernd im Lettenkeuper oder obersten Hauptmuschelkalk, denn die Kippung gegen die Tiefenlinie vom Freudenstädter Graben hat sein Gefäll erhöht. Bei Mühlheim am Bach sinkt die Grenze Muschelkalk/Lettenkeuper auf 420 m ab, steigt nördlich vor dem Dorf erst langsam, dann rascher an: Das Tal wird breiter („Ried“), Wiesenränder, die in den letzten Jahren begradigt wurden, treten auf. Das Gefäll des Mühlbaches erreicht hier den niedrigsten Wert (5,5 0/00).

In dieser Mulde biegt der Keuperstufenrand stark gegen den Neckar aus und reicht der Lias bis auf 4 km an den Neckar heran. Am Westrand des Kleinen Heubergs endet das steile Einfallen der Schichten des östlichen Schwarzwaldvorlandes, das teilweise über 3 Prozent beträgt. Bei Brittheim setzt die Randplatte mit 690 m ein und liegt noch zu beiden Seiten des Stunzachtals 600 und 620 m (1,4 Prozent). Je weiter nach Osten desto geringer wird das Schichtgefälle, bis die Schichten im Oberstock bei Dormettingen und um den Hardtwald fast eben liegen. Die dadurch entstandene tektonische Mulde ermöglichte es, daß auf dem Kleinen Heuberg die Liasplatten weiträumiger erhalten blieben und sie sich daher weit nach Nordwesten verschieben können. In dieser tektonischen Mulde blieben auch die Keuperhügel von Kirchberg, Bernstein und um die Stunzach sowie die Braunjurain-sel des Hardtwaldes von der Abtragung verschont.

Der Stufenrand des Oberstocks

Der westliche Stufenrand des oberen Stockwerks zieht etwa drei Kilometer hinter dem Außenrand der Basisplatte von Süden nach Norden, von Zepfenhan nach Leidringen, und springt beim Schlichemaustritt in einer breiten Bucht zurück, in deren Hintergrund die Schlichem beim Eintritt in den Schwarzen Jura einen Wasserfall bildet und sehr schön den ganzen Aufbau des Posidonienschiefers zeigt. Südlich der Schlichem liegt der Stufenrand etwa 700 m hoch, nördlich davon tiefer: „Withau“ 687 m, Wolfsgrube 670 m. Diese Höhen erreichen also infolge des starken Einfallens der Schichten nach Osten dieselben Höhen wie im Westen die Basisplatte auf unterstem Schwarzen Jura. Der Nordrand des Oberstocks, der sich 60 — 70 m über die untere Liasplatte erhebt (Grindelbach nordöstlich Leidringen 616 m, Galgenberg 687 m), und vom „Buch“ über Galgenberg, Schömberg, Eschwald, Heuberg zum Warnberg westlich Geislingen zieht, wird von keinem größeren Tal zerschnitten, denn die Quellbäche der Stunzach, der Grindelbach, Sulzbach und Süßenbach, beginnen am Fuß

der Stufe. Die weithin ebene Ölschieferplatte im Innern des Kleinen Heubergs („Lange Schlichte“ — lange Ebene) liegt im Westen und Norden rund 680 m hoch und fällt ganz sanft nach Ost-südost (Platte des Waldhofs 660 m, Dormettinger Ackerflur durchschnittlich 650 m, Dormettinger Mulde 643 m) gegen den Steinachraum ein, der sich in einer breiten tektonischen Mulde entwickelt hat.

Im Kerngebiet der Ölschieferplatte ist in der tiefen Lage auf dem breiten Rücken, dem Buckel des Heubergschilds, ein Auslieger des untersten Braunjura, schwere Lehme des Opalinuston, im Hardtwald (= ehemaliger Weidewald) mit Höhen bis 673 m erhalten geblieben. Hier stockt heute reiner Nadelwald, auf dessen feuchten Charakter schon der bezeichnende Schlagname „Binsenau“ hinweist und der auch in dem reichlichen Vorkommen von Waldschachtelhalme, Bergehrenpreis und Rasenschmiele zum Ausdruck kommt. Im Wasserscheidengebiet sind diese Tone der Abtragung entgangen.

Die Sonderstellung des Kleinen Heubergs

Machen wir eine Wanderung von den Muschelkalkhöhen um Sulz über Vöhringen, Rosenfeld, Erzingen zur Lochen oder zum Schafberg, im allgemeinen Schichtenfallen nach Südosten, so müssen wir von der Gäuplatte östlich Vöhringen über das etwa 7 km breite Waldhügelland der Keuperhänge an der Stunzach steigen, um zu den Ackerplatten des Albvorlandes zu gelangen, die vor dem Häsenbühlhof durch einen Zwischenanstieg unterbrochen sind. Jenseits des breiten Steinachtals beginnt dann der Steilanstieg zum bewaldeten Schafberg oder zum felsgekrönten Lochenstein. Über 500 m Höhenunterschied muß-

ten auf unserem Weg, der über 22 km Luftlinie beträgt, überwunden werden. Der Kleine Heuberg mit seinen Schwarzjura-Ackerplatten, die unterste sogar 4 km breit, liegt zu unseren Füßen bis nordwestlich Brittheim, dessen Kirchturm am Westrand aufleuchtet, vor uns ausgebreitet.

Ganz anders im Rottweiler Gebiet! Hier sind die Albvorbene und das Keuperland zu schmalen Randleisten von 3 bzw. 4 km zusammengeschumpft. Man beachte im Gegensatz dazu die 11 bzw. 7 km auf dem Kleinen Heuberg. Ähnlich wie bei Rottweil sind die Verhältnisse rings um den Zollern, wo das Vorland auch weit hinter der Breite

Besiedlung des Schildes

Aus vorgeschichtlicher Zeit sind Steinbeifunde bei Leidringen, eine kupferne Doppelaxt der beginnenden Bronzezeit bei Zimmern u. d. B., ein Urnengrab bei Dormettingen aus der jüngeren Urnenfelderzeit (etwa 1000 — 800 v. Chr.) und dann die vielen Hallstattgrabhügel bei Täbingen und im Hardtwald bekannt. Römische Gutshöfe sind bei der Peterskirche in Leidringen, auf den „Saibswiesen“ zwischen Erlaheim und Binsdorf, auf „Steinmauren“ bei Rosenfeld und ein römischer Begräbnisplatz beim Häsenbühlhof nachgewiesen. 50 m vor dem Wald „Schopflen“ stand auf dem aussichtsreichen Rücken beim Häsenbühl ein mächtiges Denkmal mit monumentaler Inschrift eines Kaisers, vermutlich des Kaisers Domitian. Anlaß zur Errichtung des Denkmals könnte die Vollendung des Baues der Straße von Rottweil nach Sumelocena (Rottenburg) gewesen sein, die südöstlich Täbingen über Dautmergen quer über den Heubergschild zum Kreuzungspunkt mit der Straße Sulz — Laiz auf den Häsenbühl führte. In alemannischer Landnahmezeit wurden vor allem die Ränder der Basisplatte besiedelt. So liegt heute eine ge-

schlossene Gruppe von -ingen-Orten rund um den Heubergschild mit Isingen, Leidringen, Täbingen, Dautmergen (früher Tutmaringen), Dormettingen, Erzingen Geislingen, deren urkundliche Namen größtenteils einmalig sind und einen fremdartigen Eindruck erwecken (Liderin-

gen, Tagawingen, Tutmaringen, Toromoatingen = Leidringen, Täbingen, Dautmergen, Dormettingen). Sie werden teilweise schon frühzeitig urkundlich erwähnt (786: Isingen, Dormettingen, 793 dann auch Täbingen).

(Fortsetzung folgt)

Bannwälder

von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Das Naturschutzgebiet „Untereck“ im Balingener Forstbezirk, dem Naturfreunde mit Recht großes Interesse entgegenbringen, zählt zu den Bannwaldgebieten der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg. Was diese mit den „Bannwäldern“ beabsichtigt und welche Beobachtungen und Maßnahmen deshalb in den einzelnen Wuchsgebieten aus den landschaftlichen Gegebenheiten heraus nötig werden, soll im folgenden auch am Beispiel des Unterecks wenigstens andeutungsweise geschildert werden. Zunächst wird es aber nötig sein, den Begriffen „Bann“, „Bannforst“, „Bannrecht“ und verwandten Bezeichnungen aus sprachlicher und geschichtlicher Schau nachzugehen, um das forstliche „Bannen“ im „Bannwald“ aus weiterer Perspektive zu verstehen.

Das altdeutsche Wort „ban“ bedeutet „Gebot“, und auch das mittellateinische „bannus“ oder „bannum“ weist auf „Bann“ im Sinne von Gebot und Verbot hin. Im Fränkischen Reich hieß die königliche Regierungsgewalt „Bann“ und man unterschied „Heerbann“ und „Gerichtsbann“ je nach dem militärischen oder zivilen Sektor des Regierens. Der „Blut- oder Königsbann“ bezog sich auf die Kriminalgerichtsbarkeit; „bannus“ konnte auch Strafgeld bedeuten, im Fränkischen meist 60 solidi (Schilling). Häufig war die Gerichtsbarkeit auf einen bestimmten Bezirk eingeschränkt, so daß etwa „Burgbann“ das Recht auf Gebot und Verbot im Bereich einer Burg bedeutete. Die Abgrenzung solcher Bereiche macht das Wort „Bannmeile“ deutlich: Meist im Abstand von einer Meile standen Bannsäulen als Grenzzeichen um ein Gebiet herum, in dem z. B. ein besonderes Markt- und Zunftrecht herrschte. Mit dieser Eingrenzung hatte auch die mittelalterliche „Konfination“, die „Verstrickung“ zu tun: eine gewisse Freiheitsstrafe bestand eigentlich nicht in Gefangenhaltung, wohl aber in der Verpflichtung, einen angewiesenen Ort nicht zu verlassen. Wir würden hier von Polizeiaufsicht sprechen.

Das Bannrecht als ein den Grundherren zustehendes Zwangsrecht war vielgestaltig, die Befugnisse beschränkten sich jedoch oft auf gewisse Bannbezirke. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Wort „Weichbild (einer Stadt)“: „Weich“ geht zurück auf „vicus = Dorf, Siedlung, Stadtteil“; „Bild“ heißt eigentlich „bill, Gesetz“; „Weichbild“ — heute oft im Sinn von „Stadtkern, Altstadt“ gebraucht — ist also „wichtbilde“, Banngerechtigkeit in der Bedeutung von mittelalterlichen Privilegien einer Siedlung. Die „Bannpflicht“ im Rahmen einer Banngerechtigkeit konnte darin bestehen, daß die Einwohner gezwungen waren, z. B. nur in einer vorgeschriebenen Mühle („Bannmühle“) mahlen zu lassen. Ähnliches galt beim Kelterzwang, Bier-, Fleisch-, Backzwang und sonstigen „Gewerbegerechtigkeiten“. Diese wurden im 19. Jahrhundert in ganz Europa aufgehoben (in Deutschland 1873).

Im übertragenen Sinn kann Bann auch „Fluch, Zauber, Fessel, Verbot“ bedeuten. Grimmelshausen in seinem „Simplicius Simplicissimus“ und G. Freytag beschrieben das im Dreißigjährigen Krieg übliche

„Bannen“, das „Festmachen“ von Dieben und das „Hartmachen“ gegen Hieb und Stich durch Zaubersprüche, Salbungen und allerlei Zeremonien. Eine alttestamentlich „verbannte“ Sache war göttliches Eigentum und dessen Vindizierung (Beanspruchung) wurde mit der Todesstrafe bedroht. Bis in das Mittelalter war nach talmudisch-rabbinischem Recht der „Bann“ gleichbedeutend mit Ausstoßung, Verbannung. Diese jüdische Bannverhängung ging an die christliche Kirche über: Die Exkommunikation, der Kirchenbann, schloß als kleiner Bann (excommunicatio minor) vom Sakramentgenuß, als großer (e. maior) völlig von der kirchlichen Gemeinschaft unter Verfluchung (Exsekration) aus; die seit dem 4. Jahrhundert übliche Formel „damnamus, wir verwerfen“ bedeutete meist Landesverweisung. „Interdikt“ hieß die Ausdehnung eines Bannes auf einen Ort oder auf ein Land, in dem nun keine

kirchliche Feier mehr stattfinden durfte. Eine besondere Kirchenbuße war nötig, damit der Bann wieder aufgehoben wurde. Die neuere staatliche Gesetzgebung verbot dann überall die Verbindung bürgerlicher Nachteile mit dem nach kanonischem Recht erfolgten Kirchenbann. Dieser war häufig mit der „Acht“ verbunden; der Geächtete war vogelfrei, jeder konnte ihn töten, niemand durfte ihn unterstützen. Die „Reichsacht“ wurde „nach Jahr und Tag“ durch abermalige Ächtung zur strengen „Aberacht“, zur vollen Friedlosigkeit. Von dieser konnte man sich in der fränkischen Zeit durch Zahlung von Wergeld (wer=vir=Mann) befreien. Landfriedensordnungen regelten vom 11. Jahrhundert an solche Fälle neben dem Fehdewesen; 1495 wurde von Maximilian I. der „Ewige Landfriede“ erlassen.

Zum Spektrum des „bannen“ gehören noch andere Begriffe. So heißt „Bannbulle“ ein päpstlicher Erlass über die Verhängung einer Exkommunikation. Der „Bannsegen“ ist nach dem Volksglauben eine magische Prozedur des Beeinflussens, Festhaltens, Abwehrens. „Banngut“ ist Schmuggelware; „Kontrebande, Bannware“ sind Güter, deren Transport in feindliche Häfen ein Kriegführender einem Neutralen untersagen kann, wenn dieser nicht Schiff und Ware verlieren will. „Bannbezirk“, auch „Bannmeile“, heißt auch ein meist das Parlamentsgebäude umgebender Bezirk, der für politische Kundgebungen gesperrt ist. Im Hochgebirge ist der „Bannwald“ ein Schutzwald gegen Lawinen, Steinschlag



Aus dem Naturschutzgebiet Untereck.

Foto: Scheerer

und Erdrutsch; er darf nicht abgeholzt werden.

Auf etlichen ergiebigen Umwegen sind wir damit zum Begriff des „Bannforsts“ oder Bannwalds gelangt. Das Wort „Forst“ ist umstritten, es bedeutet aber im Gegensatz zum bäuerlichen Markwald ursprünglich den dem König für Jagd, Holznutzung und Rodung vorbehaltenen Bannwald. Darauf weisen Bezeichnungen hin wie „silva regis, Königswald“, „forestum dominicum, Herrenforst“, „forestum bannarium, Bannforst“, „silva defensata, ständig verteidigter, d. h. gegen Übergriffe sich wehrender Wald“. Die „silva inforestata“ war der „eingeforstete Wald“, wobei man unter „Einforstung“ die durch äußere Zeichen der Abmarkung und Eingrenzung gekennzeichnete Schließung eines Waldes für den gemeinen Gebrauch verstand; ein König oder Graf hatte also neben Fischereiprivilegien und sonstigen ausschließlichen Nutzungsrechten jetzt auch noch einen Bannwald für sich. War der Wald anfänglich Privatbesitz, dann stand seit Heinrich IV. dem Grundherrn ein Mitbenutzungsrecht zu. Aus den Einforstungen sind später die landesherrlichen Waldungen bzw. Staatsforsten hervorgegangen.

Was die Landesforstverwaltung Baden-Württemberg unter „Bannwald“ verstanden wissen will, ist zwar auch eine Art von „silva inforestata“, ein „eingesetzter“ Wald, bei dem es aber nicht um Herrschaftsansprüche, sondern um ein Totalreservat geht, das den „Urwald von morgen“ zum Ziel hat. Unter diesem Titel gab diese Forstbehörde als einen Beitrag zum Europäischen Naturschutz ein Buch heraus, in dem die einschlägigen Bannwälder beschrieben und auf wissenschaftlich verwertbare Kriterien untersucht werden. Die Nutzung der bisherigen Wirtschaftswälder bedeutete einen ständigen Eingriff des Menschen in die Natur, so daß man zwar um sachgemäße Waldbehandlung zwecks hoher Erträge, zu wenig aber um die Eigengesetzlichkeit des Waldwesens und dessen Leistungsfähigkeit ohne menschliches Regulieren weiß. Man will also an einigen ausgesuchten Stellen des Landes zum Urwald zurückkehren, zu einer großflächigen Vegetationsform, in der jede Nutzung unterbleibt und in der sich ein Gleichgewicht der Lebensgemeinschaften je nach Standort und Klima spezifisch einstellt. Ganz ohne Eingriff geht es freilich auch im Bannwald nicht: Man müßte z. B. Schadinsekten bekämpfen, wenn diese die Nachbarwälder zu sehr gefährden. Auch muß die Jagd ausgeübt werden, da natürliche Feinde wie der Luchs fehlen und zu großer Wildstand einseitig auf das Baumartenverhältnis einwirkt. Der Urwald wird nicht durchforstet, schafft aber neue Biotope. Auf forstlichen Grenzertragsflächen -

der Bannwald als ökologischer Sonderfall - können Erkenntnisse gewonnen werden, die übliche Waldpflegemaßnahmen vielleicht entbehrlich machen. Ins Extrem will man aber mit dem Bannwald nicht gehen; er bietet in jedem Fall wissenschaftliche Besonderheiten und ist obendrein wegen der gewollten Waldwildnis für den Naturfreund auch von ästhetischem Reiz.

Man hat in starker Vereinfachung die südwestdeutsche Stufenlandschaft als einen Fächer betrachtet, für dessen Glieder etwa Waldshut das Drehzentrum ist. Geologisch handelt es sich um mesozoische Formationen (Erdmittelalter), so daß man, „nach Osten weiterdrehend“, von dem im Schwarzwald dem Grundgebirge aufliegenden Buntsandstein zum Muschelkalk im Neckartal, dann zum Keuper und Lias im Albvorland und dann, über den Dogger aufsteigend, zum Malm der Albhochfläche gelangt. Dabei bilden Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper die sogenannte Trias, während Lias, Dogger, Malm den schwarzen, braunen und weißen Jura bedeuten. Bannwälder gibt es zur Zeit in Baden-Württemberg 40, von denen vier auf das Oberrheinische Tiefland, zwölf auf den Schwarzwald, zwei auf den Odenwald, acht auf das Neckarland, fünf auf die Schwäbische Alb und neun auf das Südwestdeutsche Alpenvorland entfallen. Diese Wuchsgebiete verlaufen in ihrer Gesamtanordnung einigermassen parallel von Südwest nach Nordost und erhielten Bannwälder zugewiesen nach Maßgabe ihrer Fähigkeit, für die Forstexperten die Entwicklung zum Urwald hin aus den ganz verschiedenen Standortbedingungen deutlich zu machen. In „Urwald von morgen“ werden die einzelnen Bannwälder forstlich charakterisiert; hier mag es genügen, auf einige Landschaftseigentümlichkeiten der Wuchsgebiete hinzuweisen. In der Eiszeit wurde das Oberrheinische Tiefland mit seiner Rheinniederung, Niederterrasse und seinem Rheinhügelland geformt. Im Schwarzwald ist durch tertiäre Hebung und Abtragung das Grundgebirge bloßgelegt; die Westflanke ist steil, die Ostflanke flach. Das Schwarzwaldklima hat atlantische Züge; im Nordosten des Schwarzwaldes gibt es Müssen (vermoorte Böden) und Hochmoore. Der Odenwald ist von Natur ein reines Laubwaldgebiet, deshalb ist dort im Bannwald die Entwicklung der standortfremden Forle (Kiefer) von Interesse. Vielfältig ist das Standortsmosaik im Neckarland, bei dem Muschelkalk, Keuper, Lias und Dogger den Untergrund bilden. Das Alpenvorland ist ein tertiäres Senkungsgebiet, über das der eiszeitliche Rheingletscher seine Moränen schob. Es gibt hier zahlreiche Moore und Moorwälder.

Die Schwäbische Alb als Dach des süd-

westdeutschen Schichtstufenlandes besteht oben aus Kalken und Mergeln des Weißen Jura. Dessen Steilrand gegen Nordwesten heißt Albtrauf; der Wald mischt sich aus Buchen und Tannen. Das Land senkt sich donauwärts nach Südosten, nördlich der Klifflinie in Hochalb und südlich in Flächenalb. Das „Kliff“ ist die als Landstufe noch sichtbare Küstenlinie des tertiären Burdigalmeers. Auf der Albhochfläche finden sich verkarstete Trockentäler mit felsigen Steilhängen. Zwei Bannwälder, darunter das Untereck, liegen am Albtrauf; einer gehört zur Flächenalb, zwei umfassen Hangstandorte von Trockentälern.

Das als Bannwald seit 1939, im Kernbereich seit 1924 bestehende Untereck ist ein Naturschutzgebiet von 33 ha. Abtragung und Erosion formten hier den Weißjura, so daß nur die Wohlgeschichteten Kalke (Malm beta) und Mergelschichten (Malm alpha) anstehen; Rutschungen und Bergstürze kennzeichnen das Abbrechen der Kalksteindeckschichten. Das Untereck hat die Form eines nach Nordosten geöffneten Hufeisens zwischen „Grat“ und „Hörnle“; die sogenannte Wasserlochschlucht teilt es in eine nördliche und östliche Hälfte (Grat). Die Höhen über Normalnull betragen etwa 800 bis 940 Meter. Die dauernden Gesteinsbewegungen führen zur Bildung von „Rinnen“, von Spalten, die am Grat 3 m breit sind und auf kommende Bergstürze hinweisen. Die Rinnen begleitet eine charakteristische Flora: Reitgras, Laserkraut, gelber Enzian usw. Auf den Hangrippen (Riegeln) können sich Riegelwälder halten, die sich aus Mehlbeerbäumen, Tannen, Buchen, Fichten und Sträuchern zusammensetzen. Außer den trockenen Oberhängen mit ihren Bergrissen gibt es im Untereck auch normale Steilhänge mit entkalktem, humosen Kalkverwitterungslöss (sog. Terra fusca-Rendsina), auf dem ein Buchen-Tannenwald und sonstige Bäume aufstrecken. Die feuchten Unterhänge tragen einen Ulmen-Ahornwald; für die Bodenflora sind u. a. Silberblatt, Hirschzunge und Blasenfarn charakteristisch. Um das Wasserloch gruppieren sich moderne Baumstämme, Pilze, Bärlauch, Eiben und sonstige Vertreter eines extremen Alb-standorts (siehe Bild). Auch die Fauna hat hier ihre Besonderheiten; es nisten hier z. B. Spechte, Hohltauben, Käuze und sonstige Vogelarten.

Das Bannwaldprogramm ist in Baden-Württemberg 1970 wesentlich geändert und erweitert worden. Man erkannte, daß es wissenschaftlich ergiebiger sei, von großräumigen Normalstandorten auszugehen als an Extremstandorten, also relativ seltenen Schroffhängen, Mooren, Karstflächen, den Urwald zu studieren. Und da Bannwälder meist Naturschutzgebiete sind, wurde mit der Mehrung der Bannwälder zugleich der Naturschutzgedanke gesteigert. Was in der Kulturlandschaft, auf Äckern, Wiesen und Weiden, im Garten und Weinberg geschieht, ist im wesentlichen vom Menschen dirigiert; allein der Wald, dem alle Vegetation zustrebt, bleibt souverän. Hier bannen heißt nicht nur nutzbringende Erkenntnisse anstreben, sondern Natürlichkeit zurückgewinnen. Denn ungestörtes Waldleben ist Natur, ist geheimnisvolle Kraft, der wir uns vertrauend hingeben können.

Gleichnamige Burgen unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Die Grafen von Urach erbten dann um 1218 die zähringischen Güter rechts des Rheins und erbauten zwischen 1225 und 1239 zur Sicherung ihrer Herrschaft an der Straße von Titisee nach Schaffhausen die Burg Urach bei Lenzkirch. Auch auf eine Siedlung mit Wehrkirche an der Straße in den Breisgau im rechten Seitental der Breg wurde von ihnen der Name Urach übertragen. Die Hofbeamten der Grafen von Urach, die Truchsess von Urach, die hauptsächlich auf der Alb, z. B. in Ringingen, begütert waren, führten einen Ochsen-

kopf mit einem Nasenring im Schild (Kraus, Hoh, Jahreshäfte 1952), der ursprünglich sicher als Kopf eines Auerochsen gestaltet war.

Zuweilen läßt auch der Burgnamen auf eine abgegangene Siedlung schließen. **Werenwag** war nicht von Anfang auf der Höhe 200 m über der Donau, denn „wag“ bedeutet tiefe Stelle im Wasser. Demnach ist ein Wohnsitz an der Donau anzunehmen, von dem aus auf steilem Felsen eine Burg erstellt wurde. Wir sehen also, die Ritter haben zu ihrer Höhenburg wie ihr Wappen auch den Namen mitgenommen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen
Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen,
Am Heuberg 14. Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am
Heuberg 42. Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen
jeweils am Monatsende als ständige Beilage
des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 23

27. November 1976

Nr. 11

Vom Balingener Färberhandwerk

Von Fritz Scheerer

Ein altes, heute ganz ausgestorbenes Handwerk ist das der Färber. Zwischen Eyach und Mühlkanal, also zwischen den beiden Stadtmauern, standen neben den Gerbereien noch im vorigen Jahrhundert die Werkstätten der Färber, die den Familien Eisele, Ruff, Stähle, Walter und Weichert gehörten. Heute erinnert nur noch die Färberstraße an das einst blühende Handwerk. Es mag ein buntes Bild gewesen sein, wenn an den Rechen der Werkstätten die langen, meist blau gefärbten Tücher im Winde flatternd zum Trocknen aufgehängt waren und die Färber in ihren blauen Schürzen, die Rotgerber in den braunen und die Weißgerber in den weißen Schürzen hantierten.

Schon im Jahr 1602 erhielten die drei Meister des Schwarzfärberhandwerks Hans Stehlin, Ludwig Beet und Jakob Götz von der Stadt die Erlaubnis, statt der bis dahin benützten städtischen Mange, die sie mit aller Gerechtigkeit inne hatten, außerhalb am Stadtgraben eine eigene Mange zu bauen, die sie auf eigene Kosten unterhalten und woraus sie der Stadt jährlich 2 lb. hlr. (Pfund Heller) Bodenzins reichen sollten. Kommen weitere Meister dieses Handwerks in die Stadt so sollten diese die Mange mitbenützen dürfen gegen 6 fl. (Gulden) Einstand für Bürger und 10 fl. für zuziehende Färber von auswärts. Für den Betrieb der Mange war ein Mangmeister aufgestellt. In der Mange wurde das Tuch unter dem mit Steinen bis 200 Zentner stark belasteten Oberteil platt gedrückt. Das Hin- und Herbewegen der Last geschah durch einen gewaltigen Göpel mit riesigem Zahnrad und dicker Achse, alles aus stärkstem Eichenholz. Die Mange konnte auch durch einen Maulesel getrieben werden. Für Menschen kostete ihre Bewegung manchen Schweißtropfen. Die ehemals im Eise-

leschen Anwesen im Zwinger befindliche Mange konnte erfreulicherweise im Heimatmuseum mit der ganzen Einrichtung einer fast einmaligen Färberwerkstatt, darunter viele Druckmödel, aufgestellt werden (s. Bild).

Die 1468 von dem Magister Johann Schultheiß von Nagold (1463-1483 in Balingen) gegründete Sebastiansbruderschaft hörte 1528 auf zu bestehen, wurde aber 1673 wieder ins Leben gerufen. Ihr gehörten Barbieri, Buchbinder, Hutmacher, Zeugmacher, Schwarzfärber, Goldschmiede, Nagelschmiede, Kupferschmiede, Kannengießer, Sattler, Seiler, Gürtler, Leineweber, Dreher, Glaser, Hafner und Apotheker an (viele Berufe, die heute ausgestorben sind). Die Neugründung erfolgte damals vor allem, um Sargträger bei Beerdigungen von an der Pest gestorbenen Menschen zu haben, denn in den Jahren 1463 bis 1465 wütete diese Seuche in Balingen und forderte viele Opfer. 1463 gehörten zu den damaligen Gründern auch die Färber Michael Eisele und Hans Jakob Stehle. 1678 waren u. a. die Färber Felix Stehle und 1676 Hans

Georg Scholder Mitglied der Bruderschaft.

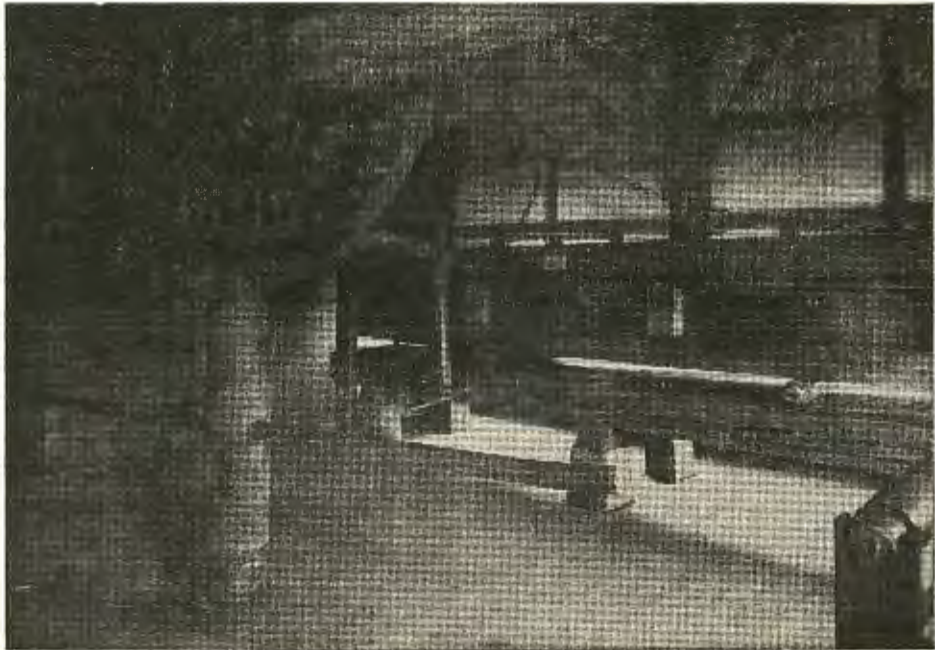
Eng verbunden mit den Färbern waren die Handweber, denn bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden zu den buntgemusterten Stoffen die Fäden gefärbt, da in Balingen Buntdruck bis dahin unbekannt war. Das Muster war also zunächst Sache des Webers. Daneben wurden auch Stoffe einfarbig gefärbt, vielmehr wurden auch alte Stoffe umgefärbt. Wenn Wind und Wetter die Farbe der selbstgesponnenen und -gewobenen, fast unzerreißbaren Stoffe derart mitgenommen hatte, daß eine Auffrischung wünschenswert schien, kamen die jahrzehntelang getragenen Gewebe zertrennt oder unzertrennt wieder zum Färber wie auch die durch verschiedene Generationen getragenen „Hirschledernen“. Dieses Neufärben erforderte jedoch mehr Arbeit als die Erstfärbung.

Als Farben benützten die Färber ursprünglich Naturfarben. Der Kreuzblütler Färberwaid (*Isatis tinctoria*), das deutsche Indigo, war lange ein beliebtes Mittel zur Farbengewinnung, für blau und schwarz. Er wurde zeitweise auch angebaut. Heute finden wir ihn nur noch verwildert an sonnigen Hängen, Mauern und Bahndämmen. Der aus Java eingeführte Indigo verdrängte den Waid. Indigo war ein schon im Altertum bekannter „echter“ blauer Farbstoff indischer Pflanzen. Farblos (Indigo-Weiß) und löslich gemacht geht Indigo an der Luft durch Oxydation in drei verschiedene Blau über. 1880 wurde dann Indigo durch den späteren Nobelpreisträger Adolf Bayer synthetisch hergestellt.

Zum Gelbfärben wurde Wau (Färberreseda) verwendet. Einen roten Farbstoff enthält Krapp, ein südeuropäisches Labkraut in seiner Wurzel (*Rubia tinctorum*). Aus ihm bekam man die Färberröte. Auch er wurde teilweise angebaut. Krapp war zudem eines der besten existierenden Färbemittel wegen seiner Dauerhaftigkeit und der großen Anzahl von Farben, die er durch verschiedene Beizen lieferte.

Das Bläuen der Baumwollgarne oder -waren geschah meist durch Ultramarin, eine licht- und seifenechte Mineralfarbe, die heute künstlich durch Glühen von Soda oder Glaubersalz hergestellt wird. Zum Absud wurde meist das farblose Doppelsalz Alaun verwendet, dessen Bestandteile schwefelsaure Tonerde und schwefelsaures Kali oder schwefelsaurer Ammoniak und 24 Gewichtsteile Wasser waren.

Ein Vorschlag für Gelbfärben aus der Deutschen Färberzeitung von 1871 sei hier zur Illustration angeführt und zwar für 38 Pfd. Tuch (1 Pfd. rund 460 Gramm): „Zum einstündigen Absud 9 Pfd. Alaun, 1 Pfd. 12 Loth (1 Loth = $\frac{1}{32}$ Pfd.) Weinstein und $\frac{2}{4}$ Pfd. Komposition, welche mit Salzsäure und 18 Loth Zinn angesetzt ist. Ausgefärbt in frischem Bade mit 11 Pfd. Wau



1 Stunde kochen lassen, dann heraus, demselben Bade den Absud von andern 11 Pfd. Wau und 1 1/2 Pfd. Quercitron zusetzen und das Tuch noch 1/4 Stunde kochen lassen“.

Um das Gelingen des Vorbringens der „brillanten Farben zu sichern, muß schon die Operation des Bleichens mit der Färberei in Einklang stehen“. Ursprünglich wurde die Naturbleiche angewendet. Man nahm die Sonne in Anspruch, legte oder hängte die Stoffe ins Freie (Balinger Flurnamen „Auf der Bleiche“, „Bleichgarten“) und förderte durch laufendes Netzen den Bleichprozeß. Später kam dann der Bleichkessel auf. Unter Zusatz von Natronlauge und einem Netzmittel wurden die Stoffe im Kessel gekocht. Sie kamen dann in ein Chlorbad und wurden mit Salzsäure nachbehandelt, ein ziemlich langwährender Prozeß, der durch Spülbäder immer wieder unterbrochen wurde. In neuerer Zeit wurde dieses Verfahren durch die Chlorsauerstoffbleiche abgelöst, aber da gab es schon keine Färberhandwerker mehr. „Die Stoffe gehen hier durch verschiedene Bäder. In dem ersten werden sie genetzt, es folgt dann ein Chlorbad, und anschließend werden sie in einen großen Bleichbottich gelegt. Dort läßt man die Flotte, bestehend aus Natronlauge, Wasserglas und Wasserstoffsperoxyd, zirkulieren und auf die Ware einwirken. Die Flotte wird auf 85 Grad erhitzt und die Ware bleibt 4 bis 5 Stunden drin liegen“. Der Bleichprozeß ist dann beendet. Die Ware muß nur noch Spülbäder durchlaufen und mit chemischen Mitteln weich gemacht werden. Hier spielt also schon viel Chemie herein.

Die Farbarten der Kollektionen unserer Färberhandwerker lassen darauf schließen, daß im letzten Jahrhundert die Färberei eine grundlegende Änderung erfahren hat, denn unsere Färber gingen zum Buntdruck über. In Württemberg übernahm als erster 1766 Joh. Heinrich Schüle, der Begründer der Heidenheimer Kattun-Manufaktur das Buntdruckverfahren von England.

Eine der wichtigsten Grundlagen dieses Verfahrens war die Herstellung der Druckmödel, Mödel in der Art der Springerlesmödel mit Mustern. Der Färber schnitt aus etwa 5 cm starken Birnbaumhölzern an den langen Winterabenden das Muster mit bewundernswerter Geschicklichkeit und viel Fleiß und schlug teilweise Stahlstifte ein. Solche schönen Mödel und geschnitzte Walzen, Werke schwäbischer Heimatkunst, sind im Heimatmuseum in großer Zahl aus der Werkstatt der Familien Eisele und von Friedrich Stähle, dem letzten Balinger Färber, der 1949 verstarb. Diese Druckmödel geben uns einen einmaligen Eindruck in die damalige Kunst der Färberei.

Waren die üblichen Geschäftsvorgänge mit den Geweben wie Bleichen, beiderseitiges Rauhen und Mängen in der riesigen Menge beendet, wurden die Mödel in Eisenbeize getaucht und mit kräftigen Hammerschlägen auf das Gewebe gedrückt, dann wurden die Stoffe in Blauholz gefärbt, geleimt (appretiert), nochmals gemangt und gepreßt. Leinene Stoffe wurden geglättet, indem sie in Stärke getaucht und mit dem Glättstein, meistens einem unedlen Jaspis, gestrichen wurden.

Einer der bekanntesten Färber des vorigen Jahrhunderts, der sich gleichzeitig auch als Flugzeugbauer wie der Schneider von Ulm (Berblinger) und als Steinhauer betätigte, war der Jakobfrieder, Jakob Friedrich Walcker (1797-1862). Er brachte von Mühlhausen in Thüringen die Golgasdruckerei mit, die man heute nur noch dem Namen nach kennt. Golgas wurde von den Zeugmachern aus einem Zettel handgesponnenen Kammgarn und einem Schuß aus Maschinenstreichgarn angefertigt in Stücken von 30 Ellen Länge. Diese Stoffe wurden dann mit kleinen Rauten, sogenannten Zwetschensteinmustern, bedruckt und zu Frauenunterröcken verarbeitet, wie

ein Muster im Heimatmuseum zeigt und man sie noch gelegentlich in Leidringen sehen kann. Nach dem Bericht des Eisenbahnkomitees von 1864 hatte die Golgasdruckerei in Balingen eine große Ausdehnung und Bedeutung. Wenige Jahre später ging sie aber immer mehr zurück, da die Handweberei und Färberei den Fabrikbetrieben weichen mußte und die billigen Stoffe den haltbaren, aber teuren selbst-erzeugten vorgezogen wurden. Die großen Spinnereien und Webereien richteten eigene Färbereien und Appreturanstalten ein.

Die Ausrüstung der Stoffe hat eine überaus große Entwicklung durchgemacht, die Fortschritte von Technik und Chemie waren mitbestimmend. Das Färberhandwerk gehört der Vergangenheit an. Die Kollektionen unserer Wirk- und Strickwarenindustrie lassen erkennen, daß fachlich geschulte Färber und Chemiker am Werke

sind. Ihre Arbeit umfaßt heute nicht nur den Färbeprozess. Die Ware muß vorbehandelt, d. h. gewaschen, entschlichtet und vorgebleicht werden, um reine Farbtöne zu erzielen. An das Färben schließen sich Arbeitsgänge des Diazotierens, Entwickelns, Appretierens und Weichmachens an. Je nach Farbtiefegrad werden heute die verschiedensten Farbstoffe verwendet. Die Ergebnisse der technischen, der chemischen und der neuzeitlichen wissenschaftlichen Forschung bewirkten strukturelle Veränderungen des ganzen betrieblichen Ablaufs, so daß heute Stoffe aus verschiedenstem Material hergestellt werden, die zu vielseitigen Zwecken Verwendung finden. Sport und Mode sind es vor allem, die immer mehr die Kollektionen beeinflussen. Modische Artikel in richtigen Farben und passenden Formen sind Erzeugnisse unserer heimischen Textilindustrie.

Übergang Geislingens an Württemberg

Von Fritz Scheerer

Die Kriege der französischen Revolution führten zum Verlust der deutschen Besitzungen auf dem linken Rheinufer und zur Entschädigung der deutschen Fürsten mit geistlichen und weltlichen Besitzungen auf dem rechten Rheinufer. In einem beinahe unaufhaltsamen Siegeszug warf Napoleon Österreich nieder und zwang die Monarchie zur Aufgabe seiner vorderösterreichischen Besitzungen. Die beiden Grafschaften Hohenberg, die Donaustädte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Deutschordensbesitzungen, freie Reichsstädte, Gebiete der Ritterschaften, Abteien usw. wurden als Lohn für geleistete Gefolgschaft und Waffenhilfe von Napoleon dem Kurfürsten und späteren König Friedrich geschenkt. Darunter war auch die Ritterherrschaft Geislingen.

Politik des Kurfürsten Friedrich

Mit Herzog Friedrich hatte am 23. Dezember 1797 ein Herrscher den württembergischen Thron bestiegen, der nicht kleinlich und engherzig war, der für seine Regierung nach innen und außen ein fest umrissenes Programm hatte. Kurz nach seinem Regierungsantritt entwarf er in der dem württembergischen Gesandten in Paris, Legationsrat Abel, mitgegebenen Instruktion einen Plan, nach dem Württemberg durch Gebietserweiterung um die enklavierten ritterschaftlichen Orte und Reichsstädte eine territoriale Erweiterung erfahren sollte. Er stellte sich sogar ein Ziel, das noch über die Grenzen des späteren Königreichs hinausging. Für die verlorenen linksrheinischen Besitzungen suchte er Entschädigung durch Säkularisationen und Gebietsvertauschungen (Abteien Marchtal, Neresheim, Rottenmünster usw.). Schon durch den Reichdeputationshauptschluß 1802 erhielt er eine sehr beträchtliche Landentschädigung.

Friedrich hielt zunächst formell am Reichsgedanken fest, schwenkte aber bald zum Stärkeren über, zu Frankreich. In der historischen Unterredung mit Napoleon im Schloß Ludwigsburg entschied er sich endgültig für Frankreich. Am 4. Oktober 1805 unterschrieb er den Bündnisvertrag mit dem Kaiser der Franzosen. 6300 Württemberger zogen mit dem französischen Heer gegen Österreich, kamen aber kaum ins Gefecht. Friedrichs Staatsminister von Normann-Ehrenfels reiste am 11. Novem-

ber 1805, noch vor der entscheidenden Schlacht von Austerlitz (2. Dezember) zu Napoleon. Normann riet seinem Kurfürsten (seit 1803 Kurfürst), um von vornherein die Entscheidung zu beeinflussen, Entschädigungsobjekte namhaft zu machen. Der Kurfürst wollte, wenn er schon seine Gefolgschaft mit schweren Lasten für sein Land bezahlen mußte, sich nichts von dem vollen Preis entgehen lassen, der ihm für sein Bündnis versprochen war. Der gewandte und zuverlässige württembergische Gesandte Normann verstand es, Napoleons rücksichtsvolles Interesse für Kurfürst Friedrich zu erringen und Napoleons Außenminister Talleyrands wohlwollende Gesinnung für sich in Anspruch zu nehmen. Ohne viel Aufhebens konnten so die ritterschaftlichen Besitzungen, die mit dem „territorio austriaco“ in Verbindung standen und die 1803 aus Rücksicht auf Österreich unberührt gelassen worden waren, jetzt besetzt werden. Dazu gehörten in unserer Gegend die einst kallenbergische Herrschaft (Nusplingen, Obernheim, Dormettingen, Erlaheim), das wettinische Unterdisheim, die Herrschaft Dotternhausen-Rosswangen und die stauffenbergischen Herrschaften Lautlingen/Margrethausen und Geislingen.

Die Herrschaft Geislingen

Das Rittergut Geislingen, das 1464 geschlossen in der Hand der Bubenhofer war, ging 1527 von Sebastian von Gültlingen an die Herren von Stotzingen über. Diese hatten es zeitweise geteilt. Von diesen kamen die Herrschaften, nachdem sie verschiedene verwandte Linien innehatten (Hochberg, Georg Schütz von Purrshütz, Ferdinand Karl von Rost usw.), über die Grafen von Thurn-Valsassina und den Baron von Vogelmayr 1697/98 um 30 000 und 34 000 Gulden an die Schenken von Stauffenberg, die 1698 in den Reichsfreiherrnstand und dann 1791 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. Graf Clemens Wenzislaus mußte dann sich 1805 der württembergischen Oberhoheit unterstellen.

Die meisten Einwohner Geislingens waren Leibeigene des Rittergutes. Nach dem Teilungslibell der Herren von Stotzingen waren 1598 von den 366 Personen nur vier frei. Die Leibeigenschaft gegenüber der Gutsherrschaft wurde erst 1839 gegen 1982 fl. abgelöst. Die Geislinger waren

auch zu Frondiensten auf dem Gut verpflichtet (1827 gegen Zahlung von 2250 fl. abgelöst). Zum Rittergut gehörten zwei Mühlen: die Balingen Stotzinger Mühle und die Mühle am „alten Weiher“ unterhalb des Orts Geislingen. Das Balingen Mühlbannrecht wurde 1876 aufgehoben. Darauf wurde eine weitere Mühle „unten im Dorf“ erbaut, die 1717 erstmals erwähnt wird.

1805 war Geislingen schon rund 400 Jahre Gebietsnachbar der württembergischen Ämter Rosenfeld und Balingen. Nur auf wenige hundert Meter grenzte es auf dem Kleinen Heuberg an die Markungen Dautmergen und Dormettingen und im Südwesten beim Häsenbühl an Binsdorf. Die Westgrenze verlief über „Schopflen“, „Warrenberg“, „Bergen“ zum Mildersbach und war gemeinsam mit Erlaheim. Annähernd dreiviertel der Grenzen Geislingens waren so gemeinsam mit Grenzen alt-württembergischer Markungen. Die Menschen hüben wie drüben waren eines Stammes, nämlich Schwaben und sprachen dieselbe Mundart. Im Gegensatz dazu war aber von großem Einfluß die Verschiedenheit der Religion. Die angrenzenden württembergischen Orte Täbingen, Isingen, Ostdorf, Balingen, Erzingen waren protestantisch, während die oben genannten ritterschaftlichen, also auch Geislingen, katholisch waren (noch 1900 nur 2,4 Prozent evangelisch).

Durch den Schönbrunner Tagesbefehl Napoleons vom 19. Dezember 1805 erhielt Württemberg die Landeshoheit über die ritterschaftlichen Besitzungen und damit in unserem Gebiet über Lautlingen, Margrethausen, Geislingen, Dotternhausen, Roßwangen, Hausen a. Tann, Zimmern u. d. Burg und die Herrschaften Kallenberg und Werenwag. In Besitz genommen wurden sie aber größtenteils schon Ende November und Anfang Dezember 1805, wie im folgendem am Beispiel Geislingen gezeigt werden soll (mit heutiger deutscher Rechtschreibung).

Auf Grund „des Kurfürstlichen Auftrags“ vom 19. November 1805 geht Oberamtmann Johann Jakob Gunzenhauser zu Balingen (1794—1809) mit den zwei Zeugen Stadt- und Amtspfleger Breitschwert und Oberacciser Gerst (Zoll- und Steuerbeamter) am 28. November 1805 nachmittags nach Geislingen, um von dem „Staufenbergischen Ritterschaftlichen Ort Geislingen im höchsten Namen sr. regierenden Kurfürstlichen Durchlaucht von Württemberg Besitz zu ergreifen“. Zur erforderlichen Bedienung gingen Zollbeamter Casimir Barth und Amtsdienner Friedrich Roller noch mit.

Gunzenhauser steigt im Wirtshaus zum „Rösslen“ ab, schickt sofort zu dem staufenbergischen Oberamtmann Endres, „läßt ihm sein Kompliment machen“ und läßt ihn ersuchen, ihn beim Grafen von Staufenberg zu melden, bei dem er wichtige Aufträge sich zu entledigen hatte. Der staufenbergische Beamte erschien bald darauf wieder bei dem Oberamtmann Gunzenhauser und bezeugte das Bedauern seines Herrn Grafen, daß ihn die ihm zugestoßenen Unpäßlichkeiten verhindern, den Besuch von heute anzunehmen, daß er sich aber das Vergnügen, den Oberamtmann G. zu sprechen, gleich nach seiner Wiedergenesung vorbehalten haben wolle. Gunzenhauser geht mit dem staufenbergischen Oberamtmann auf sein Nebenzimmer im Schloß und eröffnet ihm in Gegenwart von Zeugen seine Aufträge „mit dem Anhang“, wie man von Seiten der höchsten Territorialherrschaft erwarte, man werde sich dieser Besitzergreifung fügen und keinen widrigen Folgen aussetzen wollen.

Endres legt Protest gegen die Besitzergreifung ein vor dem zu erwartenden Friedensschluß und vor „allerhöchsten Kaiserlichen Entscheidung und insoweit sr. Gnädigsten Herrschaft Einwände“, bat aber zugleich um Erlaubnis, dem Grafen

von Staufenberg den höchsten Auftrag comminieren zu dürfen“. G. gestattete ihm dieses. Endres kam aber bald wieder zurück mit der Nachricht, daß der kranke Herr wirklich schlafe. Endres trug an, die ganze Sache bei der Nähe von Balingen auf einen andern Tag zu verschieben. G. erklärte jedoch, daß er obiger „Protestationen und Reservationen (Vorbehalte) ohngeachtet den gnädigsten Auftrag“ ohne Verzug vollziehen werde.

G. gab Endres den Auftrag, den Dorfvoigt Philipp Henger herbeiholen zu lassen. E. nahm aber unter Wiederholung seiner Protestationen und Reservationen Anstand. G. läßt nun durch seinen Amtsdienner Friedrich Roller den Vogt herbeiholen. Diesem eröffnet er, daß er durch sr. Durchlaucht Kurfürsten und Herrn den höchsten landes- und territorialherrschaftlichen Auftrag habe, vor den Richtern des hiesigen Ortes Besitz zu ergreifen. G. gibt dem Vogt den Befehl, die Richter des Orts — 12 — herbeiholen zu lassen, binnen zweimal 24 Stunden eine Seelentabelle nach zugestelltem Formular zu übergeben und bekannt zu machen, „daß die ganze Gemeinde dafür verantwortlich gemacht werde, im Fall von dem — nun offiziell werdenden württembergischen Patent oder Wappen etwas verletzt werden sollte“.

Die Beiholung der Richter verhinderte Endres unter Wiederholung der Protestationen mit der Bemerkung, daß die „Staufenbergischen Unterthanen vorher vor dem izzt schlafenden Grafen ihrer Pflicht entlassen sein müssen“.

Wegen der Seelenregister bat der Vogt um vier Tage Zeit, gab die Bürger auf 200 an (ca. 600 Einwohner). Wegen der würt-

tembergischen Patente und Wappen verwahrte sich der Vogt und Beamte, daß sie deren Offizierung (Bekanntmachung) nicht behindern, sondern bloß sich „verwahren“ können, wenn von einzelnen „hinterwärts“ und ohne ihr Wissen und Willen etwas daran verletzt werden sollte. G. ließ das kurfürstlich württembergische Patent durch den mitgebrachten Schlosser Joh. Georg Höschle an die Kirchtür, das kurfürstlich württembergische Landeshoheitszeichen an das Gemeindehaus (Rathaus) anschlagen.

Der Vogt Philipp Henger „benahm sich unterdessen so gut“, daß er mit folgenden Richtern, die er eben zu Haus antreffen konnte, in dem Gemeindehaus erschien: Konrad Koch, Alisi Schädle, Sebastian Müller, Weber und Gemeindepüter Franz Henger. Sie erklärten nach eröffnetem höchsten Auftrag, daß sie sich höherer Macht unterwerfen und weder das „Offiziv“ verletzen, noch auch verschweigen wollen, falls sie einen der Verletzer derselben erfahren sollten.

Als man sie im Namen der neuen Landesherrschaft in Pflicht nehmen wollte, erklärten sie sich dazu aus großer Gewissenhaftigkeit und Anhänglichkeit an die Stauffenberger außerstande. Erst als ihre Bedenken nach sachlicher Aufklärung ausgeräumt waren, nahmen sie „schweren Herzens und mit tränendem Auge“ Abschied von ihrem bisherigen Herrn. Trotz dieser bekundeten Anhänglichkeit sind aber die Geislinger gute und treue Württemberger geworden. Das damals gebildete Patrimonialamt Geislingen wurde dem Oberamt Balingen unterstellt, aber bald aufgelöst, so daß der Ort fortan immer unmittelbar zum Oberamt Balingen gehörte.

Sitte und Brauch in Nusplingen

Von Curt Winkler

Manch schöner Brauch der sich noch bis heute erhalten hat, hellte das Leben der Erdenbürger auf dem Heuberg auf.

Des Christen Lebenslauf beginnt mit der **Taufe**. Die „Gödde“ (Patin) trägt das Kind in die Kirche, wobei sie von der Hebamme, dem „Gödde“ (Pate) und dem Vater begleitet wird. Beim Gang zu und von der Kirche wird geschossen und von den Kindern „vorgespannt“, worauf sie ein Lösegeld erhalten. Zur Taufsuppe nach der Taufe wurde außer den Taufpaten auch die Schützen, der Pfarrer, der Mesner, die Verwandten und Nachbarn eingeladen. In den Tagen nach der Taufe kamen die Verwandten und Nachbarinnen zur Wöchnerin zum „Weisen“, wobei sie Lebensmittel und Geld schenkten. Bevor die Wöchnerin nicht „ausgegangen“, das heißt ausgesegnet ist, was den unehelichen Müttern nicht zuteil wird, darf sie nichts unternehmen.

Interessante Bräuche bestanden früher bei der **Hochzeit**. Nach dem Brautexamen schenkten die Brautleute dem Pfarrer ein Taschentuch. An den Verkündigungssonntagen gingen sie auswärts zur Kirche. Am Sonntag vor der Hochzeit gingen Braut und Bräutigam, auch manchmal die „Gspiel“ (Trauzeugin), zum „Hochzeitladen“ im Dorf herum. Die Eingeladenen schenkten im Herbst und im Winter den Brautleuten manchmal Werg. Dagegen bekamen die Verwandten von diesen einen Sack und Kopftüchlein oder einen Schurz. Der Bräutigam schenkte der Braut gerne die Hochzeitsschuhe und die Braut ihrem „Gspensen“ das Hemd, das Gebetbuch und den Rosenkranz. Die Altersgenossen der Braut schmückten Braut- und Wirtshaus mit Tannenbäumchen.

Am Tage vor der Hochzeit wurde eingezogen, das heißt die Aussteuer der Braut in das neue Heim gebracht. Die Aussteuer

war sehr einfach und klein beieinander. Ganz besonders hoch her ging es, wenn die Braut von auswärts kam. Am Nachmittag vor der Hochzeit kam der Brautwagen mit der Aussteuer an. Vorne quer herüber auf dem Wagen war das Kanapee (Sofa). Darauf saßen die Gspiel mit dem Spinnrädle und dem Rocken, und der Fuhrmann mit Straußgeschmückter Peitsche. An den Kopfgeschirren der Pferde flatterten Taschentüchlein. Einige Zeit später kam die bekränzte Brautchaire mit dem Brautpaar. Beim Erscheinen dieser wie des Brautwagens, wurde geschossen und die Buben spannten mit Seilen vor, worauf ihnen Kleingeld zugeworfen wurde, um das es nicht selten eine tolle Balgerei gab.

Hochzeitstage waren Montag, Dienstag und Donnerstag. Die übrigen Tage waren fürs Heiraten Unglückstage. Am Hochzeitstag war vor dem Kirchgang im Wirtshaus oder im Haus der Braut die „Morgensuppe“, wobei es auf Rechnung des Brautpaares Wein, Bier, Schnaps, Kaffee* und Brot und Hochzeitssträuße gab. Im Brautzug liefen Braut und Gspiel nebeneinander, dahinter der Bräutigam mit dem „Gsell“ (Trauzeuge). Die Braut trug einen einfachen Kranz, was einer „Gefallenen“ versagt war. Wer in der Kirche beim „Zusammengeben“ die Hand oben hatte, wurde „Moa-ster“.

Der Hochzeitszug wurde von den Musikanten bei der Kirche abgeholt und zur Wirtschaft begleitet. Die eigentliche Festlichkeit eröffnete der „Brautführer“ durch den ersten Tanz mit der Braut, in den auch der „Gspelführer“ mit der Gspiel „dreinfahren“ darf. Am Hochzeitsmahl nehmen nur die nächsten Verwandten, Gödde und Godde der Brautleute teil. Den ganzen Nachmittag und Abend steht dann das Brautpaar am Saaleingang, begrüßt die

Gäste und nimmt Geschenke in Empfang, was man „goben“ nennt. Die Gspiel verkauft den ganzen Nachmittag Hochzeitssträuße. Der Gsell muß die Verwandten und auswärtigen Mädchen zum Tanz führen. Am Nachmittag macht das Brautpaar auf dem Kirchhof Gräberbesuch. Auf dem Rückweg lädt es Pfarrer und Lehrer zur Hochzeit ein. Den ganzen Tag über standen, in besseren Zeiten wenigstens, Haus und Schränke des Brautpaares zur Besichtigung der Aussteuer für jedermann offen.

Den Hochzeitsabschluß bildete der „Kehrab“ oder „Kehraus“. Hierauf werden die Brautleute nach Hause geleitet, wobei ihnen die Wirtsleute mit der Laterne heimleuchten. Früher nahm nach alter Sitte der Bräutigam der Braut den Kranz ab. Im Haus wird dann von den Begleitpersonen, die meist junge Leute sind, der Hochzeitsabschied gesungen.

Eine Reihe schöner Bräuche waren auch mit Todesfall und Leichenbegräbnis verknüpft, die zum großen Teil weggefallen oder aber vereinfacht wurden. Ein Sterbekleid kennt man auf dem Heuberg nicht. Dem Toten werden die Sonntagskleider oder bessere Werktagskleider angezogen, einem Mann z. B. weißes Hemd, Hosen und Socken. Nach Eintritt des Todes ließ man die Uhr stehen, wurde ein Fenster geöffnet und hat in einem Teller mit Wasser ein Rapsöllchlein Tag und Nacht gebrannt. Nach dem Tode sollen die Angehörigen die beweglichen Gegenstände im Hause, vor allem Lebensmittel wie z. B. die Milch im Kasten, das Kraut im Faß, das Mehl im Sack usw. nachrücken und verschütteln. Solange der Tote im Hause lag, durfte mit dem Vieh nicht aufs Feld gefahren werden. Kurz vor oder nach dem Tode soll sich die

Seele des Verstorbenen „verzeigen“, das heißt, sich diesem oder jenem auf irgend welche Art z. B. durch Klopfen an die Fensterscheiben, Um- oder Herabfallen eines Gegenstandes und dergleichen bemerkbar machen. Solange der Tote im Haus lag, wurde von den Verwandten und Nachbarn „gewacht“, das heißt Nachtwache gehalten. Hierbei wurde um 10, 12 und 2 Uhr je ein Rosenkranz gebetet. Zur Stärkung gab es Schnaps oder sonst eine kleine Bewirtung. Der Sarganstrich ist bei Verheirateten schwarz, bei älteren Ledigen braun, bei Kindern und Ledigen weiß. Vier Männer trugen den Sarg auf den Friedhof, heute wird er mit dem Leichenwagen gefahren. Das „Bährlein“ eines verstorbenen Kindes wurde von der Gotte auf dem Arm hinausgetragen.

Die Kleidung der Heuberger war auch nicht kostbar, aber es war eine passende und charakteristische Kleidung. Heute ist sie gänzlich verschwunden. Als Werktagskleid trug der Mann einen weißgrauen Zwilchanzug aus selbstgefertigter rauher Leinwand. Manchmal hatte er auch einen Manchestersanzug. Der Sonntagsanzug bestand bei Wohlhabenden aus einem langen schwarzen oder dunkelblauen „Tuchschäcken“, einer seidenen, geblumten, farbigen, roten Weste, Lederhosen, weißen Strümpfen und Schuhen oder langen Stiefeln. Als Kopfbedeckung diente am Werktag eine schwarze Zipfelkappe mit darübergestülptem, breitrempeligem, schwarzem Schlapphut, im Winter eine Pelzkappe mit einer Art Geschmeidekette an der Vorderseite. Unter dem schmalrandigen Hemdkragen trug man ein schwarzes Halstüchle, das vorne zu einem Knoten geknüpft wurde. (Schluß folgt)

ganz geschwunden. Der Spruch „Der Heuberg ist offen“ ist noch unter den Alten bekannt, wenn auch die Kenntnis seines Sinnes verloren gegangen ist.

Aussiedlung auf den Oberstock

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts suchte man das Isinger und Leidringer Heuberggebiet besser zu nutzen, indem es teilweise dem Ackerbau zugeführt oder aufgeforstet wurde („Eschwald“, „Lohholz“, „Fichtenwald“, „Eichwald“ usw.). Diese beiden Dörfer benutzten nach 1819 größere Teile des ihnen zugefallenen Landes, um darauf in Muldenlage Einzelhöfe anzulegen. So entstanden auf Isinger Markung auf der oberen Ackerflur Wolfsgrube, Seehof, Langenmahd und im letzten Jahrhundert die Schieferhalde und der Häsenbühlhof und auf Leidringer Markung der Schorenhof. Ein Hof Großtheil ist wieder abgegangen. Am Weg vom „Kreuz“ zum Häsenbühl im Süden der Markung Binsdorf auf dem „Österreichischen“ (bis 1806 österreichisch) auf unterem Lias liegt der Steinefurthof, der nach Zerstörung 1945 wieder aufgebaut wurde. Auch die im Erlenbachtal liegenden Höfe, Kopfenhof, Amselreute, Kremphenhof und der im Norden der Leidringer Markung bestehende Bommlershof, nutzen die untere Liasplatte.

Schon 1598 war das Walchhaus im Hapental Wohnung eines Schäfers, bei der zwei Scheuern und ein Schafhaus lagen, 1777 wurde durch Rodung weiteres Ackerland gewonnen und die Siedlung jetzt Waldhof genannt. Im vorigen Jahrhundert wurde das Gut arrondiert und als Filialbetrieb des Stauffenbergischen Geislinger Gutes geführt. Es umfaßte bereits damals schon 200 Morgen. Durch Kauf und Tausch von Land um den Hof wurde es schließlich auf 135 ha gebracht und durch sorgsame Pflege und Entwässerung der Böden so verbessert, so daß der Hof heute auf dem First des Heubergs zu den besten der weiteren Umgebung zählt. Er besitzt eine ebene Lage und ist wie das alte Bronnhaupten in Staatsbesitz. Die einstige Markung Bronnhaupten erstreckte sich auf der sanft nach Osten einfallenden oberen Liasplatte über einen Teil des Rückens des Kleinen Heubergs. Schon 1140 wird der Ort als „Brunnohoubiton“, 1295 als „Brunnehoubten“ (= Ort an der Quelle) erwähnt. Er muß ursprünglich sogar ein Dorf gewesen sein, denn vor 1450 war der Besitz in etwa 20 Lehengüter der verschiedensten Herrschaften zerteilt. Es müssen mindestens fünf oder sechs größere Höfe vorhanden gewesen sein. Doch schon 1383 war der größte Teil der Einwohner fortgezogen. Zeitweise war diese Siedlung auch Herrrensitz, wie nach 1598 durch die Herren von Stotzingen. Von 1686 ab war dann Württemberg alleiniger Inhaber des einstigen Rittergutes. Die zusammenhängende und weithin ebene Posidionischieferplatte des Gutes mit ihren gut krümmelnden, warmen und nährstoffreichen Böden war durch all die Jahrhunderte, in denen seine Besitzer oft wechselten, trotz vorübergehendem Überwiegen der Schafhaltung oder der Viehwirtschaft Ackerland geblieben. Die flachwellige Ackerplatte wird heute von der Staatsdomäne intensiv bewirtschaftet.

Der Schild des Kleinen Heubergs

Von Fritz Scheerer
(Schluß)

Isingen mit seiner alten Martinskirche kommt im frühen Mittelalter eine besondere Bedeutung zu. Es waren dort wohl reiche Herren ansässig, die vielleicht die Oberhäupter der Siedlungen rund um den Kleinen Heuberg waren. Diese Herren haben dann vermutlich im Hochmittelalter die Höhenburg Rosenfeld auf ursprünglich Isinger Markung erbaut, die um 1250 auf dem Bergsporn zwischen Stunzach und Weingartenbach zu einer Stadt erweitert wurde.

Die Lage dieser Orte, meist in einer Mulde oder im Tal und nicht weit von den Quellhorizonten, war günstig. Im Oberstock des Kleinen Heubergs wurde nur Dormettingen auf einem Sporn zwischen zwei Quelllästen des Riedbachs und der südlich anschließenden Nische angelegt. Sonst schien wohl der Kern in der Zeit der alamannischen Landnahme und auch später ungeeignet zur Anlage eines Dorfes mit Feldmark, wegen Wassermangels und wegen der rauhen, dem Wind stark ausgesetzten Lage. Er blieb größtenteils bis in die Neuzeit herein siedlungsleer. Heute greifen die Markungen der alten Dörfer von allen Seiten in den zentralen Oberstock hinauf, so daß sieben Gemeinden an ihm Anteil haben.

Oberstock - eine große Markgenossenschaft

Diese dorffernen Markungsteile dienten im Mittelalter als Weiden und einmähdige Wiesen, als „Heuberge“. Von hier wurde dann auch der Name Heuberg auf die randlichen Gemeinden und auf die ganze Landschaft übertragen und im Gegensatz zum „Großen Heuberg“ (900–1000 m)

„Kleiner Heuberg“ (600–700 m) benannt. Der Hardtwald war ein lichter Weidewald. Heute sind in ihm die alten Eichen durch urwüchsige Nadelholzbestände ersetzt. Auch die ursprünglich beigemischten Buchen, Ahorne und Eschen sind fast ganz verschwunden. Ähnlich war es an den steilen Hängen des Firstes, wie Namen wie „Buch“ oder „Flachzell“ (zell = Dornbusch) bei Isingen beweisen.

Der „Heuberg“ zwischen Täbingen, Leidringen, Isingen, Binsdorf, Erlaheim, Geislingen und Dormettingen war Gemeindegut dieser sieben Gemeinden und blieb es bis zu der um 1825 vorgenommenen Auflösung. Schon in Verkaufs- und Verpfändungsurkunden von 1305 und 1320 wird der Heuberg ausdrücklich als gesondertes Zubehör der Herrschaft Rosenfeld aufgeführt. Der Oberstock gehörte damals nicht zu den Markungen der umliegenden Dörfer. Er war Ergänzungsraum für die Viehhaltung dieser Orte und bildete eine „Große Markgenossenschaft“ zur gemeinsamen Heunutzung, auf die dann nach der Heuernte der Auftrieb der Schafherden erfolgte. Es durfte keine Gemeinde vor der anderen auf den Heuberg, um Heuet zu halten. Der Tag des Erntebeginns wurde von der Behörde festgesetzt, den Gemeindevorstehern der beteiligten Gemeinden mitgeteilt und damit tat sich „der Heuberg auf“.

Nun begann jede Gemeinde nach einer festgesetzten Ordnung der Mitte zu den Heuanteilen zu mähen, bis die Mähdler zusammenstießen. War die Arbeit der Männer und Frauen getan, so wurde das „Heubergfest“ mit Lied, Spiel und Tanz auf dem grünen abgemähten Wiesenplan beim heutigen Häsenbühl bis spät in die Nacht hinein gefeiert. Die Erinnerung an diese alte Heuberg-Gemeinschaft ist noch nicht

Herausgegeben von der Heimatkundlichen
Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen,
Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am
Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen
jeweils am Monatsende als ständige Bei-
lage des „Zollern-Alb-Kuriers“



Die Geschichte der Heselwanger Orgel

Von Adolf Klek

Die Orgel der Evang. Kirchengemeinde im Balingen Stadtteil Heselwangen zeugt auf ihre Weise von vergangenen Zeiten und steht mit Recht unter Denkmalschutz. Ihre Geschichte spiegelt wirtschaftliche und politische Verhältnisse ebenso wieder wie die wechselnde geistige Grundhaltung der Menschen verschiedener Epochen, welche jeweils auch im Musizierstil und in der Orgelbaukunst Ausdruck findet.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, als Napoleon und die Ideen der französischen Revolution das Gesicht Europas stark bestimmten, bestand die Gemeinde Heselwangen aus 400 Seelen und feierte ihre Gottesdienste in der alten Antoniuskapelle, die längst viel zu klein geworden war. Eine Orgel gab es in dieser Kapelle überhaupt nicht. Im Jahre 1827 begann man damit, den Bau einer Kirche auf einem Grundstück neben der Kapelle zu betreiben und dachte wohl auch gleich an die Aufstellung einer Orgel in dieser neuen Kirche.

Die gebildeten Leute bewunderten zu jener Zeit allgemein die vorchristliche Kultur der alten Griechen, weil sie darin die Werte echten Menschentums verwirklicht sahen, auf die man durch die Aufklärung aufmerksam geworden war. Den Bauwerkstern dienten die griechischen Tempel als Vorbild in ihrer Ausgewogenheit der senkrechten und waagrechten Bauteile. Es herrschte in Deutschland ein Baustil vor, den wir heute als Klassizismus bezeichnen. „Edle Einfachheit, stille Größe“ war das Ideal der gestaltenden Kunst in den Bereichen der Architektur, der Dichtung und — wie man in Heselwangen sehen kann — auch des Orgelbaues.

Der Balingen Bauinspektor Nieffer fertigte die Pläne für die Heselwanger Kirche so an, wie es dem klassizistischen Stil entsprach. Ein lichter, schmuckloser Saalbau entstand und wurde am 2. Advent des Jahres 1830 eingeweiht. Der „Orgelmacher“ Anton Braun aus Spaichingen, der mit dem Bau einer kleinen, recht bescheiden ausgestatteten Orgel beauftragt wurde, gestaltete sein Werk ebenfalls in diesem Stil. Die Bezahlung für die fertige Orgel erfolgte im Juli 1831.

Für die Anfertigung des Gehäuses und die Lieferung von Eichenholz zum Bau anderer Orgelteile wurde übrigens Schreiner Georg Eppler aus Streichen herangezogen. Das Gehäuse für die Pfeifen besitzt nicht die in der vorausgegangenen Barockzeit üblichen Verzierungen mit Rankenwerk, sondern betont schlicht die senkrechten und waagrechten Linien.

In dieses Gehäuse stellte Meister Braun neun Pfeifenregister (Pfeifenreihen), und zwar sieben Register als Hauptwerk, spielbar vom einzigen Manual (Tastenreihe) des Spieltisches aus, und noch zwei Pedalregister, die aber nur eineinhalb Oktaven umfaßten. Bei der Bestimmung des Klanges dieser Pfeifen ließ sich der Erbauer vom Gedanken der Nüchternheit und Sach-

lichkeit leiten. Nur die Mixtur-Pfeifenreihe erinnert mit ihrem hellen, etwas harten Ton noch an den barocken Orgelklang. Die übrigen Register klingen weicher. So verkörpert die Heselwanger Orgel ein für das damalige württembergische Land typisches Klangideal des Klassizismus. Orgeln dieses Stils sind heute nur noch selten zu finden.

Anton Braun hatte in jenen Jahren mehrfach in der näheren Umgebung zu tun. In Balingen führte er im Jahre 1833 einen Umbau der Stadtkirchenorgel durch; und in Tübingen schuf er 1835 in einer reicher ausgestatteten klassizistischen Kirche eine Orgel, deren Gehäuse dem in Heselwangen sehr ähnlich sieht. Der Pfeifenklang weist aber dort schon mehr auf die Romantik hin. (In Heselwangen befinden sich unter den sieben Registern des Manuals zwei Achtfußregister; in Tübingen stehen unter elf Registern fünf „Achtfüße“.)

Verbesserung und „Verböserung“

Sehr viele Jahre waren die Heselwanger mit ihrer kleinen Orgel zufrieden. Es blieb ihnen wohl auch keine andere Wahl, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung wegen schlechter Entwicklungsmöglichkeit des abgelegenen Ortes recht dürftig waren. Im Jahre 1860 mußte eine geplante Revision der Orgel „wegen geringer Geldmittel“ vertagt werden. Aber 1910 brachte man das Geld für ein elektrisches Gebläse auf, welches die Firma Johannes Jehle aus Ebingen einbaute. Der Blasbalgretzer wurde dadurch abgelöst.

Im ersten Weltkrieg opferte man wie überall in den Gemeinden noch im letzten Kriegsjahr die größten Zinnpfeifen zur Herstellung von Kriegsmaterial. Als Ersatz wurden Pfeifen aus Zink in die „Fenster“ des Orgelgehäuses gestellt.

Eine kleine Verstärkung des Orgelklanges wollte sich die Kirchengemeinde im Jahre 1930 dann doch leisten. Sie ließ zu diesem Zweck bei einer Reparatur des Sifflöte-Register mit seinen winzigen, silberhell klingenden Pfeifen durch ein Gambenregister ersetzen, dessen größere Pfeifen tiefer und satt wie ein Streichinstrument tönen. Ähnliche Veränderungen alter Orgeln wurden in früheren Jahrzehnten häufig vorgenommen. Was gut gemeint war, wirkte sich vom Standpunkt der Erhaltung historisch bedeutsamer Werke leider als böse aus. Der ursprüngliche Klangcharakter wurde gestört. Die Absicht, mit der Orgel Instrumente des Orchesters nachahmen zu wollen, beraubte die Orgel ihrer Eigenart als selbständiges Instrument, als „Königin der Instrumente“. Glücklicherweise beschränkte sich der Eingriff in die Heselwanger Orgel auf ein einziges Register und konnte bald wieder gut gemacht werden.

Die Veränderungen von 1947/48

„Schon seit langer Zeit wäre es nötig gewesen, die Orgel in unserer Kirche wie-



der instand zu setzen. Bald nach Kriegsende brachte es Herr Pfarrer Eppinger so weit, daß der Umbau bei der Firma Gebrüder Link in Giengen/Brenz bestellt wurde.“ So berichtet im Juli 1948 eine Schülerin aus der Volksschulklasse von Oberlehrer Hermann Haerberlen, der selbst als Organist in Heselwangen wirkte und seine Notizen und Erinnerungen zur Abfassung dieser Orgelgeschichte beisteuerte.

Die Planung der Arbeiten übernahm Dr. Walter Supper (Esslingen), der Sachverständige der Ev. Landeskirche. Sein Hauptanliegen war die Erhaltung oder Wiederherstellung des ursprünglichen Klanges. Deshalb wurde das Gambenregister entfernt und wieder eine Sifflöte eingebaut. Ein Schritt zur Vergrößerung der Orgel wurde insofern getan, als das Pedal auf den normalen Umfang von zwei Oktaven erweitert wurde und zu den beiden Pedalregistern noch ein drittes hinzukam. An das Pfeifengehäuse mußten deshalb hinten zwei Seitenflügel angebaut werden. Vor dem Gehäuse wurde ein neuer Spieltisch aufgestellt, bei dessen Tasten die Farben schwarz und weiß genau so angeordnet waren, wie bei einem Klavier. Der ursprüngliche Spieltisch besaß umgekehrt weiße Obertasten und schwarze Untertasten. Die Verbindung von diesen Tasten zu den Pfeifen wird von jeher mittels kunstvoll angeordneter Holzstäbchen bewerkstelligt, also durch eine sogenannte mechanische Traktur. Für das neu aufgestellte Pedalwerk wurde 1948 eine pneumatische Traktur gewählt, die mit Luftdruck arbeitet. Bewährt hat sich diese Pedaltraktur nicht, da die Pfeifen verspätet ansprechen. Andernorts hat man ähnliche Erfahrungen gemacht. Der Umbau auf mechanische Bedienung des Pedalwerks kann in Heselwangen eine Aufgabe künftiger Jahre sein.

Einbau eines zweiten Manuals zum Advent 1976

Die Not der Nachkriegsjahre ist inzwischen verschwunden und Heselwangen (seit 1934 Stadtteil von Balingen) hat sich hinsichtlich seiner Einwohnerzahl und des Einkommens seiner Bewohner ebenso wie andere Orte nach oben entwickelt. Es wurde Zeit, die kleine einmanualige Orgel durch ein zweites Manual mit entsprechenden Pfeifen zu erweitern. Dazu mußte aber ein Weg gefunden werden, der einerseits den mehr und mehr geschätzten alten Klang und das Gehäuse des bestehenden Werkes nicht stört oder gar zerstört, sondern ergänzt, und andererseits dank der zusätzlichen Pfeifen dem Spieler die Möglichkeit gibt, die heutigen Ansprüche zu befriedigen und den gewachsenen Aufgaben der Orgelmusik in den Gottesdiensten nachzukommen. Eine zweimanualige Orgel steht in der Regel in den Dorfkirchen. Sie ermöglicht es, klanglich aufgliedert Kompositionen wiederzugeben, wie wir sie den großen Meistern der Kirchenmusik verdanken. Der Organist kann auch mit jeder Hand auf einem anderen Manual spielen und so gleichzeitig zwei verschiedene Klangfarben erzeugen, z. B. eine Melodie gegenüber den Begleitstimmen hervorheben.

Kirchenmusikdirektor Gerhard Rehm (Balingen), als zuständiger Orgelpfleger, erarbeitete den Plan für den Einbau eines zweiten Manualwerkes in die Heselwanger Orgel. Er machte sich dabei Erfahrungen zunutze, die an der schon erwähnten Orgel in Tübingen gemacht wurden, als dort das ebenfalls historisch wertvolle einmanualige Werk im Jahre 1974 um ein zweites Ma-

nual vergrößert wurde. Es gelang dort, die dafür notwendigen Pfeifen im Spieltisch unterzubringen.

Orgelbaumeister Diethelm Berner aus Stuttgart führte an der Heselwanger Orgel in den Herbstmonaten 1976 die Erweiterung mit großer Kunstfertigkeit so durch, daß der Spieltisch durch die Aufnahme der Pfeifen von fünf Registern nur 62 cm mehr Platz in der Tiefe braucht und wegen der zweiten Klaviatur um 7 cm höher wurde (s. Bild). Die größten der insgesamt 260 neuen Pfeifen legte der Orgelbauer in den Hohlraum des Podiums, auf dem der Spieltisch steht.

Die Tasten des Spieltisches sind in beiden Manualen so gefärbt, wie zur Zeit der Erbauung anno 1830. Der Klang der neuen Register nimmt auf die bisher vorhandenen Klangfarben klassizistischer Prägung Rücksicht und bringt doch eine Bereicherung der Klangpalette. Die Zinkpfeifen aus der Zeit des ersten Weltkrieges sind um der Einheitlichkeit dieses Registerklanges willen (Prinzipalregister) und zur Wiedergewinnung historischer Echtheit durch Pfeifen aus Zinn ersetzt worden.

Disposition

Die Pfeifen sind in Aufstellung und Klang jetzt folgendermaßen geordnet:

I. Manual, Hauptwerk (seit 1830): Gedackt 8', Flöte 8', Prinzipal 4', Flöte 4', Oktav 2', Sifflöte 1 1/3', Mixtur 3fach.

II. Manual, Spieltischpositiv (1976): Rohrgedeckt 8', Schweizerflöte 4', Doublette 2', Sifflöte 1', Sesquialter 2fach, Tremulant.

Pedal; seit 1830: Subbaß 16', Oktavbaß 8'; seit 1948: Dolkan 4'.

Koppeln ermöglichen das gleichzeitige Erklängen der Pfeifen von I. und II. Manual, sowie I Manual und Pedal.

mit aller Kraft der historischen Forschung widmen zu können. Aber dank einem fürsorglichen und ausgleichenden Wesen gelang es ihm in seinem neuen Aufgabenbereich wohl leichter als manchem anderen, Klippen zu umschiffen, Wogen des Unmuts, des Ärgers und der Aufregung zu glätten.

Die Erkenntnisse aus seinen Quellenstudien für weite und verschiedenartige Landesteile ermöglichten ihm, viele grundsätzliche Probleme anzupacken, Fragen der Herrschaftsgeschichte, der Siedlungs- und Verfassungsgeschichte, der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. So hat er, um wenigstens ein paar Beispiele zu nennen, die unsere engere Heimat betreffen, festgestellt, daß die alten Grafen von Haigerloch nicht identisch sind mit den Grafen von Zollern, wie man bis dahin auf Grund des etwa gleichzeitigen Vorkommens eines Grafen Adalbert in beiden Familien angenommen hatte. Er hat die ältere Vorstellung von einer ursprünglichen Gliederung der einwandernden Alamannen nach Hundertschaften widerlegt und die Einrichtung einer kleinen Zahl von Huntaren in bestimmten Gebieten als Organisationsform der fränkischen Besatzungsmacht erwiesen. Dagegen standen die Baaren, zu denen auch die Südwealß gehörte, in irgend einem Zusammenhang mit dem alten schwäbischen Herzogtum. Er hat über Ortsnamen auf -dorf und -zimmern geschrieben, die im Raum zwischen dem Zoller und dem oberen Neckar in größerer Zahl begegnen. Er hat festgestellt, daß Onstmettingen aus Oberhofen und Unterhofen, Lautlingen aus Oberdorf, Unterdorf und Höri zusammengewachsen sind. Er hat über den Bol, den Hebsack, die Unot und andere Flur- und Gattungsnamen nachgedacht und Besonderheiten ihrer Rechtsnatur gesucht. Er hat Burgfelden als einen alten Herrnsitz des 7. oder 8. Jahrhunderts erkannt und ist der Geschichte der Wallfahrt zur Wurlinger Kapelle nachgegangen. Er hat aber auch die Holzarten des Schwäbisch-Fränkischen Waldes beobachtet und erforscht und noch Zeit gefunden, sich über die Bildzeichen der königlichen Hoheit bei den iranischen Völkern in einem Aufsatz zu äußern. Immer tiefer ist Jänichen in die Geschichte der bäuerlichen Verhältnisse eingedrungen. Seine wichtigsten Aufsätze zu diesem Thema wurden zu seinem 60. Geburtstag in einer Festschrift mit dem Titel „Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes“ zusammengefaßt (Stuttgart 1970). Schwierige Sachverhalte sind hier in einer klaren und einfachen, dem Stoff angemessenen Sprache dargestellt, ein Erweis der Meisterschaft des Verstorbenen.

So anspruchlos wie der Titel der eben genannten Festschrift war Hans Jänichen selbst. Er hat nie geprahlt mit seinem Wissen oder gar mit seinen Titeln. Stets war er bereit, andere zu beraten, sie anzuregen, ihnen weiterzuhelfen. Das galt gegenüber seinen Tübinger Studenten, mit denen er fruchtbare Seminare abhielt, das galt gegenüber Mitarbeitern und Kollegen. Er hatte wenige Gegner auch als Wissenschaftler und kaum einen Feind.

Anspruchsvoll war er nur sich selbst gegenüber, wenn er sich immer neue Leistungen abverlangte. Man braucht nur die lange Liste seiner Veröffentlichungen nachzulesen, die in der genannten Festschrift zusammengestellt sind; seitdem sind noch etliche gewichtige hinzugekommen. All diese Arbeiten sind ausgezeichnet durch eine Verbindung von Quellenkenntnis und Einfallsreichtum. Wer Hans Jänichen in irgend einer Sache um Rat anging, der konnte gewiß sein, daß er einen Vorschlag für eine Lösungsmöglichkeit mitnehmen durfte. Aber die eigene Fantasie wurde stets durch die Rückfrage bei den Quellen gezügelt. Hans Jänichens Tod hinterläßt nicht bloß eine große, unersetzbare Lücke

Zur Erinnerung an Hans Jänichen

Von Dr. Walter Stettner

Am 27. November ist Oberregierungs- direktor Professor Dr. Hans Jänichen nach langer Krankheit in Tübingen gestorben. Der Kreis Balingen verdankt dem Verstorbenen die gründliche wissenschaftliche Erforschung seiner Geschichte und der seiner Gemeinden, wie sie sich in der Amtlichen Kreisbeschreibung niedergeschlagen hat.

Die Kreisbeschreibungen und ihre Vorgänger, die Oberamtsbeschreibungen Württembergs, denen andere Länder, auch z. B. Baden nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatten, haben bei uns eine 150jährige Tradition. Hervorragende Gelehrte wie etwa Viktor Ernst im ersten Drittel dieses Jahrhunderts haben sich in ihnen hervorragende Denkmäler gesetzt. In ihre Fußstapfen trat nach dem letzten Krieg Hans Jänichen, nachdem er sich vorher in der Hauptsache der Vorgeschichte gewidmet und an der Universität Greifswald eine Dozentur für Vorgeschichte bekleidet hatte. Seine besondere Neigung galt damals der Runenforschung. Die Kenntnisse auf diesem Gebiet kamen ihm zustatten, als es galt, die auf württembergischem Boden gefundenen Runeninschriften zu lesen und zu deuten. Vor knapp zwanzig Jahren kam in Weilstetten eine lateinische Inschrift zum Vorschein; Hans Jänichen erkannte aus ihrem Inhalt ein Nebeneinander von altheidnischen und christlichen Vorstellungen um die Mitte des 7. Jahrhunderts.

Die erste Kreisbeschreibung, an der der Verstorbene mitarbeitete, war die von Öhringen im Hohenlohischen. Ihr folgte

dann — auf Anregung des damaligen Landrats Friedrich Roemer — die Erforschung und Darstellung des Kreises Balingen. Dabei sollte alles aus den Quellen erarbeitet werden. Das erforderte schon bei den altwürttembergischen Orten viel Arbeit, waren doch für die meisten Orte keine wesentlichen Vorarbeiten geleistet, außer der alten Oberamtsbeschreibung von 1880 mit ihren sehr knappen Darstellungen. Aber immerhin konnte man dafür Urkunden und Akten aus den Staatsarchiven in Stuttgart und Ludwigsburg einsehen. Aber z. B. für die einst hohenbergischen, dann österreichischen Orte mußte man das Quellenmaterial in Innsbruck suchen und sichten.

Die Kreisbeschreibung Balingen war noch nicht abgeschlossen, da liefen schon die Vorarbeiten für die Kreise Tübingen, Biberach, und Stockach. Inzwischen war die Abteilung Landesbeschreibung aus dem Statistischen Landesamt ausgegliedert und der Staatlichen Archivverwaltung angeschlossen worden, erst für die beiden Landesteile Württemberg und Baden getrennt, dann einheitlich zusammengefaßt. Die Leitung des ganzen Apparats wurde Hans Jänichen übertragen. Da hat er nun große Forschungsobjekte inspiriert und gefördert, so die Kreisbeschreibung von Ulm, Konstanz, Freiburg, Mannheim und Heidelberg; von ihnen allen liegen mindestens Teile schon vor.

Man kann es bedauern, daß sich Jänichen seitdem viel mit Problemen der Organisation befassen mußte, statt sich weiterhin

in der landesgeschichtlichen Forschung, sondern auch ein Gefühl der Verarmung; der Leere bei seinen zahllosen Freunden. Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen,

die ihm neben der Kreisbeschreibung noch Vorträge bei den Versammlungen und Beiträge in ihren Blättern zu danken hat, gedenkt seiner in Trauer und Dankbarkeit.

Flurnamen der Markung Geislingen

Von Fritz Scheerer

Der ältere Stadtteil von Geislingen liegt mit dem Schloß auf den Platten des Arietenkalkes. Der Anteil an den fruchtbaren Arietenkalken ist jedoch auf der Markung gering, denn die nordöstliche Grenze gegen Ostdorf verläuft an einer nordwestlich-südöstlich streichenden bedeutenden Verwerfung, die die auf der Ostdorfer Seite mineralreiche Arietenkalk-Ackerfläche abbrechen läßt, so daß Geislingen nur im Nordosten („Balgenau“) und im äußersten Norden der Markung noch Anteil an den dunklen Arietenböden hat.

Die 1308 ha große, langgezogene Markung (rund 7 km lang, aber an der breitesten Stelle nur 2 1/2 km) erstreckt sich von den obersten Keuperschichten im Mildersbachtal (510 m) durch den ganzen Lias und erreicht auf dem Kleinen Heuberg im „Hartwald“ (672 m) noch die dem Lias aufgelagerten schweren Opalinustone. Der Großteil der Markung ist eine unruhige Hügellandschaft, die der Riedbach mit seinen sieben Quelllästen zerlappt und in viele zungenförmige Riedel aufgelöst hat, bei denen die wenig fruchtbaren Mergel und Tone des mittleren Lias die vor- und zu-

rückspringenden Hänge über den feuchten Talauen bilden.

Die bucklige Oberflächenform der Markung und die unfruchtbaren, schweren bis tonigen Lehm Böden des mittleren Lias sind für den Ackerbau ungünstig. Die Geislinger Äcker liegen daher in kleinerer Fläche in den wasserstauenden unteren Liastonen (Turneritone) und in der zusammenhängenden Posidonienschieferfläche auf den dorffentlegenen Höhen beim Waldhof. Die Wiesenflächen der Markung sind am Riedbach und an seinen Quelllästen entlang. Als Schafweide dienten bis in die Neuzeit herein die Hänge, die aber in den letzten Jahrzehnten größtenteils aufgeforstet wurden. Auch in den abgelegenen Teilen der Markung finden sich neben alten Waldstücken („Schopfen“) heute neue Waldflächen mit Nadelbäumen („Breitenfeld“, „Häzengelgarten“, „Oberholz“). Heute tragen die Liashöhen zu beiden Seiten des Riedbachs fast reine Nadelwälder. Einst herrschten hier Eiche und Buche vor, während Tanne und Fichte nur spärlich vertreten waren. Ein großer Teil der Markung gehörte bis vor wenigen Jahrzehnten zum

Rittergut. Im Jahre 1777 waren von den insgesamt 1312 Morgen Ackern 944 Morgen im Besitz der Herrschaft. Für die Bauern des Ortes blieb so nicht viel Wirtschaftsland übrig. Sie waren gezwungen, auf auswärtigen Markungen Ersatz zu suchen, z. B. auf Bronnhaupter Markung. Hinzu kam noch, daß der geringe Eigenbesitz des Bauern durch Erbteilung in immer kleinere Stücke aufgeplittert wurde, deren Bewirtschaftung außerdem durch lange Anfahrtswege erschwert war.

Die Ackerflur war 1490 in die drei Zelgen „Hagensaat“ (im Süden), „Oberholz“ (im Norden) und „Gen den Heuberg“ (im Südwesten) eingeteilt. Die Einwohner waren auf Grund der oben genannten Umstände schon früh gezwungen, sich nach einem Nebenerwerb umzusehen, weil nur wenige als selbständige Bauern ein Auskommen hatten. Bei der Herrschaft entstand dadurch ein starker Landarbeitermangel. Dieser bewog die Stauffenberg zur Aufforstung eines erheblichen Teils bisher bebauten Landes. Seit der Jahrhundertwende sind selbst gute Ackerböden der entlegenen Außenfelder aufgeforstet worden, so daß sich die Wald- und Forstfläche seitdem mehr als verdoppelt hat. Der stauffenbergische Waldbesitz besteht so größtenteils aus jung aufgeforsteten Nadelbeständen.

Geislingen gehört zu der Gruppe Inngensiedlungen rund um den Kleinen Heuberg mit Leidringen, Täbingen, Dautmergen (Tutmaringen), Dormettingen, Erzingen und Isingen, die zu den ältesten alamannischen Orten zählen. Der Ortsname ist von dem Personennamen Gisilo abzuleiten. Vielleicht schon 1188, aber sicher 1279 ist er in vielen Urkunden Giselingen geschrieben. Das Reihengräberfeld auf dem „Ellenberg“ weist bis in das 6. Jahrhundert zurück. Ein weiteres Gräberfeld befindet sich südöstlich des Orts am flachen Nordrand der „Wart“. Nach diesen zwei Reihengräberfeldern darf angenommen werden, daß ursprünglich zwei Siedlungen bestanden haben. Zudem lassen sich auch verschiedene „Brühle“ nachweisen. Schon 1490 werden der „Landoldsbruel“, der „Bruel“ im „Tuotental“ (Deutental? 1583 „deittental bey der Bruckh“) und der „Junkherrenbruel“ erwähnt. Einer ist identisch mit dem schon 1306 genannten „Bernhardtsbrühl“. Der Junkherrenbruel dürfte identisch sein mit dem Brühl, der jetzt überbaut ist und einst der Herrschaft gehörte, während der 1583 genannte „Stettemberiel“ im Norden liegt, wo 1582 das Kloster Wittichen Güter „uffm Awen zwischen dem Stettemberiel“ hatte. Stetten ist die Abkürzung von Hofstett, die ursprünglich stauffenbergisch war und durch Tausch an die Gemeinde kam. Brühle sind Wiesen, meist mit rechtlicher und wirtschaftlicher Sonderstellung, gewöhnlich in der Hand von Orts-, Grund- oder Zehntherrn. Der Bernhardsbrühl wird im Südwesten vom Ort unterhalb der Bernhardshalde gelegen sein.

Der größte Teil der Ostdorfer Markung dürfte einst von der älteren Geislinger Markung abgeschnitten worden sein (s. Heimatkundliche Blätter 1958, S. 237). Mit der restlichen Geislinger Markung wurden Teile der Markungen der abgegangenen Siedlungen Balgenau und Bergheim (Flurnamen „Bergen“) vereinigt. Der Flurnamen Balgenau taucht 1372 urkundlich auf und zeigt neben den Formen „uff“ und „in Balgenau“ auch die Form „zu Balgenau“ (1490, 1583), was auf einen Ortsnamen schließen läßt. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Ausbausiedlung von Balingen, deren Markung nach dem Abgang auf Balingen, Ostdorf und Geislingen aufgeteilt wurde, während die Wirtschaftsfläche von Bergheim (1490 Berkheim) an Geislingen und Erlaheim kam, denn sie lag an der Grenze gegen Erlaheim, wo 1490 der „Rosenfelder stig“ durchführte und 1583



ein Jahrtag eines Aberlin Mayer anlässlich einer Stiftung für ein „Holz in Berkhen unterhalb dem Weg, der gen Buobenhoven geht“, im Seelbuch von St. Ulrich bezeugt ist. 1560 heißt es „am priel under Berkha“, was auf eine Siedlung schließen läßt, die aber schon vor 1490 abgegangen sein muß.

In der Erneuerung über die Kirchen usw. des „Urbarhum 1583“ vom St. Gallentag 1451 auf Befehl des Hans Jacob von Stotzingen von Heinrich Schweigcker von Sulz (Pfarrarchiv) und in der Erneuerung von 1467 der von Werner von Bubenhofen gestifteten Zechbruderschaft sind die Einkünfte aus den verschiedensten Gütern verzeichnet und damit viele Flurnamen aufgeführt, die im folgenden behandelt werden. Ein großer Teil der Namen ist jedoch abgegangen oder sind in den vergangenen vier Jahrhunderten viele Fluren überbaut worden.

Wolf von Bubenhofen übergab 1451 den Kirchensatz von Burgfelden an Württemberg. Dafür wurde ihm zugestanden, die Kirche in Geislingen, die bisher zur Pfarrei Ostdorf gehörte, von der bisherigen Mutterkirche zu trennen und zur selbständigen Pfarrkirche zu erheben. Die geistlichen Einrichtungen, die Pfarrei St. Ulrich, die Zechbruderschaft, die Heiligkreuzpflege, die Frühmesse und die St. Georgspfunde besaßen eigen betriebene Güter, jedoch von geringem Umfang; daneben hatten die Frühmesse, der heilige Ulrich und die St. Georgspfunde Erblehen, zu denen Fluren in den drei Zelgen gehörten.

Flurnamen der Geländeformen

Art und Gestalt der Landschaft der Markung spiegelt sich in vielen Flurnamen. So ist Art und Beschaffenheit des Bodens, die Geländeformen mit ihrem bunten Wechsel von Erhebungen, Senkungen und ebenem Land, die Ausdehnung und Lage, Größe und Form von bebauten und unbebauten Fluren in gehaltvollen Bezeichnungen gekennzeichnet. Die Markung zeigt einen reichen Wechsel von Bergen, Hängen, Schluchten, Mulden und Tälern. Berg heißen auch kleine Erhebungen, besonders wenn die Siedlung an ihrem Fuß liegt: Oberberg, Unterm Berg. Die Halde ist ein sanft geneigter Abhang. Der Vorderen Halde (heute Wald) steht die Hintere Halde gegenüber. Die Winterhalde mit ihrem nach Norden gerichteten Hang ist weniger ertragreich als die von der Sonne begünstigte Sommerhalde. Die Bernhardshalde (s. oben) und die Schulerhalde (Balingen Geschlecht) zeigen den Besitzer. Der Schiefer, der sich in blauschwarzen, blättrigen Kalkbänken des oberen Lias findet, gibt der Schieferhalde und dem Schieferbrünnele den Namen. Im Westen vom Ort liegt die Oschalde. Das Hasenhäldle dürfte vom Freund Lampe und nicht von der Hasel den Namen haben, die Grieshalde

von grobkörnigem Gestein. Die Beinleshalde hat ihren Namen von „Beinlen“, wo vor der Reformation das Beinhaus gestanden haben soll. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber kommt der Namen von einem abgegangenen Friedhof. An der Freihalde hatten arme Leute das Weiderecht für Ziegen. Leicht gerundet, gewölbt am Ellenberg ist „In Wangen“ das Wiesengelände, während der „Bühl“ („Hühnerbühl“) ein Hügel und er „Bohl“ (abgegangen, überbaut) und „Gnagen“ (Gnock = Knolle) eine mehr ründliche Erhebung haben. Auf dem Mönchsühl soll auch eine Klause oder Kapelle gestanden sein (1538: „der Mönchsbihel bey der Cappel“). Der Hauserbühl wird im Besitz eines Hausers gewesen sein. Beim Erlaheimer Witthau wird 1582 der Dattenbol erwähnt. Der Giebel ist eine spitze, mindestens hervorragende Bergform und das Hörnle ein Geländevorsprung. Steig (ei, nicht ai gesprochen) ist ein Weg für Mensch und Vieh. So ist im Norden der Markung ein Buchensteig (= Weg durch Buchenwald).

Einsenkungen im Gelände sind die Grub, der Grund und das Teich (= flache, wasserlose Mulde). 1582 wird das „Thufenthal“ (Tiefental) erwähnt. Im Bleikental (zu bleich) liegt nacktes Gestein zutage, das Zinkental hat seinen Namen von der Form. Bilder, die dem menschlichen Körper entlehnt sind, haben wir in Wolfartskehle für Schlucht und in Nabelberg. Wasserreiche Wiesen im Talgrund werden mit Au bezeichnet.

Häufig weist Ried auf sumpfiges Land. Dies ist auch bei Geislingen am Riedbach der Fall. Ebenso deutet der Namen Moos auf nassen Untergrund. Ein alter Name für Rohrkolben ist Dutte, das Deutental also die mit Rohr und Binsen bestandene Senke.

Vor 1580 erbaute die Herrschaft die Mühle am „Alten Weiher“ unterhalb des Orts. Nachdem 1676 das Bannrecht in die Balingen Stotzinger Mühle aufgehoben war, wurde eine zweite Mühle „unten im Dorf“ erstellt, die aber 1825 schon wieder abgegangen war. Der Weiher bei der Mühle hieß „Pfaffenangel“. Das „Weiherle“ war die Wassersammelstelle für Brandfälle und für die Deicheln (hölzerne Wasserleitungsrohre). Da früher an der Isinger Straße keine Brücke über den Riedbach ging, mußte man durch das Wasser waten und fahren, die Stelle nennt man „Vor der Furt“.

Häufig ist es die Ackerform oder -größe, die die Namengebung veranlaßte, so in Fuß, Langer Morgen = langes, meist schmales Ackerstück, das an einem Morgen geackert werden kann. Kurze Schlichte und Lange Schlichte sind ebenes Gelände von verschiedener Ausdehnung. Gekrümmte Fluren heißen Krumme Äcker. Eine grasbewachsene Fläche ist der Lange Wa-

sen und der Riedwasen. Im Gegensatz zur „Großen Wiese“ ist das „Butzenwiesle“ ein kleines Geländestück. Der letztere Namen dürfte wohl kaum etwas mit dem „Butzenwacker“ oder „Butzenmann“ (= schreckhafte, vermummte Gestalt) zu tun haben. Die „Saubwurst“ ist eine schmale Ackerform und das „Seichhäfele“ eine Verbreiterung des Riedbachs, während man im „Paradies“ die Himmelsnähe empfinden kann. „Enger Weg“ und „Feischer“ (finster) Gäßle waren einst von Hecken eingefasste (dunkle) Wege.

(Schluß folgt)

Inhaltsverzeichnis 1976

Beziehungen Ph. M. Hahn zu Onstmettingen nach seinem Wegzug (Alfred Munz)	49/50
Unsere kallenbergischen Orte im 14. Jahrhundert (Fritz Scheerer)	50/52
Flurnamen um den Raichberg (Fritz Scheerer)	52,56
Lesefrucht: Südtirolfahrt (Dr. Elisabeth Nau)	52
Johann Gottfried Rau (Martin Jehle)	53/54
Vom Sinn des närrischen Treibens (Guido Henne)	54
Namen von Weg und Steg (Fritz Scheerer)	54/55, 60, 64
Von den Anfängen des Christentums im Süddeutschen Raum (Kurt Wedler)	57/60
Gemarkung der Albstadt: Reliefenergie (Hans Müller)	61/63, 68
Die Haimburg (Fritz Scheerer)	63/64
Die Schweizerstraße und die Reichspoststationen Hechingen und Balingen (Rudolf Töpfer)	65/67
Die Stadtbefestigung des alten Ebingens (Dr. Walter Stettner)	69/71, 75
Siege der Eidgenossen vor 500 Jahren (Kurt Wedler)	71/72
Ein Spaziergang durch Rosenfeld vor 400 Jahren (Walpurg Tafel, Siegen)	73/74
Aus der heimischen Mundart (Fritz Scheerer)	75/76
Von unserer Strick- und Wirkwaren in der Zeit von 1900 (Fritz Scheerer)	77/80
Eines armen Sünders Beingerüst (Dipl.-Ing. Rudolf Kerndter)	80
Das Donautal zwischen Mühlheim und Sigmaringen (Fritz Scheerer)	81/83
Gleichnamige Burgen unserer Heimat (Fritz Scheerer)	83/84, 88
Der Schild des Kleinen Heubergs (Fritz Scheerer)	85/87, 92
Bannwälder (Dipl.-Ing. Rud. Kerndter)	87/88
Vom Balingen Färberwandwerk (Fritz Scheerer)	89/90
Übergang Geislingens an Württemberg (Fritz Scheerer)	90/91
Sitte und Brauch in Nusplingen (Curt Winkler)	91/92, 94
Die Geschichte der Heselwanger Orgel (Adolf Klek)	93/94
Flurnamen der Markung Geislingen (Fritz Scheerer)	95/96
Wechselblättriges Milzkraut (60), Das Bergtäschelkraut (64), Österreichischer Ehrenpreis (68), Das Christophskraut (72), Die Felsennelke (76), Die Rotblättrige Rose (80), Die Wegwarte (84). Von Fritz Scheerer	

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Sitte und Brauch in Nusplingen

Von Curt Winkler
(Schluß)

Die Frauen trugen am Werktag eine „Schlutt“ aus Blaudruck, einen Oberrock aus selbstgewobenem „Zeug“ und ein Kopftüchlein. Wer es sich leisten konnte, trug am Sonntag eine Rad- oder Spitzhaube mit allerlei Geschmeide und zwei langen Bändern, einen seidenen Rock, großgeblumt, den schwarzen „Dafettschurz“, ein großes geblumtes, im Winter wollenes Brust- oder Schultertuch, das um den Hals gelegt wurde, und einen wattierten Unterrock. Die Gesamtkleidung war das „Häs“. Die Leib- und Bettwäsche war „reichte“, das heißt aus selbstgesponnener roher Leinwand. Noch bescheidener als in der Kleidung war der Heuberger in seiner Ernährungsweise. Große Abwechslung gab es nicht. Morgens und abends gab es ge-

wöhnlich eine Suppe, meist Wassersuppe, dazu gestandene Milch und Kartoffeln, häufig auch Habermus, „Habermus gibt an starke Fues“, sagt man hier oben. Kaffee war eine Seltenheit. Zum Mittagessen gab's am Werktag hin und wieder, am Sonntag in der Regel Knöpfe, Kraut und einen „Mockel“ Speck, Braten oder so etwas Ähnliches konnte man nicht. Fleisch und Wurst konnte man nicht kaufen, denn es gab keine „Megs“ (Metzgerei) im Dorf. Das Essen kam meist in einer Schüssel oder in der Pfanne, die auf den Pfannenknecht gestellt wurde, auf den Tisch. Kartoffeln, Kraut und Speck wurden in einem gußeisernen Dreifußhafen im Ofen gekocht. Der Topf wurde mit der zweizinkigen Ofengabel ins Feuer gestellt.